Kursbuch

Kursbuch/Rotbuch Verlag · Juni 1990 · Heft 100 · DM 13 · A20281F

Die Welt von morgen

Hans Magnus Enzensberger, Gangarten
Richard Swartz, Die Deutschstunde
Claus Leggewie, Reich oder Bund werden?
Martin Pollack, Osteuropäisches Lamento
Uwe Wesel, Innerlich erröten
Stefan Welzk, Revue der Schimären
Irene Dische, »Mamma« Großstadt
Otto Kallscheuer, Pfingsten 2035
Lothar Baier, Bericht von der Erde
Cora Stephan, Iras Modell
György Dalos, Nörgeleien über Europa
A. v. Bleischroeder, Amerikas Devolution
Karl Schlögel, Amerika und Rußland
Sonja Margolina, Rußland ist einsam
Dan Diner, Der Palästinakonflikt

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

100 Die Welt von morgen — Juni 1990

Hans Magnus Enzensberger, Gangarten. Ein Nachtrag zur Utopie 1
Richard Swartz, Die Deutschstunde 11
Claus Leggewie, Reich werden oder Bund bleiben? Eine Begegnung mit Herrn von Metternich 23
Martin Pollack, Nach der Befreiung. Osteuropäisches Lamento 36
Uwe Wesel, Innerlich erröten 42
Stefan Welzk, Revue der Schimären 55
Irene Dische, Der Mann, der die Großstadt »Mamma« nannte 67
Otto Kallscheuer, Pfingsten 2035 75
Lothar Baier, Bericht von der Erde 95
Cora Stephan, Iras Modell. Der Report der Magda 113
György Dalos, Nörgeleien eines Berufseuropäers 129
Ausra K. v. Bleischroeder, Ex uno plures. Die amerikanische Devolution 137
Karl Schlögel, Glückliches Amerika, armes Rußland 145
Sonja Margolina, Rußland ist einsam 165
Dan Diner, Der Palästinakonflikt: Wege aus der Ausweglosigkeit 173
Index Kursbuch 91 bis 100 191

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH/Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30; Telefon 261 1196. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 881 5059. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030/261 1865, Fax: 030/261 1869.
© 1990 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.
Beilagen: Flensburger Hefte / Freies Geistesleben (Teilbeilage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Kühl Verlag / Commune (Teilbeilage), Rotbuch Verlag

Hans Magnus Enzensberger
Gangarten

Ein Nachtrag zur Utopie

I

Der aufrechte Gang ist, nach wie vor, ein beliebtes moralisches Postulat. Vorgetragen wird es gewöhnlich mit einem gewissen Menschheitspathos; der vorwurfsvolle Unterton ist unüberhörbar; leicht könnte man den Eindruck gewinnen, die Ermahnung richte sich an eine Gesellschaft von Vierbeinern: wieder ein Beweis dafür, daß die Philosophie mit unseren trivialeren Errungenschaften wenig anzufangen weiß.

Ganz anders Dr. Renner, unser rotblonder Physiklehrer, der, mitten in der gedämpften Anarchie der späten vierziger Jahre, einer verblüfften Schulklasse seine Forschungsergebnisse vortrug. Er hatte sich, als Zögling des berühmten Theoretikers Arnold Sommerfeld, mit einer Arbeit über die Physik des Gehens habilitiert. Die Wissenschaft, behauptete er, sei bis dahin vor einem Rätsel gestanden; auch er selber maße sich nicht an, eine stichhaltige Erklärung dafür gefunden zu haben, wie eine derart turbulente Form der Fortbewegung überhaupt möglich sei. Ganz abgesehen von den Anforderungen, die der aufrechte Gang an Gleichgewichtssinn und Koordinationsvermögen stelle – Anforderungen, vor denen die Künstliche Intelligenz kläglich versagt, denn bekanntlich ist ihnen kein Automat gewachsen –, sei schon die reine Kinetik des Gehens so komplex, daß sie sich nur in ganz grober Annäherung, ausgehend von der Theorie des Kreisels, berechnen lasse. Eigentlich handle es sich um eine Art von Taumel; der aufrechte sei ein äußerst prekärer, schwankender, stets von Katastrophen bedrohter, gewissermaßen schlitternder Gang. Grübelnd verließen wir die Schule, indem wir vorsichtig, ja geradezu ungeschickt, einen Fuß vor den andern setzten; ein Beispiel dafür, um mit Kleist zu reden, »welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie des Menschen, das Bewußtsein anrichtet«.

II

Wenn nun aber schon ein so einfaches System wie das von Muskeln und Nerven angetriebene Skelett sich der Analyse weitgehend entzieht, wie mag es sich da mit jenem ungleich zusammengesetzteren Subjekt verhalten, an

das der Blochsche Appell sich richtet – mit dem Menschengeschlecht? So wenig wie der Einzelne über seine Fortbewegung denkt es über den Gang des Ganzen nach, es sei denn, die Ereignisse ließen ihm keine andere Wahl. Wenn der Kreisel der Geschichte ins Trudeln kommt und kippt, ist die Überraschung nicht geringer als in der Physikstunde des Dr. Renner, der seinen Namen Lügen strafte, indem er innehielt und einen Gedanken faßte...

Ein böses Erwachen für die Liebhaber der Stabilität. Kein Begriff ist der politischen Klasse teurer. Mühelos konnten sich Kissinger und Breschnew, Deng und Pinochet, Schmidt und Honecker, Mitterrand und Ceauşescu auf ihn einigen. Aber auch ihre Nachfolger verbindet der Herzenswunsch, Herr der Lage zu sein und zu bleiben. Der durchaus berechtigte Verdacht, »die Lage« könnte »außer Kontrolle geraten«, raubt ihnen den Schlaf. Gemeint ist mit dieser Kontrolle immer nur ihre eigene. Ein heimlicher Ekel schüttelt die Berufspolitiker aller Länder und Parteien bei der Vorstellung, der Satz »Wir sind das Volk« könnte ernst gemeint sein. Wo kämen wir hin, wenn die Leute das vielberufene Selbstbestimmungsrecht beim Wort nähmen? Wo bliebe da die Staatsgewalt, wo blieben die Pfründen und die Stander, die das Leben erst lebenswert machen? Gegen die Herrschaft der Straße hilft nur der Wasserwerfer; notfalls kommen auch andere Gerätschaften in Betracht. In dieser stillen Überzeugung stimmen alle Apparate brüderlich überein, in Peking und Bonn, Leipzig und Paris, Sofia und Washington. Nicht zuletzt darum geht es auch, wenn die Planungsstäbe fieberhaft an neuen »Friedensordnungen« basteln, immer auf der Suche nach »innerer Sicherheit« und nach einem ewigen »Gleichgewicht«, das der taumelnden Bewegung ein Ende setzen soll. Wie schön wäre es, wenn sich alles, was da auf den Beinen ist, »einbinden«, »festmachen«, »integrieren« ließe!

Viel spricht allerdings dafür, daß die ersehnte Stabilität immer schon eine Illusion war. Doch selbst wenn es jene sauber geregelten, übersichtlichen, unbeweglichen Herrschaftsgefüge, von denen die Ordnungspolitiker jeder Couleur träumen, irgendwann und irgendwo gegeben haben sollte, so sind sie heute jedenfalls verschwunden. Der hergebrachten Auffassung vom Staat und von der Gesellschaft steht ein Paradigmen-Sturz bevor, wie ihn die klassische Physik längst erfahren hat. Die Kontrolle, von der die Kanzleien schwärmen, erweist sich als Phantom.

Der tölpelhafte Eindruck, den die Regierungen angesichts der jüngsten Veränderungen in Europa machen, ihr hilfloses Auftrumpfen ist daher keine zufällige Peinlichkeit, der sich durch den Austausch von Personen abhelfen ließe; er folgt aus der prinzipiellen Unmöglichkeit, den gesellschaftlichen

Prozeß vorherzusehen, einem allgemeinen Kalkül zu unterwerfen und von oben her zu beherrschen. Dies gilt nicht nur für den Extremfall. Der nämlich macht nur sichtbar, daß der schaukelnde, instabile Gang der Dinge das Normalste, und das heißt auch das Unberechenbarste von der Welt ist.

III

Die Schadenfreude der Intelligenz angesichts der Blamage der Politik vor dem Taumel der Ereignisse hält sich in Grenzen. Mulmig ist nicht nur den Macht-, sondern auch den Ideenverwaltern zumute. Kein Wunder; die einen wie die andern gedachten zu bestimmen, wo es lang gehen sollte mit der Gesellschaft; daher ihre altehrwürdige Rivalität. Sie stritten sich um ein und dasselbe Privileg: im Namen aller andern Probleme zu definieren und zu lösen. Sobald eine Gesellschaft in Sicht kommt, die sich keine regulativen Ideen mehr von außen oder von oben einflößen läßt, sehen sich diese beiden Klassen von Personen gleichermaßen um ihre angestammte Rolle betrogen. Ein evolutiver Prozeß, der nicht prognostizierbar, geschweige denn planbar ist, macht sie zwar nicht überflüssig; er bringt aber notwendig einen erheblichen Schwund an Autorität und Einfluß mit sich.

In einer alten europäischen Metapher, die bis auf Livius zurückgeht, erscheint die menschliche Gesellschaft als ein Körper, an dem Haupt und Glieder säuberlich zu unterscheiden sind. Wer in diesem Modell das Sagen hatte, verstand sich ganz von selbst. Nicht auszudenken, wenn dieser soziale Körper anfinge, ein Eigenleben zu führen und sich über die Weisungen aus der Zentrale hinwegzusetzen, gerade so, als wäre er auf sein selbsternanntes Großhirn, die Meistermacher und Meisterdenker, nicht mehr unbedingt angewiesen... Höchst unerfreuliche Folgen einer Demokratie, die sich beim Wort nähme! Dabei könnte sich am Ende sogar herausstellen, daß das Ganze, wenn nicht intelligent, so doch intelligenter wäre als jener Teil, der es gewohnt war, das große Wort zu führen. Eine erhebliche Verminderung der Häuptlinge wäre die Folge, und ein solches Los hat noch keine gesellschaftliche Gruppe zum Frohlocken gebracht.

Unter Entzugserscheinungen leiden infolgedessen die Intellektuellen ebenso wie die Politiker. Dabei ist es unerheblich, ob sie das Bestehende zu erhalten oder umzuwälzen wünschen. Es schwankt nicht nur der Boden der Tatsachen. Auch der fliegende Teppich der Utopie wird denen, die sich häuslich auf ihm eingerichtet haben, unter den Füßen weggezogen. Die Erhaltung des *status quo* ist ebenso aussichtslos geworden wie die Verheißung eines *status in spe*. Ja wer glaubt, die Zukunft gepachtet zu haben, ist eher noch schlechter dran, als wer sich zum Hüter des Vorhandenen berufen glaubt. Der Illusion von der Beherrschbarkeit der gesellschaftlichen

Sphäre waren beide verfallen. Doch die Verluste der linken Intelligenz fallen schwerer ins Gewicht; denn das Endgültige, das sie im Sinn hatte und das sich als bloßer Schein erweist, stand nicht unter dem Diktat der Realität, sondern unter dem Zeichen der Hoffnung.

IV

Die allgemeine Klage über das Schwinden der Utopien ist verständlich. Allerdings trübt der Jammer dem Jammernden leicht den Blick. Die oft gehörte Behauptung, ohne Utopie könne man nicht leben, ist bestenfalls eine Viertelswahrheit. Denn wenn man mehr darunter versteht als den schlichten Traum vom Glück, vom Paradies, ist das utopische Denken keineswegs eine anthropologische Konstante. Universell ist es nur in seinem Anspruch. Faktisch handelt es sich um das spezifische Produkt einer ganz bestimmten, nämlich der europäischen Kultur, und zwar um eine griechische Idee, die später auf unserm Kontinent eine, wie zu vermuten ist, relativ kurze Blüte erlebt hat, von Bacon und Campanella bis zu Fourier und Marx.

Auf ihrem Höhepunkt hat diese Denkweise eine Reihe von Gesellschaftsentwürfen hervorgebracht, die bis ins Detail phantastisch ausgearbeitet waren. In diesen durch und durch geplanten Modellen war das Leben von der Zeugung bis zum Tode optimal geregelt, so als könne das Glück der Menschheit mit der Präzision eines Uhrwerks in Gang gesetzt werden – eine Vorstellung, die eigentlich alle Anbeter der Stabilität in Entzücken versetzen müßte. Daß diese Denkweise durchaus nicht folgenlos geblieben ist, dürfte hinlänglich bekannt sein. Ihr Export in die entlegensten Teile der Welt gehört zu den verheerendsten Erfolgen der europäischen Kultur.

Die Überlebenschancen solcher Transplantate sind vermutlich gering; die Verbindung, die sie mit den autochthonen Strukturen eingegangen sind, ist prekär. Ihr Import darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es, von der Steinzeit bis zu den amerikanischen und asiatischen Hochkulturen, Tausende von menschlichen Gesellschaften gegeben hat, die ohne Utopien ausgekommen sind. Daß ohne sie kein Leben möglich sei, ist also eine abergläubische Vorstellung.

Gleichwohl wäre es ein Vorgang von großer Tragweite, wenn nun auch die Europäer sich von ihrer *idée fixe* verabschieden sollten. Es ist nicht wahr, daß sie mit einer solchen Selbstkorrektur ihre Wünsche preisgäben. Was ihr zum Opfer fiele, wären zuallererst die fatalsten Momente des utopischen Denkens: der projektive Größenwahn, der Anspruch auf Totalität, Endgültigkeit und Neuheit. (Die »Revolutionen«, die heute die östliche Hälfte Europas erschüttern, haben keine neuen, sondern die Forderungen des Jah-

res 1848 vorgebracht, die bis heute unerfüllt geblieben sind.) Statt auf die Erlösung durch eine schlagende Idee zu hoffen, vertraut man sich lieber einem unendlich verwickelten, sich selbst korrigierenden Prozeß an, der nicht nur den Fortschritt, sondern auch den Rückzug, nicht nur den Zugriff, sondern auch die Vermeidung kennt. Es mag sein, daß eine solche Gangart der Grazie ermangelt. Die Natur macht Sprünge, der Mensch stolpert; ohne chaotischen Anteil gibt es keine Selbstorganisation.

V

Der Abschied von der Utopie hat aber auch eine ironische Pointe. Sie besteht darin, daß ihr Verlust, auf höchst vertrackte Art und Weise, auch ihre Einlösung mit sich gebracht hat. Die schlichte Einsicht des *common sense*, daß es immer anders kommt, als man sich's gedacht hat, erfährt damit eine Zuspitzung, der keine Geschichtsphilosophie gewachsen ist. Um sie auszukosten, wird man sich an die Märchenerzähler halten müssen.

Ein Held, dessen Lage nicht beneidenswert ist, begegnet einer Fee, die nichts Besseres zu tun hat, als ihm die Erfüllung seiner Wünsche zu versprechen. Aus irgendeinem magischen Grund sind dieser Wünsche immer drei. Wahrscheinlich gibt es kein Volk, dem diese Geschichte fremd wäre; ihre Tücke liegt darin, daß die Fee sich bis zur Pedanterie genau an ihr Versprechen hält. Man kann ihr nicht einmal vorwerfen, daß sie mogelt. Das Erwünschte wird dem Helden zuteil, aber stets so, daß er es entweder nicht wiedererkennt oder daß er nichts damit anfangen kann, was den Dupierten gewöhnlich in ohnmächtige Wut versetzt.

Auf ähnlich ungemütliche Weise sind drei zentrale Verheißungen der europäischen Utopie eingelöst worden.

Das Absterben des Staates. Anarchisten, die unverzagt an eine künftige Welt glauben, aus der jegliche Form von Herrschaft verschwunden wäre, kann man mit der Lupe suchen. Unartikulierter Trotz hat diese alte Phantasie verdrängt. Zugleich aber sind die Formen politischer Herrschaft eigentümlich diffus geworden. Eine zentrale Instanz, von der aus sich der politische, ökonomische, soziale Gesamtprozeß steuern ließe, ist nicht mehr auszumachen. Insofern haben wir es, mit einem Begriff aus der Ethnologie, mit akephalen Gesellschaften zu tun. Davon ist in erster Linie der Staat betroffen. Mit dem, was einst seinen ganzen Stolz ausmachte, mit seiner Souveränität, ist es bekanntlich nicht mehr weit her, und die klügeren unter seinen Repräsentanten vermeiden es aus gutem Grund, das Wort »Hoheit« in den Mund zu nehmen. Der Zeithorizont der Regierungen ist derart beschränkt, daß sie außerstande sind, langfristige Entscheidungen, mögen sie noch so vernünftig scheinen, zu treffen. Von tausend Fäden gefesselt wie Gulliver,

bewegen sie sich in einem Spielraum, der umso enger wird, je autonomer die Gesellschaft agiert und je weiter ihre Vernetzung fortschreitet. Am deutlichsten zeigt sich das an Ländern, deren politische Traditionen durch eigene Anstrengung und fremdes Zutun zertrümmert worden sind, eine Katastrophe, die, wie sich inzwischen gezeigt hat, manchen Vorteil mit sich bringen kann. Die Westdeutschen haben aus ihrer problematischen Lage einen bemerkenswerten Schluß gezogen, indem sie den unauffälligsten aller Orte zu ihrer Hauptstadt erhoben, und man kann nur hoffen, daß sie den Staat im Dorf lassen, wo er hingehört.

Jedenfalls gibt es in Europa keinen Staat mehr, der von seinen Bürgern erwartet, daß sie an ihn »glauben«, und selbst der dreisteste Regierungssprecher geriete ins Stottern, müßte er Hegels Diktum wiederholen, der Staat sei »der erscheinende Gott«. Mit dem Nimbus ist auch die Hörigkeit verschwunden.

Doch wie im Märchen folgt der Wunscherfüllung das Dementi auf dem Fuß. Denn der entzauberte Staat ist weit davon entfernt, abzusterben. Zwar ist die Behauptung, irgendein Individuum könne »die Richtlinien der Politik bestimmen«, zur reinen Fiktion geworden; aber zugleich breitet sich die »Administration von Sachen« immer weiter aus. Eher netzförmig als hierarchisch überziehen immer weitergehende Regeln das Ganze. Mit zunehmender Komplexität und wachsenden Risiken steigt auch ein Bedarf an Versicherungen aller Art, der privatwirtschaftlich nicht zu decken ist. Insofern hinkt die beliebte und folgenlose Kritik an einer »Bürokratie«, die nur dem heimlichen Herzenswunsch einer instabilen Gesellschaft Rechnung trägt.

Der Internationalismus. Die großen europäischen Utopisten waren keine Lokalpatrioten. Die Gesellschaftsordnungen, die sie erdachten, sollten nicht den einen oder andern Landstrich, sondern das ganze Menschengeschlecht beglücken. Der proletarische Internationalismus hat dieses Prinzip am konsequentesten formuliert. Auch diese Verheißung hat ihre ironische Erfüllung gefunden. Nicht die Proletarier, sondern die Kapitalisten und die Techniker aller Länder haben sie in die Tat umgesetzt. Ohne Fanfaren und Schalmeien, eher lautlos, wurde vor mehr als hundert Jahren in Bern der Weltpostverein gegründet, vermutlich die erste weltumspannende Organisation, die bis auf den heutigen Tag reibungslos, ohne Rücksicht auf politische Konflikte und ideologische Differenzen, funktioniert. Ebenso effektive Wunder vollbrachten jene anonymen Beamten, denen wir den weltweiten Luft- und Selbstwählverkehr verdanken. Durchgesetzt aber hat die Idee der Weltgesellschaft weder die Erste noch die Zweite oder die Dritte Internationale, sondern der anonyme Weltmarkt, symbolisiert durch eine Handvoll ikonischer Markennamen und beherrscht von den multinationa-

len Konzernen, den großen Banken und den parastatalen Finanzorganisationen.

Die Gleichheit. Sie war die dritte große Verheißung des utopischen Denkens, und auch hier ist die erhabene Idee zur trivialen und zwielichtigen Praxis geworden. Überflüssig, die zunehmende soziale Polarisierung, auch in vielen reichen Ländern, ein weiteres Mal zu belegen oder die verzweifelte Lage vieler unterentwickelter Nationen zu beschreiben. Während aber von faktischer Gleichheit nirgends die Rede sein kann, hat sich in den Industriegesellschaften längst eine parodistische Version dieses Ideals verwirklicht. Das läßt sich leicht am Beispiel des Straßenverkehrs zeigen. Hier haben Ampel und Stau seit Jahrzehnten die Herrschaft über Gerechte und Ungerechte, Arme und Reiche angetreten. Dieses Regiment ist dezentral und von keinem übergreifenden Interesse gesteuert; es kennt keine Ausnahmen und nimmt keine Rücksicht auf Klassenlage oder Herkunft. Der schrottreife Trabant unterliegt ihm ebenso wie die 500 000-Mark-Rakete. Der soziale Unterschied verkümmert zum imaginären Distinktionsgewinn. Diese Gleichheit vor dem Gesetz der sogenannten Sachzwänge hat auch eine ökologische Dimension. Der Grenznutzen von Geld und Macht sinkt; vor den Risiken der Zukunft bietet keins von beiden Schutz. Auch die Differenzen, die der Konsum zu bieten hat, werden zumindest in den reichen Ländern immer mehr zur Illusion. Ohne daß ihm jemand widersprochen hätte, konnte der Schriftsteller Henryk M. Broder kürzlich behaupten, die Junk-Food-Kette McDonald's habe das sozialistische Prinzip am reinsten verwirklicht; sie biete allen, ohne Ansehen der Person, unabhängig von seinem Status, seiner Rasse, seinem Geschlecht, seiner Nationalität, bei gleicher Behandlung, in gleicher Qualität, zum gleichen Preis das gleiche Produkt und könne so die berühmte revolutionäre Losung für sich in Anspruch nehmen, die da heißt: Dem Volke dienen!

VI

Verluste lassen sich verschmerzen, Enttäuschungen verwinden; wenn aber zum Schaden der Hohn kommt, wenn sich alte Wünsche auf so heimtückische Weise erfüllen wie im Märchen, schlägt die Frustration in Hysterie und Wut um. Das läßt sich, seit dem Fall der Mauer, an dem ebenso schrillen wie sterilen Streit zeigen, den die deutschen Intellektuellen über die Einheit ihres Landes führen. Was diese Diskussion bemerkenswert macht, ist gerade ihr Mangel an produktiver Substanz, ihr regressiver Zug, ihr ressentimentgeladener Ton, ihr Unvermögen, auf eine neue Situation einzugehen. Brauchbare Vorschläge hat sie nicht zu bieten. Ernstzunehmen ist sie nur als Symptom.

»Nie wieder Deutschland!« verkündet, unter dem 21. 1. 1990, eine Gruppe, die sich Radikale Linke nennt. Ihre Erklärung beginnt mit einem Vergleich: »Im Bundestag sang eine großdeutsche Allparteienkoalition das Deutschlandlied – ähnlich wie einst am 4. August 1914 nach Beginn des 1. Weltkriegs, und ähnlich wie am 17. Mai 1933 zur Bekräftigung der außenpolitischen Erklärung Hitlers.« Nachdem auf diese Weise das Phantom des Vierten Reiches herbeigezaubert ist, kriegen die verhaßten Übersiedler, deren Interesse sich bekanntlich ausschließlich auf Bananen und Pornohefte richtet, ihr Fett ab: »Denjenigen unter ihnen, die sich mit der hiesigen, bundesrepublikanischen Ellenbogengesellschaft identifizieren und gar in den großdeutschen Chor mit einstimmen, begegnen wir mit einem negativen Patriotismus: Jede Asylbewerberin, jeder Asylbewerber, jede Immigrantin und jeder Immigrant aus den Ländern, die von der Bundesrepublik mit ausgeplündert werden, stehen uns näher als diese euphorischen ›Brüder und Schwestern‹.« Irgendwelche Rechte stehen solchen Leuten natürlich nicht zu, denn »das antikolonialistische Recht auf Selbstbestimmung können die Deutschen nicht in Anspruch nehmen«.

Spiegelbildlich zu solchen Predigern verhalten sich jene Intellektuellen, vor deren »nationalistischem Taumel« die Radikale Linke warnt – Autoren, denen nichts mehr am Herzen liegt als »die Frage nach der ›geistigen Nation‹« und nach der »eigentlich nationalen Identität« mit ihren »tieferen geistigen Dimensionen«, und die es nicht lassen können, eine »Ästhetik des Staates« einzuklagen. Offensichtlich wird den rechten Utopien nicht weniger als den linken nachgetrauert, und ihre Verfechter finden nichts dabei, auf Ernst Moritz Arndt zu regredieren. Gemeinsam ist beiden Positionen, ohne daß sie sich dessen bewußt wären, die negative oder positive Fixierung auf den deutschen Einheitsstaat. Weihrauch oder Molotow-Cocktail, Hauptsache, man hat es mit dem Altar des Vaterlandes zu tun, als wäre dieses Möbelstück nicht längst zur anachronistischen Attrappe geworden. (Eine weitere Gemeinsamkeit der verfeindeten Brüder im Geist ist ihre kulturkritische Verachtung für den niedrigen Materialismus, den der deutsche Mensch an den Tag legt, der Abscheu vor seiner Vorliebe für die D-Mark und für jenes entsetzlichste aller Übel, die »Fußgängerzone«.)

Der Einwand, es handle sich hier um Einzelstimmen von begrenzter Aussagekraft, verschlägt nicht; denn in homöopathisch verdünnter Dosis werden die Motive dieser Auseinandersetzung von den Intellektuellen in Ost und West fleißig weiterverarbeitet, von den Medien verstärkt und von der politischen Klasse dankbar aufgenommen.

VII

Ganz im Gegensatz zur Hysterie ihrer »Eliten« hat die überwältigende Mehrheit der Deutschen, in einer äußerst zugespitzten und potentiell gefährlichen Situation, ein Maß an Einsicht und Vernunft an den Tag gelegt, das ihr kaum jemand zugetraut hätte.

Weder der Rausch- noch der Panikfraktion ist es gelungen, die Leute zu mobilisieren. Fahnenschwenkende Aufmärsche in patriotischer Absicht oder Großkundgebungen gegen das drohende Vierte Reich waren im Westen des Landes nicht zu besichtigen, und die lautstarken Minderheiten, die im Osten vor die Fernsehkameras getreten sind, waren höchstens ein Indiz für die Rückständigkeit einer politischen Kultur, die fast sechzig Jahre Diktatur hinter sich hat. Insgesamt haben die »Massen« in ihrer unerschütterlichen Skepsis die Parolen der Wortführer einfach ignoriert.

Statt dessen sind sie unverzüglich an die notwendigen Aufräumungsarbeiten gegangen. Es waren ja nicht die hilflosen Staatsapparate hüben und drüben, die begriffen haben, was fällig war; sondern die Gesellschaft hat, von einem Tag auf den andern, ihre Sache selbst in die Hand genommen: der Dorfbürgermeister, der auf eigene Faust die verödete Straße, die eingebrochene Brücke reparieren ließ; der Schreiner, der die kaputte Kreissäge jenseits der Grenze wieder in Gang setzte; der hochherzige Helfer und der trübe Spekulant, der freiwillige Arzt und der unvermeidliche Schwarzhändler; und nach wie vor ist es die praktische Vernunft, die Telefonnetze knüpft, Zeitungen tauscht, Geld wechselt, Reisen unternimmt und Verträge schließt, selbsttätig, ohne große Töne, oft jenseits der Legalität, ohne Rücksicht auf Zehn- oder Zwanzig-Punkte-Pläne, Gremien, Konföderationsausschüsse, und gerade deshalb ist sie effektiv, ja unaufhaltsam. Welche Hoheitszeichen auf der Mütze sitzen, welcher Adler die Briefmarke ziert, wieviele Delegationen in der UNO tagen und was Hegel von ihr halten würde, ist dieser Gesellschaft vollständig wurst, und was die symbolische Dimension angeht, so war das Brandenburger Tor gerade noch für eine kollektive Besäufnis gut, der am nächsten Tag die dauerhafte Ernüchterung folgte.

Die hinterbliebenen Eliten sehen diesem spontanen Treiben mit begreiflichem Mißmut zu; denn was dabei zum Vorschein kommt, ist nicht die erhoffte Radikalität oder die ersehnte Tiefe, sondern die Gewöhnlichkeit. Es ist den Deutschen nicht um den geistigen Raum der Nation und nicht um die Idee des Sozialismus zu tun, es geht ihnen überhaupt nicht um Glaubensfragen, sondern um Arbeit, Wohnung, Rente, Lohn, Umsatz, Steuern, Konsum, Schmutz, Luft, Müll. Ganz normale, und das heißt konträre Interessen, Hintergedanken, Ängste, Komplexe und Konflikte machen sich Luft.

Die Aussicht darauf, daß die Deutschen allmählich politisch erwachsen werden könnten, macht Politikern wie Intellektuellen offenbar schwer zu schaffen. Sie werden sich mit der banalen Tatsache abfinden müssen, daß die Demokratie ein offener, produktiver, riskanter Prozeß ist, der sich selbst organisiert und der sich, wenn nicht ihrem Einfluß, so doch ihrer Kontrolle entzieht.

Und was den aufrechten Gang betrifft, so haben ihn, taumelnd unter der Last ihrer Plastiktaschen, am ehesten jene vorgeführt, die sich, Staatsgewalt hin oder her, vor dem 9. November 1989 auf den Weg über die Grenze gemacht und die Verhältnisse in Deutschland zum Tanzen gebracht haben. Mit der Gangart dieser Überläufer ist nicht das Millenium, sondern nur ein Alltag angebrochen, der ohne Propheten auskommt.

(Anfang März 1990)

Richard Swartz
Die Deutschstunde

I

Am 4. November schien die Sonne in Ostberlin, und eine halbe Million Staatsbürger der DDR fanden sich in der Nähe des Alexanderplatzes zusammen; von der Ladefläche eines Lastkraftwagens aus wurde die Revolution über Lautsprecher verkündet.

Im Juni 1953 hatten die Arbeiter einsam durch die Straßen marschieren müssen, aber dieses Mal waren die Intellektuellen eifrig darum bemüht, dabei zu sein, und das gleich von Anfang an. Auf der Ladefläche da oben standen sie und unten das »Volk«; über eine eigene Holztreppe auf der Hinterseite des Lastautos erklommen die Intellektuellen die Ladefläche. Das »Volk« konnte die Treppe nicht sehen, die wohl auch seinem Gewicht nicht standgehalten hätte. Alle waren da, wie es die Klatschspalten der Wochenpresse gerne haben: Stefan Heym wurde als »Nestor unserer Bewegung« gefeiert, Christa Wolf trug öffentlich ihren Schmerz vor, Ekkehard Schall brüllte, Markus Wolf kümmerte sich um die Sicherheit der Polizei, ein Advokat namens Gregor Gysi brach eine Lanze für Egon Krenz, und Christoph Hein sagte viele kluge Sachen.

Ich selbst stand mitten unterm »Volk« und betrachtete die Revolution aus der Froschperspektive. Dort, dicht an dem Lastwagen, stand auch Rolf Hochhuth mit seinem Seidenschal. Er sah aus, als ob er sich auf eine falsche Revolution verirrt hätte und eigentlich nicht dazu gehörte. Aber er war da, und später erzählte Stefan Heym, Hochhuth habe ihn gefragt, warum weder die demonstrierenden Bürger auf ihren Transparenten noch irgendjemand auf der Ladefläche die deutsche Wiedervereinigung verlangt hätten, und was Stefan Heym mir erzählte, war kaum als Kompliment gemeint. Dennoch war Hochhuth nur seiner Zeit voraus, genau gesagt um einige wenige Tage.

Mein Gott, dachte ich, Rolf Hochhuth! Was macht der hier?

Ich selbst muß zugeben, daß ich nicht imstande bin, diese historische Szene mit jenem Ernst und Pathos zu beschreiben, die hier – davon bin ich überzeugt – nach der Meinung der meisten Deutschen angemessen wären. Aber

ich kann das nicht, und auch am 4. November wurde ich das Gefühl nicht los, ich befände mich im Theater, sei eher Zeuge der Selbstdarstellung einer Gruppe von Intellektuellen als einer Revolution. Diejenigen, die da oben auf der Ladefläche standen, waren ja dieselben Personen, die sich jahrein, jahraus zum Staat DDR bekannt hatten, zumindest als Idee, zu einem Staat, der sich vier Jahre nach seiner Gründung gezwungen sah, den Arbeiteraufstand niederzuschlagen, um seine Existenz zu sichern, und der acht Jahre später eine Mauer baute, was den Worten »Grenze« oder »reisen« auf der ostdeutschen Seite der Mauer einen obszönen Beigeschmack verschaffte. Sind die Intellektuellen wirklich das Gewissen ihrer Nation, wie Milan Kundera schreibt? Diese Intellektuellen jedenfalls zogen es vor, eine andere Rolle zu spielen: sie hatten sich bewußt in den Dienst der Utopie statt der Nation gestellt.

Ich hatte auch das Gefühl, das alles käme zu spät, die Intellektuellen in der DDR hätten zu lange gebraucht, um auf die Tribüne ihres Lastwagens zu steigen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben, hatte Michail Gorbatschow Erich Honecker gewarnt. Aber galt diese Warnung nicht auch für Honeckers Kritiker in der DDR? Berlin war nicht wie Gdansk unter Solidarnosc; nicht wie der Wenzelsplatz in Prag, wo die Stimme eines anderen Intellektuellen, Vaclav Havel, später im selben Herbst über Lautsprecher Gehör finden sollte. In Polen wie auch in der Tschechoslowakei haben die Intellektuellen und die Arbeiter gemeinsam gegen das realsozialistische System den Aufstand geprobt. Mit Hilfe von Gruppen wie KOR/KSS und Charta 77, für die es in der DDR nie eine Entsprechung gab, verschafften sie sich eine gemeinsame Sprache. Schon in den siebziger Jahren hatten polnische Intellektuelle wie Jacek Kuron und Adam Michnik erkannt, daß der Realsozialismus nicht zu reformieren sei, daß man nicht mehr auf die Macht bauen könne, sondern versuchen müsse, auf eigene Faust eine alternative Gesellschaft zu schaffen. Auch die Charta 77 hatte verstanden, daß der Revisionismus tot war. Aber die ostdeutschen Intellektuellen hielten an ihrer Utopie fest: Obwohl der realsozialistische Ballast wie ein Sandsack ihren Ballon am Boden hätte festhalten müssen, segelten sie in einen Himmel hinein, der nicht existierte.

Der 4. November in Ostberlin unterschied sich darin von den anderen Revolutionen in Osteuropa. Ich hörte zu, aber nicht, wie ich einmal Lech Walesa zugehört hatte oder nur einige Wochen später Vaclav Havel hören sollte. War es die Vielfalt der verbrauchten Worte, die mir das Gefühl gab, Zeuge eines bereits abgesetzten Stückes zu sein? Oder war es die historisierende Kulisse? Wie Spartakisten aus einer vergangenen Zeit standen die Intellektuellen dort auf ihrer Ladefläche; es fiel mir auf, daß sowohl der

Wagen als auch der »Traum vom demokratischen Sozialismus«, zu dem sich ein Redner nach dem anderen bekannte, eigentlich in ein Revolutionsmuseum gehörten. Das »Volk« muß dasselbe Gefühl gehabt haben. Man beklatschte sich selbst, nicht die Intellektuellen, und den größten Beifall bekam ein ungarischer Student, der nicht über Sozialismus redete, sondern über den Aufstand der Nationen in Osteuropa gegen jenes politische System, das die Rote Armee ihnen geschenkt hatte, ohne sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Und das »Volk«, von dem die Intellektuellen beharrlich reden wollten, applaudierte.
Ich bin nicht einmal sicher, ob sie es hörten.

II

Irgendwann im Laufe des Jahres 1963 begann die Springer-Presse, in ihren Spalten die DDR in Anführungszeichen zu setzen, ein typographischer Kunstgriff, der wie reaktionäre Arroganz aussehen mochte, sich aber als eine ziemlich genaue Beschreibung der ostdeutschen Wirklichkeit erwies. Springer wird sich in seinem Himmel bestätigt fühlen: der Staat DDR war eine Konstruktion, die in die Welt der Fiktionen gehörte; den endgültigen Beweis lieferte Egon Krenz, der letzte Generalsekretär der SED, als er als Kolumnist in Springers *Bildzeitung* auftauchte. Noch am 4. November waren sich die Redner in Ostberlin nicht darüber im klaren, aber sie sollten es bald schwarz auf weiß bekommen. Ihr Manifest »Für unser Land«, ein um zwanzig Jahre verspäteter Aufruf à la Dubcek, sollte die Kluft zwischen ihnen und dem »Volk« offenbaren – eine unüberbrückbare Kluft, ein Manifest dazu, das durch die Unterschrift von Egon Krenz zu einem tragikomischen – oder typischen? – Dokument in den Annalen der deutschen Revolutionsgeschichte wurde.
Aber auch westdeutsche Intellektuelle wie Günter Grass oder Günter Wallraff haben »Für unser Land« unterschrieben, und ich frage mich, ob das nicht doch etwas mit den Anführungszeichen der Springer-Presse zu tun hat. Diese Anführungszeichen scheinen durch Jahre hindurch viele deutsche Intellektuelle verhext zu haben und als eine Art ideologische Windmühle wichtiger geworden zu sein als das, was tatsächlich in ihnen stand. Statt die Intellektuellen dazu zu bringen, sich kritisch mit der DDR auseinanderzusetzen, scheinen Springers Anführungszeichen sie gegen die politische Rechte in der Bundesrepublik mobilisiert zu haben. In einer Welt von »rechts« oder »links« wurde die DDR zu einem Vorwand reduziert, sie wurde zum Schlagstock in innenpolitischen Auseinandersetzungen, was für mich sehr wenig mit dem real existierenden ostdeutschen Staat zu tun hatte. Vielleicht meinten viele Intellektuelle, daß sie sich selbst in die Nähe von

Springer begäben, wenn sie seine Anführungszeichen billigten, und es scheint mir, es war für sie wichtiger, eine solche Gemeinschaft zu vermeiden, als sich mit der ostdeutschen Wirklichkeit ernsthaft auseinanderzusetzen. Wo immer Springer dagegen war, war man dafür, und umgekehrt. Aber bedeutete dies nicht, Springer zu dämonisieren, ihm eine Bedeutung zuzuschreiben, die er trotz allem wohl nie gehabt hat? Und ähnelte es nicht einem sektiererischen, fast konspirativen ideologischen Denken?
Vielleicht gab es auch hier Vorstellungen von der deutschen Nation, die ihren Spuk trieben. Der Begriff »Nation« selbst scheint bei vielen deutschen Intellektuellen Pawlowsche Zwangsreflexe auszulösen: wenn es sich um die eigene Nation handelt, denken sie an den Österreicher Hitler statt an Schiller, an Stiefeltritte und Krupp eher als an die Paulskirche. Manchmal scheint es, als sei die eigene Nation aus einem großen Teil der Vorstellungswelt der deutschen Intelligenzija verdrängt – ein für die meisten anderen Europäer verwirrendes Phänomen – und das Vakuum mit Ideologie gefüllt worden: Hitlers Utopie von Deutschland wurde ersetzt durch eine neue Utopie, die eines bukolisch friedlichen und gerechten Deutschland, das man sich mangels Phantasie nicht anders als mit sozialistischen Vorzeichen vorstellen konnte. In einer von Hitler traumatisierten Vorstellungswelt wurde dem Sozialismus die Rolle des heiligen Georg zugeteilt, da es doch die Sowjetunion war, die man dunkel als jene Kraft auffaßte, die die Deutschen von Hitler befreit hatte. Obwohl die Intellektuellen vom Stalinismus Abstand nahmen, wurde dadurch eine wirkliche intellektuelle Abrechnung mit dem realsozialistischen System im Osten verhindert, insbesondere wenn es um die DDR ging. Die DDR konnte mit einem großzügigen Vorschuß an Verständnis rechnen; aber wieder einmal handelte es sich nicht so sehr um die ostdeutsche Wirklichkeit, sondern um deren utopisches Bild.
Wo ist eigentlich die verdrängte Nation geblieben? Mit ihren Lippen haben sich viele dazu bekannt, aber wenn westdeutsche Intellektuelle die zwei deutschen Staaten ins Visier nahmen, haben sie es oft vorgezogen, das Trennende auf Kosten des Gemeinsamen zu unterstreichen: auch die liberalen Intellektuellen rund um *Die Zeit* sprachen von der DDR wie von einem »fernen Land« oder von einem »anderen Deutschland« (Titel der zwei Reportageserien, die 1964 und 1986 in Buchform erschienen sind). Der Ton in diesen Reportagen ist kühl und sachlich, und später geht ein sozialdemokratischer Intellektueller wie Günter Grass so weit, einen direkten Kausalzusammenhang zwischen einem einheitlichen deutschen Nationalstaat und Auschwitz geltend zu machen, nach meinem Verständnis vor allem deshalb, um die deutsche Zweistaatlichkeit zu verteidigen. Man kann sagen, daß es in der deutschen Debatte zum guten Ton gehörte, keinerlei Trauer oder

Schmerz wegen der deutschen Teilung zu äußern, und dieser gute Ton war ein strenger Zuchtmeister. Die Verdrängung war so erfolgreich und gründlich deutsch, daß es deutschen Intellektuellen gelungen zu sein schien, nicht nur sich selbst, sondern ganz Europa zu überzeugen, daß zwei deutsche Staaten besser seien als einer. Hitler »erlöste« sie von der Nation, und frei davon haben sie als Europäer oder Weltbürger auftreten können. Man war europäisch; zumindest solange man glaubte, daß auch Europa die Absicht habe, es zu werden. Diejenigen, die eine andere und sensiblere Auffassung hatten, befanden sich am Rande der Debatten; oft wurden sie als Fossilien aus den Tagen des Kalten Krieges betrachtet, eine Art ideologisches Gegenstück zu Karl-Eduard von Schnitzler, der jahrelang in seinem Programm im ostdeutschen Fernsehen ein Schmähbild von der Bundesrepublik präsentierte. Außerdem war die Toleranz gegenüber den Abtrünnigen begrenzt. Als sich Martin Walser vor einigen Jahren zu seinem Schmerz über das geteilte Deutschland bekannte, fiel man mit einer unversöhnlichen Wut über ihn her, die an die Stimmung der organisierten Kampagnen gegen unerwünschte Intellektuelle im realsozialistischen Europa erinnern konnte, in diesem Fall aber spontan und echt war. Der durch den Verlust des ganzen Deutschland verursachte Schmerz war nicht erlaubt, nur jener, der mit dem halben Deutschland zu tun hatte. »Wenn einer geht / bleibt einer da / und wer bestimmt / von welchem nun / das Herz zerrissner ist«, dichtet Bettina Wegner über den Abschied von der DDR, und mehr als diesen halben Schmerz hätte man wohl nicht hingenommen.

Es wundert mich nicht – aber es erregt Anstoß bei mir –, daß das Bild von der DDR, das sich gegen einen solchen Hintergrund abzeichnet, retuschiert und stark apologetisch wirkt. Die realsozialistische Wirklichkeit wurde durch die Vorstellung von ihr oder durch harmlose Beschreibungen ersetzt, und nur so, glaube ich, kann man jene filigrane und fast liebevolle Kurzsichtigkeit erklären, mit der sich ein so großer Teil der westdeutschen Intellektuellen und Massenmedien der DDR näherte, eine Kurzsichtigkeit, in der beinahe alle übergeordneten Werte und Zusammenhänge verlorengingen. Die ostdeutsche Wirklichkeit wurde allzuoft zu einer Leinwand für nostalgische Projektionen, und ich habe den Verdacht, daß die verdrängte Nation dafür verantwortlich ist. Walsers Schmerz schwingt in diesen Projektionen mit, und ich frage mich, ob er sich nicht, in Landschaft verkleidet, in diese Texte hineingeschlichen hat, ungefähr so, wie wenn sich Adam Mickiewicz in *Pan Tadeusz* der litauischen Landschaft bedient, um seine heimatlose Nation heraufzubeschwören. Doch es gibt hier einen wichtigen Unterschied: Mickiewicz war Emigrant in Paris, er hatte nicht einmal einen Fleck freien polnischen Bodens unter seinen Füßen, und doch wimmelt es in *Pan*

Tadeusz geradezu von Leben, von lebenden Menschen mit ihren Träumen und Leidenschaften, die die Landschaft bevölkern.
In den westdeutschen Schilderungen der DDR dagegen ist die menschliche – und politische – Dimension oft zur reinen Staffage reduziert. Im Bücherregal oder im Ausschnittarchiv findet man unzählige Schilderungen, in denen die deutschen Intellektuellen für die mit Kopfsteinpflaster bedeckten Marktplätze in halbvergessenen Kleinstädten schwärmen (die westdeutsche Liebe zu diesem Kopfsteinpflaster war so groß, daß das unsentimentale Honecker-Regime es aufzureißen und gegen harte Währung an den Westen zu verkaufen begann), für den Charme der von uralten Bäumen beschatteten Landstraßen, für das Glöckchen an der Tür eines Dorfkrämers (bei dem es nichts zu kaufen gab) oder für die graumelierte Schönheit der Gebäude, die auf dieser Seite des Krieges nicht ordentlich gestrichen worden sind. Man schüttelt nur den Kopf; so viele Pflastersteine wie in diesen Texten hat es wohl niemals in der DDR gegeben.
Und das »Volk«? Es ist nicht leicht zu entdecken. Diese ostdeutsche »Wirklichkeit« wird mit einem neunmalklugen Kleinvolk bevölkert, das die Feiertage in aller Ruhe damit verbringt, in seinen Schrebergärten in der Erde zu wühlen. Das kommt einer Verunglimpfung gleich und ähnelt einer Idylle à la Biedermeier, und kein Leser käme auf den Gedanken, daß es ohne Biedermeier keinen Vormärz hätte geben können. Ein intellektueller Ziseleur wie Günter Gaus, viele Jahre hindurch Bonns Gesandter in der DDR, schwärmte für die Wärme zwischen den Menschen in der DDR und »entdeckte« Nischen, in denen sie sich mit dem realsozialistischen Alltag abfinden konnten, ohne sehen zu wollen, daß diese Nischen einer verzweifelten Flucht der Bürger in das Private gleichkamen, fern jener Diktatur, die Gaus nicht beim Namen nannte. Und die Wärme? Vielleicht erlebte Gaus nicht die stumme Gleichgültigkeit der Menschen in den Schlangen, niemals den kalten Blick der Verkäuferinnen, wenn sie in ihrer Untätigkeit von den Kunden gestört wurden; entdeckte er etwa nicht, daß Menschen, die in einer Gesellschaft leben müssen, in der die materielle Armut herrscht, zu Feinden werden, und daß die Wärme zwischen ihnen zum größten Teil eine Wärme ist, die in jedem Ghetto entsteht?
Dieses Bild von der DDR war um so geheimnisvoller, als sich die deutsche Zweistaatlichkeit mindestens seit Anfang der achtziger Jahre als immer unhaltbarer herausstellte; mehrere europäische – nicht deutsche – Intellektuelle haben darauf hingewiesen, auch wenn niemand von ihnen mit einer Kristallkugel ausgerüstet war. In ihren Berichten hoben sie jedoch jene Warnzeichen hervor, die von der tiefen Existenzkrise der DDR kündeten: sie stellten fest, daß Erich Honecker trotz der diskreten und flächendecken-

Kurs auf die nächsten 100:

›Abriß der DDR‹

Kursbuch 101 September 1990

Lange haben wir uns die DDR vom Leibe gehalten, mit Wehmut oder Wut. Aber jetzt, wo sie schon fast dahin ist, weil sie sich uns anschließt oder wir sie übernehmen, müssen wir uns fragen, was uns da zuwächst. Von materiellen Schäden und sozialen Lasten ist viel die Rede. Weit weniger hört man von der kulturellen Misere; da herrschen noch Illusionen über leidgeborene moralische Werte, die einzubringen wären in den nationalen Topf, dem es an solcher Würze sehr gebricht. Doch wie sieht es aus mit diesen Tugenden? Waren sie nicht der Ausfluß einer alles durchdringenden Lüge? Entstand etwa die ›menschliche Wärme‹, die unserer Ellenbogengesellschaft kontrastiert, nicht durch staatlichen Druck und gegenseitige Bespitzelung? Eine Zwangsgemeinschaft löst sich auf; was sichtbar wird, sind ihre Wunden.

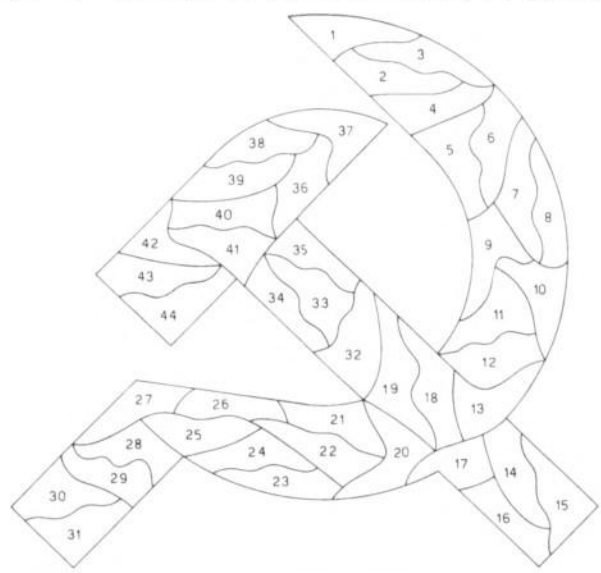
Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu DM 40 für vier Hefte plus Porto.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Abopreis:

Ich bestelle folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis:

Unterschrift des Bestellers:



Mir ist bekannt, daß diese Bestellung erst wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber dem Rotbuch Verlag widerrufe.

Datum/Unterschrift:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von je ca. 190 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 13.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 13 nur DM 10. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (zum Abopreis plus Porto).

Übrigens: Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum jeweiligen Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher

100: Die Welt von morgen
99: Kunst-Betrieb
98: Das Chaos
97: Uni-Not
96: Elemente II: Luft
95: Das Glück
94: Die Seuche
93: Glauben
92: Elemente I: Wasser
91: Wozu Geisteswissenschaften?
90: Die Medien
89: Blüh im Glanze
88: Gesundheit
87: Trennungen
86: Esoterik oder Die Macht des Schicksals
85: GAU - Die Havarie der Expertenkultur
84: Sprachlose Intelligenz?
83: Krieg und Frieden — Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas

Name _____

Straße _____

Ort _____

☐ Außerdem bitte ich Sie, mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zuzuschicken.

Bitte als Postkarte frankieren

Antwort

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

den Repression der Staatspolizei das ostdeutsche Schiff ohne westdeutsches Geld und eine feinbemessene Auswanderung, die eine offene Meuterei verhindern sollte, nicht über Wasser halten konnte. Sie wiesen darauf hin, daß der Realsozialismus in anderen Staaten Osteuropas schon so tief in der Krise steckte, daß das existierende politische System keine Lösung mehr anzubieten hatte. Sie wußten, daß die DDR, obschon deutsch, auch ein Teil von dieser realsozialistischen Welt war. Und sie stellten fest, daß die Bürger, die in dieser DDR geblieben waren, immer resignierter nach der Bundesrepublik schielten; von dort holte man sich Vorbilder und Hoffnung, ob es nun um das Angebot der Warenhäuser ging oder um die demokratischen Menschenrechte, die das eigene Regime den Bürgern im Namen des Sozialismus vorenthielt. In der Tat war die DDR schon zu einem Staat geworden, der nur in einem suspendierten Zustand existierte; die Gesellschaft vegetierte weiter in ihrer eigenen Unwirklichkeit, verursacht durch die Krise des realsozialistischen Systems, die damals schon mit voller Kraft im Nachbarland Polen ausgebrochen war. Die deutschen Intellektuellen zogen aber erst spät die Konsequenzen aus der polnischen Entwicklung, die eigentlich der Auftakt zum Zusammenbruch des Realsozialismus in ganz Europa war: sie schien ihr utopisches Bild von der DDR nicht zu stören. Immer mehr wurde die Wirklichkeit durch die sozialistische Utopie verdeckt. Wer hat gesehen, daß diese nicht mehr möglich war? Wer hatte Mut zu sagen, daß sie ihre »Existenz« nur deshalb fristen konnte, weil sie in Formalin gelegt worden war wie ein totgeborener Fötus in einem der Kuriositätenkabinette aus dem 17. Jahrhundert?

III

Und die ostdeutschen Intellektuellen?

In seinem Buch *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* schildert Walter Janka einen Besuch beim Kulturminister Johannes R. Becher im Herbst 1956, kurz nachdem die ungarische Revolution ausgebrochen war. Auch in der DDR diskutierte man über die Ereignisse in Ungarn, insbesondere in dem sogenannten »Donnerstag-Club«, einer lose zusammengehaltenen Gruppe von Intellektuellen, was sofort Walter Ulbrichts Verdacht wecken mußte. Janka ist bei Becher, um zugunsten von Wolfgang Harich zu intervenieren, der gerade verhaftet worden ist, ohne zu wissen, daß auch ihn selbst bald dasselbe Schicksal erwartet. Jankas kurze Schilderung gibt dem Leser einen einzigartigen Einblick in den inneren Kontrollraum des DDR-Parnasses: Minister Becher ist gerade damit beschäftigt, seinem Sekretär einen seiner Verse zu diktieren, als Janka ins Zimmer kommt, beendet aber sein Diktat, um über polizeiliche Angelegenheiten zu diskutieren. Becher verspricht,

mit Ulbricht zu sprechen. Aber es passiert nichts; Jankas Intervention bleibt ohne Resultat. Es ist nicht einmal sicher, ob Becher sein Versprechen hielt.

Honeckers DDR war allerdings nicht Ulbrichts DDR, aber der dichtende Polizist Becher kann, glaube ich, als ein Prototyp jenes Intellektuellen gelten, der unaufhörlich seine Kunst und die Utopie der Partei miteinander vermischt und daher ein Werkzeug der Macht wird. In gemilderter Form begegnen wir diesem Intellektuellentyp in der DDR auch später, nachdem er in anderen Ländern des realsozialistischen Europa längst ausgestorben war. Manchmal scheint es, als hätten sich viele DDR-Schriftsteller nie ganz von der stalinistischen Auffassung vom Künstler als »Ingenieur der menschlichen Seele« befreien können; vielleicht war eben dies die wichtigste Ursache dafür, daß sie nicht mehr das Vertrauen des »Volkes« hatten, als die Revolution ausbrach. Ihre soziale Rolle wurde als von der Macht abhängig aufgefaßt; ihre Kritik an der Macht war zum Flüstern gedämpft, und gleichzeitig nahmen sie alle Vorteile wahr, mit denen die Macht sie ausgestattet hatte. Viele schwiegen; sie schwiegen, wie Anna Seghers, Willi Bredel oder Helene Weigel während des Prozesses gegen Janka 1957 geschwiegen hatten. Die Utopie war ihr Freibrief. Aber die Utopie war von ihrem Schweigen angegriffen. Warum sollte das »Volk« Vertrauen zu Intellektuellen haben, wenn diese, sobald sie den Mund auftaten, es aufforderten, dazubleiben und einen besseren Sozialismus zu bauen, während sie selbst frei zwischen den zwei Welten wanderten, ausgerüstet mit Pässen, mit denen das »Volk« erst nach der Pensionierung rechnen durfte?

Das große Paradoxon ist, daß die Utopie, an die sie sich klammerten, in ihren Werken nicht mehr vorkam. Die beste ostdeutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre mutet eher wie ein Friedhof der Utopien an; die resignierte Müdigkeit, mit welcher die Helden in diesen Werken die Rollen von Unterdrückten und Unterdrückern spielen, steht in keinerlei Verhältnis zur öffentlichen Verteidigung des Staates DDR durch deren Urheber. Hier handelt es sich nicht mehr um Utopie; was dagegen geschaffen wird, ist eine Klaustrophobie der Seele oder des Raumes.

Gerade der geschrumpfte Raum ist das Trauma, das ständig in dieser Literatur wiederkehrt. Im Geiste Jack Kerouacs oder Easy Riders schicken Ulrich Plenzdorf, Rolf Schneider oder Thomas Brasch ihre Helden auf Entdekkungsreisen in einen geographischen Raum, der ziemlich schmählich auf einem herbstlich öden Badestrand irgendwo an der Ostseeküste oder bestenfalls im polnischen Jaroslaw endet. Aber der eingegrenzte Raum führt die Helden oft zu noch engeren Räumen. Die Zelle – als Metapher oder Wirklichkeit – ist in diesen Texten selten weit entfernt, und jeder Versuch,

auszubrechen, mißlingt; die Helden resignieren oder werden, wie bei Christa Wolf, in den Selbstmord getrieben. Wie Christoph Heins Tangospieler werden sie gezwungen zu akzeptieren, daß die einzig mögliche Anpassung in diesem Staat politischen Zynismus oder Abschied von moralischen Werten bedeutet. Die Helden verstummen. Heins Tangospieler hat nicht einmal etwas zu der Invasion in der Tschechoslowakei 1968 zu sagen, und gerade diese Sprachlosigkeit macht ihn in den Augen der Macht zum idealen Bürger. Sein Stillschweigen ermöglicht es ihm, seine Karriere wieder dort aufzunehmen, wo sie einmal unterbrochen wurde.
Ich glaube, niemand möchte verneinen, daß die besten ostdeutschen Werke in fiktiver Gestalt eine exakte und feinfühlige Kritik des Realsozialismus in der DDR enthalten; vielleicht sollten wir es einen Triumph des Realismus in der Literatur nennen. Aber ich will noch weiter gehen. Ich möchte behaupten, daß Springers Anführungszeichen, die die Intellektuellen in Ost und West zu akzeptieren ablehnten, in dieser Kunst wie ein Wasserzeichen auftauchen. In der Sprache der Kunst ist hier fast alles formuliert, was zum Zusammenbruch des Staates DDR führte, der ganze innere und äußere Verfall, der auch den Gedanken an eine Erneuerung des ostdeutschen Staates zu einer Unmöglichkeit machte. Aber in Revolutionen muß die Sprache der Kunst zu Klartext werden, und wenn die Intellektuellen zweifelten, unfähig, von ihren Utopien Abschied zu nehmen, wurde es Sache des »Volkes«, kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

IV

Bald wird die DDR nicht mehr existieren, weder als realsozialistischer Staat noch als Utopie. Das »Volk« wird seinen deutschen Nationalstaat bekommen, und ironischerweise scheinen ein Adam Michnik oder Vaclav Havel davor weniger Angst zu haben als ein Günter Grass oder Stefan Heym. Jene Intellektuellen, die sich jetzt nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus an die Ausübung der Macht in Polen, in der Tschechoslowakei oder Ungarn gewöhnen, sehen ein vereintes Deutschland nicht so sehr als eine Gefahr, sondern als eine Möglichkeit, den Bau des gemeinsamen europäischen Hauses zu beschleunigen; Havel spricht sogar von Deutschland als von einer »Lokomotive«, die den Rest Europas mit sich ziehen solle.
Und doch – haben die Europäer wirklich keine Angst vor Deutschland? Vielleicht ist es so, daß wir weniger wegen der Macht des vereinten Deutschland beunruhigt sind als darüber, was Deutschland daraus machen wird; und was uns ein leicht unbehagliches Gefühl gibt, ist die Angst der Deutschen vor sich selbst. Was ist das für eine Nation, die sich gestern noch vor ihrer eigenen Schwäche fürchtete und heute vor ihrer Stärke zittert,

gestern zu wenig Lebensraum, heute zu viel davon zu haben meint? Und warum glaubt man, diese Angst vor sich selbst dadurch bekämpfen zu müssen, daß man Hand an die eigene Nation legt, um sie wie Gulliver zu fesseln?

Kein einziger europäischer Intellektueller würde wohl Grass' Aufrichtigkeit in Frage stellen, wenn er meint, daß Auschwitz ein für allemal ein Veto gegen den deutschen Nationalstaat sei. Aber ich glaube nicht, daß die Intellektuellen ihn verstehen. Die europäischen Intellektuellen würden eine deutsche Nation vorziehen, die sich zu sich selbst bekennt, in sich selbst ruht, und sie meinen wohl auch, daß fast fünfzig Jahre Demokratie in der Bundesrepublik die Voraussetzungen dafür geschaffen haben. Vielleicht läßt sich Grass' Gedankengang vor dem Hintergrund seiner eigenen Biographie und Generation verstehen, nicht aber als politisches Programm. Könnte es nicht sein, daß er dieses Veto – vielleicht unbewußt – zu Hilfe nimmt, damit die Utopie in den Salons sich weiter tummeln kann, um den Preis, die »Nation« im Keller zurückzuhalten? Eifersüchtig scheinen viele deutsche Intellektuelle die Schuld ihrer Nation bewahren zu wollen, und sie sollten sich nicht wundern, wenn der eine oder andere Europäer es wie einen geheimen deutschen Anspruch auf andauerndes Auserwähltsein und Exklusivität ansieht, sei es auch im Bereich von Verbrechen und Völkermord. Aber ist Auschwitz wichtiger als Leipzig, sind die Toten wichtiger als die Lebenden?

Durch jene kleine sprachliche Verschiebung auf den Straßen Leipzigs von »Wir sind *das* Volk« zu »Wir sind *ein* Volk« schienen viele deutsche Intellektuelle das Interesse für das »Volk« zu verlieren: man wußte nicht wohin mit einem so gearteten Volk. In den anderen Revolutionen Osteuropas fielen diese zwei Sätze von Anfang an zusammen, und dort bekommt jetzt die Nation den Zugang zu den Salons, während die Utopie in den Keller verwiesen wird. Die Revolution gegen den Realsozialismus im Osten bedeutete ja auch den Aufstand gegen die Vorstellung, daß die Geschichte zu ihrem Ende gekommen sei, daß sie zu einem Augenblick der Endgültigkeit erstarrt sei. Das tollste Projekt der realsozialistischen Utopie war gerade die Anstrengung, die Geschichte selbst abzuschaffen, sie durch einen Zustand der ewigen Unveränderlichkeit zu ersetzen, in der »das Leben anderswo ist«, wie es bei Kundera heißt. Statt des Lebens sollte den Bürgern eine somnambule Ereignislosigkeit angeboten werden, in der an den Gang der Zeit nur in den Zeitungsschlagzeilen erinnert wird, die ihnen mitteilen, daß jetzt die Frühlingssaat angefangen habe oder die Herbsternte beendet sei. Die Revolutionen gegen den Realsozialismus machen mit dieser Auffassung der Zeit Schluß; die Revolutionen in Osteuropa und der DDR bedeuten

ganz einfach, daß sich das »Volk« weigerte zu akzeptieren, daß die Geschichte zu ihrem Ende gekommen sei. Was es dagegen wollte, war, wieder in sie einzusteigen, um das führen zu können, was in Osteuropa »ein normales Leben« genannt wird. Nicht einmal Auschwitz kann mit der Geschichte Schluß machen. Nicht einmal für diejenigen, die überlebten, mindestens nicht für alle von ihnen. Und für eine ganze Nation?
Ich frage mich, ob nicht die Osteuropäer eine Parallele zwischen Grass' Gedankengang und jenem realsozialistischen Experiment sehen werden, dem sie selbst ausgesetzt wurden – unter Verpfändung ihres eigenen Lebens. Ich frage mich, ob sie seine Folgerung aus Auschwitz für die deutsche Nation nicht so auffassen könnten, als wenn ein Stationsvorsteher die Weichenstellung änderte, um einen Zug auf ein Abstellgleis zu leiten. Aber der deutsche Zug ist schon abgefahren, das »Volk« hat seine Fahrkarte gelöst, auch wenn eine kleine Schar auf dem Bahnsteig zurückgeblieben ist. Wahrscheinlich wäre es für uns alle besser, wenn auch sie noch aufgesprungen wären.

Aus dem Schwedischen von Halina Klimkiewicz

Pieter van der Borcht (1545–1608), Kupferstich

Claus Leggewie
Reich werden oder Bund bleiben?

Eine Begegnung mit Herrn von Metternich

Tivoli

Im Sommer 1989, als ich während der Besichtigung der Gedenkstätte für den Gothaer Parteitag 1875 den quälenden Belehrungen einer 150prozentigen SED-Parteihistorikerin über schädlichen Sozialdemokratismus ausgesetzt war, kam mir ein (so schien es) völlig abwegiger Gedanke: Auf Rache sinnend, malte ich mir die Wiedergründung der Sozialdemokratischen Partei in Mitteldeutschland aus – *hic et nunc* nach dem konspirativen Muster des historischen Vereinigungsparteitags, im Kaltwasserschen Saal zu Gotha, dem Tivoli. Tische und Stühle stehen dort noch original in Reih und Glied, wo am 22. Mai 1875 die 129 Delegierten der SDAP und des ADAV klandestin zusammengetroffen waren. In dem vergleichsweise liberal regierten thüringischen Städtchen gaben sich die somit vereinten Social-Democraten ein Programm, dessen mäkelnde Würdigung durch Sankt Marx mehreren Generationen von ML-Schülern bis in die Äußere Mongolei eingepaukt worden ist – als Fundstelle der »revolutionären Diktatur des Proletariats«. Welche ja anno '89 vom verschlafenen Gotha bis ins tote Ulan Bator noch auf unabsehbare Zeiten eurasisch zu herrschen schien. Ich dachte mir dagegen aus, wie jetzt Dissidenten von Kap Arkona bis Sonneberg angereist wären und nicht Bismarcks, sondern Mielkes Spitzel unter den Republikfeinden Platz genommen hätten; wie nicht mehr Lassalleaner und Revolutionäre, sondern Zweistaatler und Gesamtdeutsche aneinandergeraten wären; wie Jahrzehnte nach Bebel, Liebknecht und Hasenclever die Piepmäuse um die Quote gerungen hätten.

Die kurz darauf tatsächlich erfolgte Wiedergründung der thüringischen SPD – es war am 27. Januar 1990 mit Großem Bahnhof für Willy Brandt und Ibrahim Böhme – hätte die Drucklegung dieser Sommer-Gedanken schon überholt. Die Balken des Tivoli bogen sich unter dem Gewicht der 250 handverlesenen Gäste; die sozialdemokratische Traditionsfahne erstrahlte siegessicher im Jupiterlicht. Die Gothaer Kultstätte der Arbeiterbewegung durfte nach der Novemberrevolution 1989 nur den historischen Tanzsaal und wenige Quadratmeter Stellfläche für ein paar armselige Vitrinen behalten. Den Rest hat kurzerhand der Kleiderfundus des Gothaer

Residenzschlosses vereinnahmt, und in der zum Parteibüro umfunktionierten Kantine berät eine Handvoll Gothaer Sozialdemokraten, wie einem weiteren schwarzen Erdrutsch im roten Thüringen vorzubeugen ist. Die Genn. Museumsleiterin ist vorzeitig aufs Altenteil geschickt worden und memoriert jetzt in ihrer Datsche wieder und wieder die Marxsche Randnotiz über jenen preußischen Staat, »der nichts anderes als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter und zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bürokratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus« war. Und übrigens: in der Mongolei lernen die Kinder jetzt wieder Leben und Werk des Dschingis Khan.

Transit

Ich hatte schon geahnt, daß der Vorrat Bleifrei nicht bis zum Intertank reichen würde; stumm rollte der Wagen hinter Gotha auf einem Parkplatz aus. »Banne?« fragte ein freundlicher Landsmann aus Dresden und bot sich zum Abschleppen an. Ob das auf DDR-Autobahnen nicht verboten sei, fragte ich und bekam die jetzt übliche Anarchie zu hören: das sei ihm doch scheißegal, was in diesem Land erlaubt und verboten ist. Während er nach dem Abschleppseil kramte, betrachtete ich versonnen den Aufkleber mit dem schwarz-rot-goldenen CDU-Ja! auf der Heckscheibe. Ein graumelierter Herrenfahrer hatte die Szene beobachtet und winkte mit einem Reservekanister, den er aus dem Kofferraum einer edlen britischen Sportlimousine gezogen hatte. Ich bedankte mich, als habe mir mitten in der Sahara einer kurz vorm Verdursten Wasser verabreicht, und stellte mich vor. »Keine Ursache«, gab er zurück, »und ich heiße Metternich, Clemens von Metternich.« Der Name kam mir bekannt vor.

Daß deutsche Futurologen nur Makulatur (oder Katastrophen) zustandebringen, macht die europäische Historie utopiefähig. Manche suchen jetzt schon bei den Staufern oder beim Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Halt oder wenigstens beim Deutschen Bund, welcher 1815 aus dem letzten teutonischen Befreiungsschlag hervorging. Die französische Ostgrenze wurde damals unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen anerkannt, und in Wien machte sich ein Kongreß, des öfteren von Tanzvergnügen unterbrochen, Gedanken über Zusammenarbeit und Kooperation in Europa. Die Würstlverkäufer, Juweliere und Freudenhäuser hatten monatelang Hochbetrieb. Damals entstanden die Grundfesten eines Europäischen Hauses, das immerhin bis 1866 hielt und danach in drei vom deutschen Einheitsstaat verursachten Kriegen in Schutt und Asche fiel. Keiner war darin übermächtig; der hier geschlossene Deutsche Bund nahm im europäischen Staatensy-

stem eine heilsam passive Stellung ein. Seine Hauptfunktion bestand überhaupt darin, den europäischen Frieden und das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten. Metternich! Jetzt wußte ich, woher ich den Namen des Mannes mit der altmodischen Schirmmütze und den fingerfreien Lederhandschuhen kannte und wieso mir bei der Weiterfahrt ausgerechnet der Vormärz eingefallen war. Im System Metternich, der europäischen Ordnung des Klemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar Fürst Metternich-Winneburg-Beilstein (1773-1859), dominierte die Heilige Allianz und in Deutschland das Biedermeier. Metternich war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der dienstälteste Politiker und zweifellos der bestgehaßte Mann des Kontinents, ein erzkonservativer Fundamentalist und erklärter Konterrevolutionär, der Gendarm Europas: *un rocher de l'ordre*, ein Freund der allgemeinen Ruhe. Während jenseits des Rheins die Monarchie stürzte und das Köpfen anhob, ließ er am 14. Juli weiterhin unbeirrt Königshäupter krönen. Vergleiche hinken bekanntlich, und historische Analogieschlüsse sind lahm; aber des Deutschen Bundes supranationale Einfassung und föderales Muster wären, trotz dieses reaktionären Geruchs und seines letztlichen Scheiterns, vielleicht nicht die schlechtesten Vorbilder für eine europäisch offene Vielvölkerrepublik heute, um das Deutsche Reich, das ansonsten vielleicht wieder droht, föderativ zu unterlaufen und supranational zu übergehen.

Mitropa

Wenn ich nicht auf den Tacho blickte, um das noch kostenlose DDR-Tempo zu halten, suchte ich den Horizont nach einem dunkelgrünen Auto mit silbernem Raubtier auf dem Kühler ab. Unterwegs brachten Vopos schöpferisch die StVO zur Anwendung; »Besser von Modrow fotografiert als von Kohl gefilmt«, kommentierte ein Transparent der PDS von einer Autobahnbrücke die Heckenschüsse. In der Warteschlange des Mitropa-Restaurants entdeckte ich den Graumelierten wieder. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch. »Inspizieren Sie Ihre Besitzungen in der DDR, Fürst?« fragte ich Seine Durchlaucht unvermittelt. Metternich zog die Augenbrauen hoch. »Wäre ich nur incognito geblieben«, murmelte er und legte ein fettes Stück Speck auf den Tellerrand. »Diese Kriegsgewinnler sind mir zuwider. Im übrigen stammen wir aus dem Rheinland, von der unteren Mosel.« War er es selbst? In der Schule hatten wir nur das System, nicht die Person Metternich kennengelernt. Trotz seiner grauen Haare wirkte er jugendlich; feminine Gesichtszüge, nach vorn gekämmtes, gewelltes Haar, ein wenig hervortretende Augen, eine klassische Nase. Ich machte Konversation über »Autofahren in der DDR« und erfuhr dabei, daß der Mann von Geblüt

natürlich nicht zur Restitution irgendwelcher ostelbischer Güter unterwegs war, sondern die mitteldeutschen Gaue eines kleinen, aber feinen, von ihm als Ehrenpräsident gelenkten Automobilclubs inspizierte. Die seien nun, er seufzte, ja wohl auch anzuschließen. »Von der Legitimität der hiesigen Regierung halten Sie nichts?« fragte ich rhetorisch. Die Straßen seien in einem miserablen Zustand, erwiderte er bloß und schob den kalt gewordenen Eintopf von sich. Er schien an etwas anderes zu denken.

Der Deutsche Bund war kein klassischer Nationalstaat britischen oder französischen Typs und gewiß keine moderne Republik. Metternichs Zeitgenosse, der Freiburger Staatsrechtler Karl Theodor Welcker, definierte den Bund 1836 als einen »zur innigeren Einheit des Staats organisierten Verein«, welcher zum einen »das allgemeine nationale Lebenselement des Volks in der allgemeinen, freien Wechselwirkung und Verbindung« stärken, zum anderen »das besondere Leben und Bestehen, die besonderen Eigentümlichkeiten der einzelnen besonderen Staaten und ihrer Regierungen erhalten und befriedigen« sollte. »Es soll also auch das partikuläre (nach schweizerischem Ausdruck das örtliche oder das kantonale) Lebenselement erhalten werden. Dieses partikuläre Interesse und die allgemeine Nationaleinheit und Nationalfreiheit sollen stets harmonisch vermittelt werden.« »Partikuläres« war das Lebenselixier dieser Konföderation: Bei seiner Gründung gehörten dem Deutschen Bund gut drei Dutzend Staaten höchst unterschiedlicher Größe und Verfassungsordnung an: zwei Großmächte (das multinationale habsburgische Kaiserreich und das preußische Königreich), vier weitere Monarchien (Sachsen, Hannover, Württemberg und Bayern) und jede Menge (Kur)fürstentümer und (Groß)herzogtümer, eine Landgrafenschaft und vier Freie Städte (Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt) – insgesamt rund 30 Millionen Bundesbürger, weit über die Hälfte in vorindustrieller Land- und Forstwirtschaft tätig. Das Territorium des Deutschen Bundes ist mit keiner deutschen (Teil)Nation vorher oder später identisch: Schlesien, Böhmen, Südtirol und ein Teil Luxemburgs zählten dazu, Schleswig und andere Gebiete des 1806 untergegangenen »Heiligen Reiches« nicht, wie zum Beispiel die österreichischen Niederlande (die übrigens Metternichs Vater Franz Georg zur Revolutionszeit als Gouverneur regiert hatte). Das spätere Belgien verdankt seine Existenz im wesentlichen der Tatsache, daß mit dieser Teilung und neutralen Sonderexistenz das europäische Gleichgewicht zu sichern war – eine Lösung, die Vereinigungsskeptiker auch zugunsten einer souveränen DDR ins Feld geführt haben, gegen Konservative von SED bis CSU, die einem zweiten deutschen Staat nur als realsozialistischem eine Chance geben. Aber dieses »belgische Szenario« war auch Makulatur, bevor es überhaupt richtig publik wurde.

Trabant

Wir standen draußen auf dem Parkplatz, zwischen hochbeinigen Plastikpontons und spoilerbewehrten West-Fahrzeugen der japanischen Keilform. Ich fand Ekel in Metternichs Gesicht: da sieht man, wohin der Wandel führt. 1952 habe er mit einem Allard P 1 Saloon die Rallye Monte Carlo gewonnen (vor Stirling Moss!) und sei dann mehrfach die Mille Miglia gefahren. Satt fiel die Tür des Jaguars ins Schloß. Metternich kurbelte das Fenster herunter und reichte mir mit spöttischem Lächeln eine Visitenkarte. Wenn ich mal einen üblen Reaktionär besuchen wollte: 44 Eaton Square, London SW 1, aber nicht zu früh am Morgen. Ich könnte ja zur Erholung danach das Grab des Herrn Marx visitieren, das Monument sei ein bißchen ramponiert jetzt. Die acht Zylinder heulten auf.

Daß heutzutage Peter Gauweiler, auch ein Adept untergegangener Monarchen, jetzt dem Namen nach auf den Deutschen Bund zurückkommt, macht manchen den deutschen Länderföderalismus unverdient madig. Doch sind die bayerische Lobby, das schwarze Sachsen und ein dänischer Königsmacher in Südschleswig allemal leichter zu ertragen als eine Berliner Kapitale des deutsch-demokratischen Zentralismus. Und als Dezentrale konnte sich der Deutsche Bund wahrlich sehen lassen. Die Mitglieder der Frankfurter Bundesversammlung (sie tagten an einem »unermeßlichen runden Tisch« im Taxis-Palais) hatten unterschiedliche Stimmgewichte, die ihre Rang- und Machtunterschiede (z. B. die zwischen acht Millionen Preußen und 5 000 Liechtensteinern) nicht getreu zum Ausdruck brachten. Elf Staaten hatten eine selbständige Virilstimme, die restlichen (z. B. die beiden Linien Reuß und Schaumburg-Lippe) mußten sich ihre Kuriatstimmen teilen. Dadurch konnten die Großmächte die Kleinstaaten nie majorisieren und mußten sich um Allianzpartner bemühen. Hegemonie und Kondominium waren ausgeschlossen. Wer sich den Verlauf der deutschen Geschichte anders wünscht, hätte gleichwohl dem Dritten Deutschland, vor allem den süd- und westdeutschen Ländern mehr Gewicht verliehen, ihren Königen und Fürsten zugleich weniger moralische Flauheit und ihren Bürgern mehr Courage zugeteilt. Die Mainlinie trennte seinerzeit den rückständigen, von Preußen dominierten Norden vom liberaleren Süden, der sich wiederum eine Zeitlang unabhängig machen konnte vom noch altständischeren Österreich. Politisch-kulturell betrachtet war dies auch eine Scheidelinie zwischen West und Ost: Die Ideen von 1789, verlängert zur Pariser Julirevolution von 1830, und die britische Wahlrechtsreform von 1832 fanden in den Trias-Staaten durchweg positive Resonanz. Ihre Reform-Verfassungen und -Verwaltungen waren »okzidental«, auf politische Modernisierung aus,

welche im Osten, das industriell frühreife Sachsen inbegriffen, nach dem Scheitern der dortigen Reformer keine Chance mehr besaß. Leitlinie des Deutschen Bundes wurde daher nicht die fortschrittliche Auslegung des Bundesartikels 13 (»In allen Bundes-Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden«), sondern das monarchische Prinzip gegen alle freiheitlichen Bestrebungen.

Ettersberg

Das nächste Mal traf ich den Graumelierten in der DDR-Staatsbank von Weimar, Valuta-Abteilung, beim Geldumtausch. Zwei illegale Wechsler vor der Tür, die uns dicke Rollen Spielzeuggeld unter die Nase hielten und »Eins zu fünf« flüsterten, ließen wir unbeachtet; über Ökonomie war mit Metternich ohnehin nicht zu reden. Wir gingen ein paar Schritte gemeinsam in Richtung Goethe & Schiller. Vor einem dunklen Haus hatte sich ein Pulk laut debattierender Menschen gebildet; wir standen vor einer Filiale der »Firma«, aus der anscheinend Akten verschwunden waren. Die Erregung der Leute war auf den bisher so kühl wirkenden Metternich übergesprungen. Versetzte ihn das flächendeckende Netz der zertrümmerten Stasi in Wallung oder geheime Schadenfreude, daß sich eine veritable Geheimpolizei nicht mir nichts, dir nichts vom Volk auflösen läßt? Der alte Metternich hatte einer »Centralbehörde zur näheren Untersuchung der revolutionären Umtriebe« in Mainz vorgestanden, die ebenfalls Tausende offizieller und inoffizieller Mitarbeiter beschäftigte. Was den Spitzeln verborgen geblieben war, legten Postlogen in der Korrespondenz der gebildeten Schichten und der Gesandten offen. Und dann natürlich die Zensur. Selbst einer wie Goethe mußte die »Hochfürstliche Durchlaucht unterthänigst« anflehen, eine Ausgabe sämtlicher Schriften zuzulassen – was einem wie Grillparzer in Wien gleichwohl nicht die Chance gab, diese käuflich zu erwerben. Denn Metternich tat alles (und vieles höchstpersönlich) zur »Zügelung des Buchhandels« durch Vor- und Nachzensur; nur mit polizeilicher Erlaubnis durften die besseren Kreise ihre literarischen Giftschränke füllen.
Die Leute vom Bürgerrat verdächtigten nun uns unbekannte Lokalpolitiker der Kollaboration mit der Stasi. »Die Geschichte lastet wie ein Alb auf den Lebenden«, erlaubte ich mir zu zitieren. Der Graumelierte erzählte etwas von Spinnen; besser Spinne sein als Fliege im Netz, das sei seine Lebensphilosophie. In Deutschland wachsen jetzt auch auseinandergegangene Vergangenheiten zusammen. Wie hier zu »entstasifizieren« sei, meinten einige Weimarer forsch, das könne man am kurzen Prozeß nach 1945 lernen. Vielleicht kommt es aber umgekehrt: daß die offenbar schwierige Bewälti-

gung der letzten 40 Jahre alles exkulpiert, was bisher schlechthin »die Vergangenheit« war. Die Massengräber von Fünf Eichen oder am Karnickelberg, wo die Sowjets nicht nur interniertes SS- und NS-Personal schlicht verrecken ließen, braucht Helmut Kohl nicht mehr mit Gorbatschow abzuschreiten – im Zusammenbruch des Kommunismus wird von Anfang bis Ende alles »asiatische Tat« sein. Und oben in Buchenwald hat der staatsorganisierte Antifaschismus massenhaft taube Ohren und serienweise Rechtsradikale produziert. Wenn irgendwie das halbe Volk (und Teile der Opposition gleich mit) im Dienste der Normannenstraße stand, wird der hilflose Antistalinismus wohl nach bewährtem Schema die Führungsschichten des Ancien Régime auf die Anklagebank setzen, und der Rest wird am Katzentisch der dieses Mal über Thüringen hinausgekommenen Befreier nachträglich mit über den Kommunismus siegen. Das Weimarer Volk hier wünschte dem Ehepaar Honecker die »rumänische Lösung«. »Es ist wichtiger, wohin einer geht, als woher er kommt«, riet Metternich und empfahl die Dossiers zu schließen und für jeden neuen Deutschen Bund keinesfalls auf eine solche Zentralbehörde zu verzichten.

Teutonia

Herr von Metternich bat mich jetzt, ihn bei einer komplizierten Sache zu begleiten, die er noch in Jena zu erledigen hatte. Die Stadt behage ihm überhaupt nicht (Jena war seinerzeit der Herd der deutsch-nationalen Studentenrevolte – da konnte ich ihn dieses Mal beruhigen, die Jungakademiker hängen noch sehr an der Partei des Ancien Régime), doch kenne er einen Alten Herrn von der Burschenschaft Teutonia, vormals Jena, jetzt Heidelberg, der habe ihn gebeten, nach dem angestammten Verbindungshaus zu sehen und die Rechtslage . . . »Sire, was für ein Umgang!« entfuhr es mir. Ein Metternich sollte den Burschenschaften und ihren deutschthümelnden Gelüsten doch auf ewig spinnefeind sein – immerhin haben die altdeutschen Jünglinge nicht allein den Code Napoléon, sondern auch die Werke August von Kotzebues ins Feuer geworfen und die des Staatsrats Theodor Schmaltz hinterher! Deutschland war für den Alten bloß ein »geographischer Begriff«, welcher »bei der Menge erst in zweiter Linie der Gefühle und Strebungen steht, während es von reinen oder berechnenden Phantasten (also ehrlichen und kniffligen) auf die oberste Stelle erhoben wird«. Die kleindeutsche Historiographie, Heinrich von Treitschke zum Beispiel, hat den Deutschen Bund später immer als Bremser des borussischen Nationbuildings heruntergeputzt; die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung hat sich dem im wesentlichen angeschlossen.

Vom Unitarismus war hierzulande nie viel zu erhoffen, von der liberalen Opposition leider auch nicht. Das Dilemma der freiheitlichen Partei im Deutschen Bund, national *und* demokratisch gesonnen, war: sie hätte sich zur Verwirklichung ihrer Ideen an die westlichen Nationalstaaten anlehnen und dabei ihre Bestrebungen nach nationalstaatlicher Souveränität gegen deren Vorbild hintanstellen müssen. Ein anderer deutscher Sonderweg wäre dann gewesen, die »weiße (demokratische) Linie« in einem solchen zugleich dezentralen und supranational verfaßten Gebilde zu verfolgen. Doch ließen sich die Liberalen erst von Metternich »epurieren«, dann von Bismarck »vindizieren«. Und den Franzosen war kaum zu vertrauen, daß sie die deutsche Westorientierung nicht zu einer Arrondierung im separierten Rheinland genutzt hätten.

Unterdessen waren wir im abgetakelten Haus der Teutonia in Jena angekommen, einer schmucken Villa in Südhanglage, von der quadratmeterweise Putz gebröckelt war. Ein milchig angelaufenes Glasschild zeigte dem Besucher die gegenwärtige Nutzung des Gebäudes an: Kulturheim Erich Weinert. Drinnen, eine Treppe hoch, saßen zwei junge Männer über Zeitplänen und Abrechnungen. »Herr von..., Herr Metternich, I presume?« sagte der eine und drückte seine Zigarette aus. »Wir haben Ihren Brief bekommen. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß wir über die Eigentumsverhältnisse an diesem Haus anderer Ansicht sind als Ihre Verbindung. Alles weitere verhandeln Sie bitte mit der Kommunalen Wohnungsverwaltung. Aber wir haben nichts dagegen, wenn Sie sich Ihre teutonische Ex-Villa mal anschauen.« »Säbel sind keine mehr auf dem Dachboden«, sagte der andere. »Ich geh' mal voraus.« Zuletzt wurden wir in die gute Stube geführt: ins geheime Militärpolitische Kabinett, wo bis vor kurzem viermal die Woche Halbwüchsige in einem Sandkasten den westdeutschen Feind vernichtet und »Wie Thälmann kampfentschlossen« gegrölt hatten. Während des Abends eine Etage höher der Punk abging und oppositionelle Lyriker Friedensgedichte aufsagten. FDJ-blaue Liederbücher, dickleibige Schriften zur Wehrertüchtigung und ein Riesensortiment Schulterklappen lagen jetzt wie realsozialistischer Sperrmüll in der Ecke; ein vereinsamter Nagel in Kopfhöhe zeigte an, von wo jüngst noch der Erich milde herabgelächelt hatte. Während im Büro der sozialistischen Kulturanimateure altersschwache Kohleöfen bullerten, gab hier eine nagelneue Gas-Heizung wohlige Wärme ab. »Die Stadt will's der Kirche vermachen«, sagte der freundlicher Dreinschauende. »Aber wir werden's behalten«, zischte der andere.

Völkerschlachtdenkmal

Der Deutsche Bund war ein Gebilde, das frei im Interessen-Netz des europäischen Staatensystems aufgehängt war. Die Vier Siegermächte von 1815 – eine »Quadruple-Allianz« aus Rußland, Österreich, England und Preußen – hatten den Störenfried Napoleon auf die Insel verbannt und das restaurierte, in seine vorrevolutionären Grenzen verwiesene Frankreich gnädig in die alte Pentarchie, ins altbewährte Gemeinsame Haus zurückgeholt. Die ordnungspolitische Auslegung des Status quo, den die »legitimen« Monarchen und ihre Kanzleichefs, Metternich allen voran, Europa nach dem Pariser Revolutionsabenteuer verordnet hatten, war zwischen West und Ost umstritten; das gewünschte Design schwankte zwischen einem christlichen Großreich in Mittelosteuropa und westlichem Konstitutionalismus. Aber an der Stabilität der Grenzen und am Gleichgewicht der Kräfte war (vorläufig) alle Welt interessiert – und damit blieb die »deutsche Frage« internationalisiert: Großbritannien engagierte sich verhalten als weltpolitisch orientierte und industriell ambitionierte See- und Kolonialmacht (und war monarchisch via Hannover im Bunde). Das ökonomisch und politisch unterentwickelte, aber militärisch überpotente Rußland dachte, in den Worten des Zaren Alexander I., an die »Aufrechterhaltung unseres politischen Übergewichts«. Frankreich als direkter Nachbar am Rhein war, wo schon nichts zu annektieren war, traditionell gegen jede politische Einheit, die Deutschland zu stark machte und Paris an den Rand drängte.

Dem entsprach auch die Heeresstärke des Bundes. Man einigte sich auf eine Kontingentstärke von einem Prozent der Bevölkerung – also ein 300 000-Mann-Heer, weit weniger als das französische und russische und im übrigen ein bunter Haufen ohne verläßlichen Oberbefehl und als Bundesheer nicht einmal gegen Revolutionäre einzusetzen. Mit anderen Worten: auch das ein Muster föderativer europäischer Friedensordnung.

Die beiden deutschen Adelsmächte, die die größten Kontingente stellten und weit mehr Männer unter Waffen hatten, waren merkwürdigerweise gleichzeitig auswärtige Mächte. Besonders die Donaumonarchie hatte wichtige Territorien und Völker außerhalb des Bundes, und auch in Preußen blieb der »multikulturelle« Osten, hier in Gestalt der Polen, außen vor. Auf der anderen Seite waren viele mittlere europäische Dynastien politisch in Deutschland präsent: der niederländische König »überlappte« mit den luxemburgischen und limburgischen Landesteilen, die Dänen ragten mit den Herzogtümern Lauenburg und Holstein in die »deutsche Welt«, welche gen Süden über die transalpinen Besitzungen Österreichs (Lombardei, Trentino

usw.) bis nach Italien hineinreichte. Periphere Mächte wie Schweden, Spanien und Portugal garantierten als weitere Unterzeichner der Wiener Schlußakte den Deutschen Bund mit. Dieses internationale System neutralisierte, solange seine Kräfte sich gegenseitig austarierten, ein halbes Jahrhundert lang alle Ansätze zu einem starken deutschen Einheitsstaat. Es bot Chancen zu einer »supranationalen« Gestaltung der Mitte Europas; die deutsche Konföderation blieb friedlich nur, solange sie zugleich eine europäische war. »Metternich und keiner sonst war der erste Kanzler der europäischen Einheit«, ereiferte sich der Graumelierte plötzlich. Wir standen an einem zur Hälfte abgerissenen und zerfetzten Wahlplakat, auf dem für 17.00 Uhr eine Rede Helmut Kohls angekündigt war.

Wandlitz

Radio Bürgersteig ist noch auf Sender. Im Dorf P., wo das Trottoir am Feierabend mangels Vorhandensein gar nicht erst hochgeklappt werden muß, ging das Gerücht eines Anschlusses besonderer Art um: der Bürgermeister sei von der SED *direttissima* zur DSU übergelaufen und schon mit West-Berliner Spekulanten im Gespräch, die ein Spielcasino samt Hotel (inklusive Puff) in den märkischen Sand setzen wollen. Die Waldsiedlung Wandlitz, dieses verlassene Spießer-Paradies der pensionsreifen Kleinbürgerkönige gleich nebenan, kann ggf. als Besichtigungsannex und Surf-Paradies eingeplant werden. Welche Aussichten vom märkischen Kirchturm: von der autarken Feudalgemeinde mit eigenem Autobahnanschluß zum verkehrsgünstigen Spekulationsobjekt konvertierter Genossen, die mit den Jungs aus der Immobilienbranche im Bunde stehen! Hier regiert, wer am besten schmiert. Dabei muß ein Bund deutscher Länder Halt finden auf solidem »kantonalen« Boden, wenn Selbstverwaltung kein Tarnbegriff arroganter Vetternwirtschaft sein soll, sondern die Voraussetzung einer zivilen Gesellschaft.

Im Gasthaus von P. hatte Metternich wirre Träume. Er sah umherschweifende »Wider-Vereiniger« in einer wilden Schlacht mit einer kurzhaarigen Meute, die Polenblut fließen sehen und Juden verrecken lassen wollte. Eine dritte Gruppe trug ein Kreuz vor sich her und sang im Kanon: »Der Schoß ist fruchtbar noch«, während ein Student mit einem riesigen Revolver auf Metternich zielte. Ich glaube, ich sah am nächsten Morgen den Wagen des Graumelierten zuletzt an einer Kreuzung hinter Wandlitz stehen, umringt von einer Traube fachsimpelnder Kinder, die die Karre mit japanischen Modellen verglichen. Als ich die Gegend noch einmal durchquerte, war vom Fürsten keine Spur mehr.

Babylon

Ein Mann von Adel, den der Alte nicht recht zur Kenntnis genommen hat, war der französische Utopist Henri de Saint-Simon. Er kam 1814 zu dem Schluß, die »Vereinigten Staaten von Europa« müßten uniform gestaltet sein. So wie es nur eine vernünftige Art gebe, Wissenschaft zu treiben, seien erstens eine einheitliche Verfassung anzustreben (welcher das britische Modell am nächsten komme) und zweitens gemeinsame Regierungs- und Erziehungsinstitutionen und ein allgemein gültiger Moralkodex geboten. Die positiven Wissenschaften brachten hier ein eigenes Ideal des europäischen Weltregimes hervor; sie waren damit im Endeffekt nicht so weit entfernt von den Friedensträumen des Zaren, der in christlicher Mystik das einheitsstiftende Element erkannt zu haben glaubte, oder von der Expansion gewordenen historischen Mission des Revolutionsvollenders Napoleon oder auch von unserem Liebhaber der Ordnung, Metternich. Ein Rheinländer in den Diensten des Vielvölkerstaats Österreich, aufgewachsen zwischen gotischen Spitzbögen und Weingärten, Lokalpatriot und Kosmopolit in einem, aber von beidem nicht zu viel. Frankreich ist hier am Rhein niemals weit. In seiner Jugend war Metternich gar jakobinischen Einflüssen ausgesetzt; der Mainzer Geschichtsprofessor Nikolaus Vogt lehrte den angehenden Meisterdiplomaten die »Europäische Republik«, welche die vielgliedrige Substanz des christlichen Reiches zu einer im Gleichgewicht gehaltenen Konföderation säkularisierte und rationalisierte. »Immer stoßen in Europa zwei Massen aufeinander. Die demokratische Partei strebt nach Freiheit und Gleichheit und, wenn sie ausartet und keine Hindernisse findet, nach Unglauben und Anarchie; die monarchische geht nach Ordnung und, wenn sie ausartet, nach Despotie und Aberglauben. Die aristokratische muß sich immer in der Mitte halten und auf Mäßigung und Erhaltung des status quo orientiert sein.«

Für Metternich bedeutete ein Weltstaat – verwirklicht oder auch bloß angestrebt – zwangsläufig den Weltkrieg. Vordenker Metternichs und »Sekretär Europas« war vielmehr Friedrich Gentz, ein Schüler Kants und eifernder Gegner der Revolution, der den »ewigen Frieden« für eine überspannte Illusion hielt. Dem Verkehr zwischen den Staaten traute er aber genauso viel »höhere Sittlichkeit« zu wie einer gelungenen bürgerlichen Verfassung. Die »neue Völkerverfassung« würde auf dem gegenseitigen Respekt der historischen Ordnungen, vor allem aber auf dem *politischen Gleichgewicht* beruhen, das jeden sich universal aufbauschenden Partikularismus in Schach hielte. Doch 1830/31 war das von Metternich anvisierte *System kollektiver Sicherheit*, das seinen Mitgliedern die Pflicht zu ständiger Moderation und

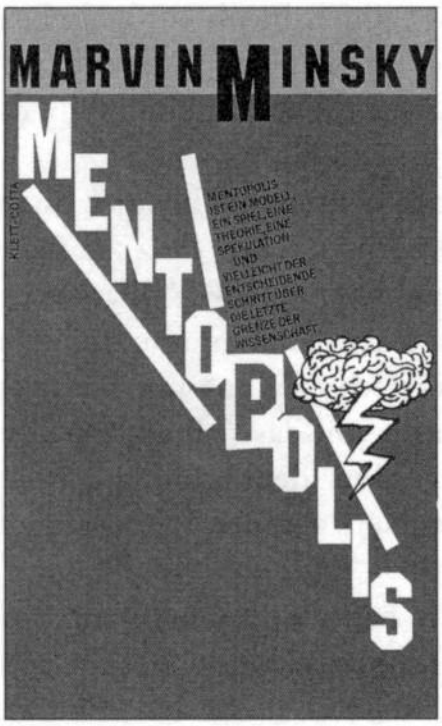
Abrüstung auferlegt hätte, praktisch gescheitert. Es verkam zu einem internationalen Polizeiregime gegen die sozialen Bewegungen. Das »Junge Europa« erhob sich gegen solche starren Vorstellungen von der legitimen Ordnung; aber es wurde alt über dem Versuch, eine legitimere zustandezubringen. Nur noch ein paar Jahrzehnte konnte das kleindeutsche, aber großmächtige Monstrum vermieden werden – dann war die schiefe Ebene betreten und wurde bis 1945 nicht mehr verlassen.

»Vaterland! Süße Täuschung! Heilig gewordene Lüge!« Ich schreckte aus meinen Gedanken hoch. Neben »Conny's Milchbar«, einer rezenten Hervorbringung mitteldeutscher Marktwirtschaft, die Schluß zu machen versprach mit den ewig geschlossenen Broiler-Buffets, hatte ein bärtiger Wanderprediger Stellung bezogen. Er verkündete einer Schar Kinder, die ihr Fußballspiel kurz unterbrochen hatten, er habe einen »Bund der Enteigneten« ins Leben gerufen. Das Vaterland, fuhr er fort, sei Lüge und nochmals Lüge, »die mit bezauberndem Enthusiasmus die Herzen der Menschen umstrickt, ihren Verstand umnebelt und ihre Sinne verwirrt; die den wütendsten Feinden des Fortschritts und der Freiheit *aller* zum letzten Notanker ihrer Irrtümer, zum Rettungsbalken ihrer Vorrechte dient«. Die Kinder hielten sich die Bäuche vor Lachen, und ein Traktorist meckerte im Vorbeifahren: »Rote raus!« Der Redner hielt kurz inne und antwortete ernst: »Der richtige, ursprüngliche Begriff vom Vaterland ist ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Stück Land!« Der Landmann zeigte ihm einen Vogel. »Wer also ein Vaterland hatte, hatte auch ein Eigentum, oder doch die Freiheit und ein Mittel, Eigentümer zu werden; wer diese *nicht* hat, hat *kein* Vaterland. Das merkt euch, ihr Vaterlandsverteidiger!« Die Kinder übten längst wieder direktverwandelte Ecken, nur noch eine mit Einkaufstaschen beladene Frau ließ sich agitieren. »Die Natur hatte uns allen ein Paradies geschaffen; was habt ihr nötig, für euch einen Himmel, für uns eine Hölle daraus zu machen? Wozu diese Komödie von hoch und niedrig, von arm und reich, von Arbeit und Müßiggang? Reißt dieses Werk der Torheit und des Unsinns nieder! Es war so schön, das entschwundene Paradies, und hatte Raum für alle, war schöner als euer Himmel und nicht mit dem Fluch der Hölle beladen. Laßt uns versuchen, es wieder herzustellen, damit nicht einige, sondern alle ein Vaterland haben. Ein Vaterland, das keine Hölle und kein Zuchthaus ist wie das, was ihr so nennt; ein Vaterland, das der Mühe wert ist...« Er brach ab und setzte sich schweigend auf eine Bank. Auf dem Boden waren grüne Flugblätter des »Bundes der Enteigneten« verstreut, *v.i.S.d.P.* war ein gewisser Wilhelm Weitling aus Madgeburg, ein desertierter NVA-Soldat, der aus Übersee heimgekehrt war. Im Herzen Deutschlands kann man jetzt vielen Vergangenheiten begegnen.

Ein einfaches Modell für die komplizierteste Sache der Welt.

»Ich finde Marvin Minskys MENTOPOLIS ein provozierendes, wunderbares, anspruchsvolles, prächtiges, komisches und insgesamt faszinierendes Buch. Dieses Buch über das Denken hat mein Denken ganz bestimmt verändert.«

Michael Crichton, Autor von »The Andromeda Strain« und »The Terminal Man«



Marvin Minsky:

MENTOPOLIS

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Malte Heim
342 Seiten, 158 Abbildungen.
Großformat 20,7 x 29,2 cm,
Linson mit Schutzumschlag,
48,- DM/öS 374,-

MENTOPOLIS ist ein Modell des menschlichen Geistes.

Vielleicht das Aufregendste, das sich je ein menschlicher Geist ausgedacht hat.

Wie Minskys »Geistes-Gesellschaft« funktioniert, das kann hier nicht erklärt werden.

Schließlich hat sogar der Autor dazu 308 Kapitel gebraucht – jedes genau eine Seite lang – und so seinem Buch eine Form gegeben, die die inhaltlichen Kernthesen vortrefflich widerspiegelt.

Dieses Buch braucht, ja, soll man nicht immer von vorn nach hinten lesen. Ist man erst einmal mit der Struktur vertraut, kann man frei zwischen den Kapitelseiten hin und her springen und so assoziativ völlig neue Querverbindungen erkunden, die noch nicht einmal vom Autor selbst vorgesehen waren.

Und so entdeckt man, während man mit diesem Buch wie mit dem eigenen Geist spielt, die anschaulichsten Modelle darüber, wie dieser eigene Geist funktioniert.

MENTOPOLIS – das ist mit Sicherheit das ungewöhnlichste Sachbuch seit »Gödel, Escher, Bach«.

Fordern Sie den Prospekt »Minsky« (P 904 467) an.

Klett-Cotta

Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Martin Pollack
Nach der Befreiung
Osteuropäisches Lamento

»Wir sind die Opfer«, sagte mein polnischer Freund und verzog das Gesicht zu einer Grimasse, als verspüre er plötzlich bohrende Zahnschmerzen. »Wir sind die Stiefkinder der Geschichte. Ihr habt im europäischen Haus die oberen Stockwerke mit feiner Aussicht bekommen, während wir uns in den feuchten, modrigen Kellerräumen drängen müssen. Findest du das etwa gerecht?«

Wir hatten einander vor Jahren bei einem Symposium in einer österreichischen Universitätsstadt kennengelernt und waren uns ganz zufällig bei einem Empfang in einem Warschauer Hotel über den Weg gelaufen, zu dem eine nach einem Politiker der Nachkriegszeit benannte deutsche Stiftung geladen hatte. Schulter an Schulter kämpften wir uns mit wohlgesetzten Ellbogenstößen zum reich sortierten Buffet vor, das sich entlang einer ganzen Wand des Konferenzsaals erstreckte. Über dem Saal lag ein Duft von gegrillten Shrimps und teurem Rasierwasser, aus der Lautsprecheranlage dudelte ein Wiener Walzer.

»Solange die Sowjetunion mächtig war, habt ihr keinen Finger für uns gerührt. Wir Bewohner Ostmitteleuropas waren auf uns allein gestellt in unserem Bemühen, die beiden Hälften Europas, die in Jalta und Potsdam auseinandergerissen worden waren, wieder zusammenzuführen. Ihr habt nur aus der Ferne die Daumen gedrückt. Und was haben wir nun davon? Wir sind wieder einmal die Verlierer ...«

»Wieso Verlierer?« unterbrach ich den larmoyanten Redefluß meines Freundes, der den Ruf eines hervorragenden Sprachwissenschaftlers genießt und erst kürzlich ein bemerkenswertes Buch über die Wort- und Sittengeschichte der alten Slawen publiziert hatte, und bugsierte ihn an einem breiten Rücken vorbei zu den aufgetürmten Köstlichkeiten. »Ihr habt doch alle Ziele erreicht, und noch dazu viel rascher, als selbst der kühnste Optimist zu träumen gewagt hätte. Polen, Ungarn, Tschechoslowakei, Bulgarien, die baltischen Republiken und sogar Rumänien haben ihre Unabhängigkeit wiedererlangt. Die Rückkehr nach Europa steht euch offen. Der Westen hat euch mit ausgebreiteten Armen empfangen ...«

»Das war das Ärgste, was uns passieren konnte«, sagte mein Freund bitter und griff sich ein in Blätterteig gehülltes Bratwürstchen von einem Silbertablett. »Solange ihr euch noch nicht um uns gekümmert habt, war alles halb so schlimm; doch eure Küsse sind, mit Verlaub, unerträglich. Wir bekommen eure getragenen Kleider und müssen dafür noch dankbar sein. Wir fühlen uns wie arme Verwandte, die, mit zwei schäbigen Koffern mit allen Habseligkeiten in Händen, beim reichen Cousin vor der Tür stehen. Der hat zwar jahrelang Pakete geschickt und Briefe geschrieben, in denen er darüber Klage führte, wie sehr er die geliebte Verwandtschaft misse, daß diese aber tatsächlich eines Tages auftauchen würde, damit hat er nicht gerechnet. Noch dazu in diesem ärmlichen Aufzug, mit diesen lächerlichen Pappkoffern! Nichts wie weg damit! Als erstes werden wir in neue Kleider gesteckt. Weg mit allem, was wir mitgebracht haben, was uns an zu Hause erinnert. Fort mit den patriotischen Gefühlen, die das Herz so schön erwärmen, fort mit den nationalen Liedern und mit den Erinnerungen an die Helden, die für Freiheit und Vaterland ihr Leben ließen. Her mit dem internationalen, überregionalen, supraethnischen Einheitsbrei, mit dem Sprachenbabel, mit dem Gemisch der Rassen und Völker, wie es in euren Ländern seit Jahren herrscht. Nein, nein, mein Lieber, unsere Rückkehr nach Europa ist kein Triumphzug. Wer weiß, ob wir nicht ärmer ankommen, als wir losgezogen sind?« Er wischte sich mit einer eleganten Handbewegung einen Krümel Blätterteig aus dem Mundwinkel.
»Aber die Wirtschaftshilfe?, aber der Aufschwung?, aber der Wohlstand?« wagte ich einzuwenden. Mein Freund schnitt mir mit einer energischen Handbewegung das Wort ab. »Gerede, nichts als Gerede.« Er packte mich am Arm und zerrte mich zum Fenster. Durch die Hauptverkehrsstraße vor dem Hotel, die einer einzigen Baustelle glich, quälte sich der abendliche Stoßverkehr. Ein verrosteter Kran schwenkte kreischend seinen Arm. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite standen Autos mit offenen Kofferraumdeckeln, davor private Händler, die Bananen, deutsches Dosenbier, Kaugummi und finnische Schokolade feilboten. Wenn das unser Fortschritt sei, sagte mein Freund, wolle er gern auf den Fortschritt verzichten. Die Völker Ostmitteleuropas hätten ihren nationalen Stolz zu Markt getragen, sie seien sogar bereit, ihre Geschichte und ihre Traditionen für ein paar Dollar oder D-Mark zu verscherbeln; die Polen machten dabei keine Ausnahme, die trieben es besonders schlimm. Warschau sei ein riesiger Ramschbasar, die polnische Händlermafia ziehe ihre Fäden bis in den fernen Osten, wo sie allerdings seit einiger Zeit die Konkurrenz der Spekulanten aus Odessa und Kiew zu spüren bekomme. Anfangs habe er sich getröstet, fuhr mein Freund fort, daß es sich bei diesem Rückfall in die wilden

Jugendjahre des Kapitalismus um eine vorübergehende Erscheinung handle, die rasch wieder verschwinde, wie Schafblattern, ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Inzwischen sei jedoch der Straßenhandel zu einer festen Institution geworden, die man sich aus dem Bild der größeren Städte gar nicht mehr wegdenken könne. Kein Ort sei vor diesem gierigen Pack sicher, vor jedem Friedhof und unter jedem Denkmal eines Dichterfürsten finde man knallbunte Waren ausgebreitet: Luftballons, Haarspray, billige Turnschuhe, Präservative, die an neugeborene Igel erinnern. Und jeder sei bereit, sich an diesem unwürdigen Wettlauf zu beteiligen. Vor ein paar Tagen erst habe er in der Altstadt von Warschau einen Kollegen von der Akademie der Wissenschaften erspäht, der dänische Schinkenkonserven verkaufte. Von einem Kleinlastwagen herunter. Ein angesehener Sozio-Kybernetiker! Und der Mann habe noch einen ganz fröhlichen Eindruck gemacht. Mein Freund schüttelte den Kopf und angelte sich eine kalte Hühnerkeule vom Buffet.
»Die Sozio-Kybernetik in Ehren«, nahm ich den unbekannten Wissenschaftler in Schutz, »doch dänischer Schinken ist nahrhafter. Und immerhin trägt der brave Mann dazu bei, daß sich das Angebot erweitert und gleichzeitig die Preise fallen. Deinem Kollegen gebührt ein Orden, keine Kritik. Kannst du dich denn gar nicht darüber freuen, daß die freie Marktwirtschaft auf allen Linien gesiegt hat?«
Ob ich tatsächlich so vernagelt sei, fragte mein Freund mit gepreßter Stimme, als wolle er mir im nächsten Moment an die Gurgel fahren. Ich wich einen Schritt zurück und stieß gegen den weichen Leib einer tonnenförmigen Dame im bordeauxroten, knöchellangen Abendkleid. »Die freie Marktwirtschaft hat alles zerstört, was uns heilig war«, sagte mein Freund, »die bringt uns noch um.«
»Übertreibst du da nicht ein wenig? Die meisten deiner Landsleute scheinen mit diesem Fluch recht gut zu fahren. Und das gilt auch für eure Nachbarn in Ostmitteleuropa. Wer durch die Straßen von Budapest schlendert, wird kaum mehr einen Unterschied zu Wien feststellen können. Westen, soweit das Auge reicht. Die letzten Relikte des Ostblocks wird man bald unter Denkmalschutz stellen oder ins Museum schaffen müssen, sollen sie nicht völlig verschwinden. In Prag werden mehr amerikanische als tschechische Filme gezeigt, davon konnte ich mich bei meinem jüngsten Aufenthalt selber überzeugen. Bald wird man auch in Rawa Ruska und in Zlin Chicken McNugget und Döner Kebab bekommen. Und überall sind die Menschen zufrieden. Nur ihr Intellektuellen quengelt wie müde kleine Kinder.«
»Weil wir als einzige begreifen, was gespielt wird. Weil wir wieder einmal den Kopf hinhalten müssen«, sagte er und betonte dabei jedes Wort, als habe er einen Idioten vor sich. »Und immer wird uns draufgeschissen. Wer

hat denn alle diese Veränderungen erst möglich gemacht? Richtig. Das waren wir, die Intellektuellen. Wir wurden von der Miliz schikaniert und verprügelt, wir wurden ins Gefängnis und in Internierungslager gesteckt, wir wurden auf schwarze Listen gesetzt; wir durften keine Bücher publizieren und keine Filme drehen, wir wurden von den Akademien und den Universitäten gejagt; wir verloren unsere Posten und mußten uns als Taxichauffeure oder als Heizer durchs Leben schlagen. Und was haben wir erreicht?« Er zeigte an seinem schäbigen Anzug herunter. Die schwarzen Schuhe waren vertreten und ungeputzt. Nicht, daß er die früheren Zustände herbeisehne, fuhr er fort, das liege ihm fern. Doch unter dem alten Regime habe er wenigstens ein Leben geführt, wie es einem Intellektuellen seines Formats zustünde, auch wenn sein Telefon abgehört worden sei. Er habe so viele Bücher kaufen können, wie sich in die Zweizimmerwohnung mit Bad und Kochnische stopfen ließen, und er sei ins Theater gegangen, so oft er den Wunsch verspürt habe. Ja, damals sei er auch noch ausgegangen und habe mit Freunden die eine oder andere Flasche geleert. Manchmal hätten sie sich sogar betrunken, ohne sich dabei gleich in Schulden zu stürzen. Und heute? Er schüttelte traurig den Kopf. Ein gutes Buch koste ein kleines Vermögen, im übrigen würden immer weniger gute Bücher verlegt, weil die Verlage entweder pleite gingen oder pornographischen Schund auf den Markt brächten, den ihnen ihre westlichen Joint-Venture-Partner aufschwatzten. Gute Theaterkarten seien unerschwinglich. Im Restaurant habe er seit Monaten nicht mehr gegessen. Früher sei er sogar manchmal ins Ausland gereist, auf Einladung selbstverständlich. Damals sei ein Intellektueller halt noch begehrt gewesen. Man habe sich um Leute wie ihn gerissen, habe an seinen Lippen gehangen. Heute müsse er froh sein, von einer Volkshochschule in einer deutschen Provinzstadt einen Vortrag zugeschanzt zu bekommen. In früheren Jahren habe ein Schriftsteller oder Wissenschaftler alle Zeit in der Welt gehabt, ein Buch zu schreiben oder auch nur einen klugen Essay. Er habe sich niemals fragen müssen, ob sich das auch verkaufe. Das habe niemanden interessiert, am wenigsten ihn selber. Er habe nie hohe Ansprüche gestellt, doch er habe Achtung genossen; man habe ihn um seine Meinung gefragt und er sei von Rundfunk und Fernsehen gebeten worden, dieselbe kundzutun. Heute führten dort junge Börsenschnösel und Computerfranzen das Wort. Als Angehöriger der humanistischen Intelligenz, die patriotisch denke, gehöre man einer aussterbenden Spezies an, wie der podolische Desman.

Er neigte den Kopf und zischte mir ins Ohr, daß er sich manchmal des schrecklichen Verdachts nicht erwehren könne, die ›rote Kommune‹ sei heimlich wieder an die Macht gelangt.

Er schaute sich vorsichtig um, als gelte es, den Feind ausfindig zu machen, ehe dieser zum tödlichen Schlag ausholen konnte. Die meisten Gäste des Empfangs waren, der Kleidung und den aufgeschnappten Gesprächen nach zu schließen, Geschäftsleute. Die Internationale des Handels. Polen, Deutsche, Österreicher, Amerikaner, ein paar Japaner waren auch darunter. Alle schienen sich im selben Laden eingekleidet zu haben: die Anzüge in gedecktem Blau bis Grau, teures Schuhwerk. Und alle lächelten in einem fort verbindlich, als hätten sie etwas zu verkaufen. Die paar Künstler und Intellektuellen, die durch Zufall auf die Einladungsliste gelangt waren, wirkten wie Fossilien aus einer anderen Zeit, in der man nichts von life style wußte. Mein Freund trug das Haar immer noch schulterlang, wie der half back eines Fußballklubs der Unterliga, und dazu einen Vollbart à la Solschenizyn. Ein junger Dichter neben uns war im Norwegerpullover gekommen, ein Bügel seiner dunklen Brille war mit Heftpflaster geflickt. Der Gastgeber, ein junger Handelsdelegierter im unnachahmlich dezent zerknautschten Anzug von Armani, ganz neue Bescheidenheit, blieb bei uns stehen und fragte, ob wir uns schon auf eine Hauptstadt für das Vereinte Europa geeinigt hätten. Paris, Berlin oder etwa gar Warschau? Er lachte meckernd und ging weiter, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Nun haben wir so lange um unsere Unabhängigkeit gekämpft«, sagte mein Freund, als der Gastgeber außer Hörweite war, »und kaum haben wir die endlich erstritten, sollen wir sie schon wieder an der Garderobe eines zweifelhaften Lokals namens Vereintes Europa abgeben. Nein, da bleibe ich lieber zu Hause hinter dem Ofen sitzen. Und meine Freunde in Bukarest und Sofia und Prag denken nicht anders. Mit dem Gerede vom Vereinten Europa soll uns doch nur Sand in die Augen gestreut werden, damit wir nicht merken, daß uns die reichen Länder vor allem als Absatzmarkt betrachten und als eine riesige Billiglohnzone, in die sich einfache Produktionen auslagern lassen. Das ist die alte Arbeitsteilung. Wir werden ausgebeutet und dürfen dafür noch tief in die Taschen greifen. Darin besteht unsere neue Freiheit. Wenn man genau hinschaut, sieht man, daß wir bloß eine Abhängigkeit mit einer anderen vertauscht haben. Statt der russischen Panzer und der heimischen Nomenklatura sind es die Buchhalter und die Experten von Weltbank und Internationalem Währungsfonds, die den Ton angeben.«

Ob er denn alle Brücken zwischen Osteuropa und dem Westen wieder einreißen wolle, mischte sich ein Herr im taubengrauen Zweireiher in das Gespräch. Da sei das Ziel endlich zum Greifen nahe, und dann müsse man feststellen, daß ausgerechnet den Intellektuellen aus Osteuropa der Glaube an die gemeinsame Sache abhanden gekommen sei. Das sei betrüblich, mehr

noch, bestürzend. Und diese nationalistischen Töne! Er wolle doch sehr hoffen, daß nicht ganz Osteuropa so denke.
»Osteuropa gibt es nicht mehr«, sagte mein Freund pedantisch und führte ein Käsehäppchen zum Mund, das er mit einem kräftigen Schluck Rotwein hinunterspülte, »Osteuropa ist tot und passé.« Im übrigen müsse er sich energisch gegen den Vorwurf des Nationalismus verwahren. Er könne sich sogar für gewisse neue Konstellationen erwärmen, aber alles im regionalen Rahmen, gestützt auf historische Wurzeln und ethnische Bande, nicht auf Rentenabkommen und Währungsunion. »Wir dürfen nicht unsere Wurzeln kappen«, sagte er und warf einen letzten Blick über das Buffet. Welke Salatblätter, verschmierte Teller, in einer Schüssel mit Dillsauce lag, wie ein gekentertes Schiffchen, ein Stück Camembert. Der Empfang neigte sich dem Ende zu.
Wir traten, zwei müde Krieger, den Rückzug zur Garderobe an. Die Wurzeln seien das wichtigste, sagte mein Freund und räumte einen kleingewachsenen Herrn mit Halbglatze aus dem Weg, der seine Begleiterin suchte. Wir schnitten noch rasch einem Kellner mit einem Tablett gefüllter Sektgläser den Weg ab. Er trug ein Schild auf der linken Brust, auf dem nur das geheimnisvolle Wort TCHES zu lesen war. Was das zu bedeuten habe, fragte mein Freund streng und stellte das geleerte Glas auf dem Tablett ab. Das befrackte Jüngelchen schaute uns mitleidig an. Das sei ein Namensschild, erklärte er geduldig, auf dem die Abkürzung seines Vornamens stehe. Was denn das für ein Vorname sein solle, begehrte mein Freund, noch um eine Tonlage schärfer, zu wissen. Czeslaw natürlich. Da aber in diesem Hotel, wie in allen besseren Häusern, vorwiegend englischsprachiges Publikum verkehre, das sich an solchen Namen erfahrungsgemäß die Zunge breche, habe die Hotelleitung die phonetische Schreibweise gewählt. Alles Service, verstehen die Herren? Die amerikanischen Gäste seien über diese Aufmerksamkeit in der Regel entzückt.
Mein Freund hatte schon die Flucht ergriffen. Ich holte ihn erst an der Drehtür ein. Ein kalter Windschauer peitschte gegen die Hotelfront. Ein Taxifahrer öffnete lockend den Schlag: »Taxi, please.« Wir schlugen die Mantelkrägen hoch und beschleunigten die Schritte. Wir wollten die letzte Straßenbahn nicht versäumen.

Uwe Wesel
Innerlich erröten

Am Abend des 18. März, als die Ergebnisse der ersten freien Wahlen in der DDR der überraschten Öffentlichkeit verkündet waren, zogen einige Dutzend junge Leute in Ostberlin vom Haus der Partei des Demokratischen Sozialismus zum Rathaus, jubelten, hielten die Fahnen dieses Landes vor sich und riefen »Berlin bleibt rot«.

Man konnte das Wahlergebnis auch anders deuten, und deshalb grübelt die deutsche Linke nun seit einigen Monaten über die Zukunft des Sozialismus. In den Bücherregalen stehen neununddreißig blaue Bände *Marx-Engels-Werke*, Studenten von heute wissen nur selten, was *MEW* bedeutet, und daneben legt sich der Staub auf Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Rosa Luxemburg, Rudolf Hilferding, Henryk Grossmann, Antonio Gramsci, Roman Rosdolsky, Nicos Poulantzas, Louis Althusser, Etienne Balibar und wie sie alle heißen. Ja, lesen wir doch noch einmal das *Kapital*, das Ende jenes hinreißend schön geschriebenen 24. Kapitels:

»Die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehende kapitalistische Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigentum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigne Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigne Negation. Es ist die Negation der Negation. Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel. Die Verwandlung des auf eigner Arbeit der Individuen beruhenden, zersplitterten Privateigentums in kapitalistisches ist natürlich ein Prozeß, ungleich mehr langwierig, hart und schwierig als die Verwandlung des tatsächlich bereits auf gesellschaftlichem Produktionsbetrieb beruhenden kapitalistischen Eigentums in gesellschaftliches. Dort handelt es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren, hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse.«

Im 19. Jahrhundert ist der Sozialismus begründet worden, wissenschaftlich

und politisch. Im zwanzigsten hat er sich über ein Drittel der Erde ausgedehnt. Was wird nun im einundzwanzigsten?

Weltgeschichtliche Betrachtungen

Die Geschichte der Menschheit ist natürlich auch immer Wirtschaftsgeschichte gewesen, und dementsprechend lassen sich ihre Epochen ungefähr einteilen. Da hat Onkel Karl zweifellos recht. Jürgen Seifert nennt ihn übrigens liebevoll Charly. Also, am Anfang beginnen die Menschen als Sammler und Jäger, die Altsteinzeit. Sie dauerte ungefähr eine Million Jahre. Um acht- oder neuntausend vor Christus beginnt mit der Jungsteinzeit die Seßhaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht, indem die Menschen vom food gathering übergehen zum food producing. Um dreitausend vor Christus entsteht der Staat, Herrschaft von Menschen über Menschen, zuerst in Mesopotamien und Ägypten, die Antike, die nicht ganz viertausend Jahre gedauert hat. Onkel Karl sieht sie als Sklavenhaltergesellschaft, was nicht richtig ist. Tatsächlich hat die Sklaverei in der antiken Wirtschaft nur während einer ziemlich kurzen Zeit die entscheidende Rolle gespielt, nämlich in Griechenland und Rom je etwa dreihundert Jahre. Daneben gab es aber auch noch erstens die geschlossene Hauswirtschaft, die aus der Jungsteinzeit stammt, zweitens eine Art vorkapitalistische Geldwirtschaft und – im römischen Reich bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus – drittens eine ziemlich rüde Ausbeutung der eroberten Provinzen. Am Ende des römischen Reichs entwickeln sich große Domänen mit kleinen Pächtern, die an die Scholle gebunden sind, und daraus entsteht allmählich die Grundherrschaft, die bestimmend wird für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, also weit mehr als ein Jahrtausend, mit großen Rückschlägen im 13. Jahrhundert und plötzlichem Neubeginn im 16. Jahrhundert. Bis weit in das Mittelalter hinein gab es daneben noch beträchtliche Reste der antiken Sklaverei, die erst im 12. Jahrhundert verschwindet, um bald ihren Platz einer neuen zu überlassen, nämlich dem Handel mit Slawen, von Osteuropa über Deutschland, Frankreich und Spanien oder direkt über das Mittelmeer zu den Arabern, und einige Zeit später, im 18. und 19. Jahrhundert, mit Afrikanern nach Amerika. Der Kapitalismus entsteht in seinen ersten Anfängen seit dem 12. Jahrhundert in den europäischen Städten des Mittelalters, zuerst in Italien, verbindet sich seit dem 18. Jahrhundert mit der Dampfmaschine zu Großindustrie und Großlandwirtschaft und breitet sich weiter aus mit der kolonialen Unterwerfung der Länder der Dritten Welt. Dann kam mit der Oktoberrevolution 1917 die Zweite Welt, der Sozialismus, der jetzt gerade wieder zusam-

menbricht. Das war's dann. Der Kapitalismus hat endgültig gesiegt, und so bleibt es natürlich bis an das Ende aller Tage. »Es hat eine Geschichte gegeben, aber es gibt keine mehr«, hat Onkel Karl dazu mal geschrieben. Alles klar? Alles klar.

Otto mit der Banane

An jenem Abend des 18. März, als die jungen Leute mit den DDR-Fahnen durch die Straßen zogen und »Berlin bleibt rot« riefen, stand zur gleichen Zeit, wenige hundert Meter weiter, Otto Schily, SPD, in Ostberlin vor einer Fernsehkamera der ARD und zeigte zwischen Frau Wilms, CDU, und Herrn Rau, SPD, eine Banane, nämlich als Erklärung dafür, warum so viele Menschen außerhalb Berlins Helmut Kohl gewählt haben und nicht Willy Brandt. De gustibus non est disputandum, auch Otto versteht Latein, aber recht hat er. Das ist genau der Grund, warum jetzt der Kapitalismus triumphiert, denn die Verelendung, die Onkel Karl ihm immer vorhergesagt hatte, die war nun gerade demjenigen System passiert, das nicht ganz zu Unrecht in seinem Namen aufgetreten war. Noch einmal er selbst, am Ende jenes 24. Kapitels:

»Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse.«

1867, als er das schrieb, lag der durchschnittliche Nettoverdienst eines deutschen Arbeitnehmers bei 354 Mark im Monat, wenn man es in heutige Kaufkraft umrechnet, also mit unseren Preisen. Das muß man sich mal vorstellen. 354 Mark im Monat für eine ganze Familie, in DM von heutiger Kaufkraft. Heute sind es 2425 DM, fast siebenmal soviel. Damals lag die Arbeitszeit bei 72 Stunden in der Woche, heute sind es 38,5. Eine ungeheure Steigerung der Reallöhne und fast eine Halbierung der Arbeitszeit, so daß der Stundenlohn heute fast vierzehnmal so hoch ist wie 1867. Was spricht eigentlich noch gegen den Kapitalismus?

»Halt«, würde Onkel Karl jetzt sagen, »wenn ihr so argumentiert, denkt ihr nationalstaatlich. Man muß das Kapital immer international sehen. Ihr vergeßt diejenigen, die die Banane produziert haben, mit der dieser Sozialdemokrat da den Wahlsieg von Helmut Kohl erklärt hat. Ich habe tatsächlich nicht vorhergesehen, mit welcher Gewalt sich das kapitalistische Regiment überall gegen die alte Ordnung in den Kolonien durchsetzen würde. Was

ich dazu im nächsten Kapitel geschrieben habe, das ist falsch. Also konnte ich auch nicht ahnen, daß die Arbeiter in den Stammländern des Kapitalismus auf Kosten derjenigen in den Kolonien leben würden, so wie das Proletariat in Rom zur Zeit des Augustus auf Kosten der Provinzialbevölkerung gelebt hat. Wenn ihr also die Einkommen der Weltbevölkerung im Durchschnitt nehmt, von Erster und Dritter Welt, sieht es wahrscheinlich sehr viel schlechter aus als damals. Die Armut hat zugenommen.« Wir erröten, innerlich.

Christina, das Telephon und die Arbeitszeit

Anfang März, zwei Wochen vor dieser Volkskammerwahl, rief Beate ihre Freundin Christina im Büro an und wunderte sich, warum die bei einer ganz normalen Frage so blödsinnig reagierte. »Ja«, sagte sie, »ist in Ordnung, wir telefaxen das rüber«, und legte wieder auf. Die spinnt wohl, dachte Beate, rief nochmal an, hatte Herrn R. am Telephon, verstand jetzt endlich, was los war, wußte nicht, was sie sagen sollte, sagte also, sie sei falsch verbunden, legte wieder auf und errötete, innerlich. Worauf Herr R. zu Christina sagte: »Ich weiß, wer da angerufen hat. Ich habe sie an der Stimme erkannt.« Weil Beate nämlich vor einigen Jahren in jener kleinen Baufirma gearbeitet hat, die Herrn R. gehört und wo er seinen Angestellten schon immer verboten hatte, während der Arbeitszeit private Telephongespräche zu führen. Christina arbeitet als Sekretärin bei ihm, seit vielen Jahren, und zwar nicht schlecht, wie man an der schnellen Reaktion sehen kann. Sie verdient gut, Herr R. noch besser.

Ist das nicht ein moralisches Problem? Herr R. zahlt sehr großzügig, übertariflich. Am großzügigsten ist er bei sich selbst, mit mehr als einer Million im Jahr. Das ist mindestens dreißigmal soviel wie das, was Christina verdient, und er darf in seiner Arbeitszeit privat telephonieren. Sicher, er arbeitet viel, aber nicht mehr als sie. Er hat den Betrieb aufgebaut aus kleinsten Anfängen, vor zwanzig Jahren in irgendeinem alten Schuppen. Aber dreißig zu eins und dann noch nicht mal privat telephonieren? Ich finde das empörend und muß innerlich erröten.

Unser Arbeitsrecht sagt übrigens, er könne ihr das verbieten. Es wird mit solchen Privatgesprächen während der Arbeitszeit oft übertrieben. Aber manches wird bei uns übertrieben und darf nicht verboten werden, zum Beispiel die Gewinne von Unternehmern. Versteht man, was ich meine? Es ist sicher kein großes Problem, aber eine Momentaufnahme der Situation von »Kapital und Arbeit« in der Bundesrepublik und für mich eine Frage der Würde. Im Grundgesetz ist zu lesen, sie sei unantastbar.

Sicher, es geht Christina nicht schlecht. Wenn man ihre Situation mit der unserer Urgroßmütter vergleicht, sofern sie Sekretärinnen in Baugeschäften waren, dann geht es ihr geradezu großartig. Sie braucht nicht mehr siebzig Stunden in der Woche zu arbeiten, sondern noch nicht einmal vierzig. Sie hat dreißig Tage Urlaub im Jahr, den es damals überhaupt nicht gab. Onkel Karl, um mal wieder auf ihn zurückzukommen, hat die berühmte englische Zehnstundenbill von 1847 – für Kinder- und Frauenarbeit – als großen Sieg der Arbeiterklasse gefeiert, als Ergebnis eines langwierigen und schwierigen Bürgerkriegs. Zitierte am Ende des achten Kapitels dazu sogar noch Vergils Aeneis: quantum mutatus ab illo – welch ungeheure Veränderung! Er würde den heutigen Zustand als Riesenerfolg bezeichnen und keinesfalls vom Sieg des Kapitalismus reden. Zehn Stunden am Tag und nicht mehr, das waren die siebzig Wochenstunden unserer Urgroßmütter, die dafür dann 354 Mark netto bekamen, wenn man es auf die Preise von heute umrechnet. Christina erhält acht- oder neunmal mehr. Was spricht also noch gegen den Kapitalismus?

Es spricht gegen ihn ganz einfach die Tatsache, daß er das alles nicht freiwillig gemacht hat. Es ist ihm in schweren Auseinandersetzungen, mit öffentlichem Druck und schließlich mit Streiks nach und nach abgepreßt worden. Man braucht nur – bei Onkel Karl im 8. Kapitel – nachzulesen, wie sich die englischen Fabrikanten gegen die Zehnstundenbill gewehrt haben. Vierzig Jahre hat es gedauert, und als man dann den Achtstundentag auf die roten Fahnen schrieb, brauchte man noch einmal siebzig Jahre.

Sicher, im großen und ganzen ist es jetzt geschafft. Bis auf solche Schweinereien mit dem Telephonieren. Und zwei Millionen Arbeitslose. Im großen und ganzen ist die europäische Arbeiterbewegung erfolgreich gewesen, auch wenn der Kapitalismus weiterlebt. Beide haben sich grundlegend verändert. Christina lebt nicht mehr wie unsere Urgroßmütter, und Herr R. kann auch nicht mehr so wie vor hundert Jahren. Das Unrecht schreit nicht mehr zum Himmel. Es ist erträglich geworden. Wir erröten nur noch innerlich.

Ein Traum von einer sozialistischen Partei

Dieses Erröten hat ja auch eine religiöse Dimension. Kein Zufall, daß in den letzten Monaten beim Nachdenken über die Zukunft des Sozialismus häufig Vergleiche mit der Kirche kamen, die auch nicht untergegangen ist, obwohl die Päpste im Mittelalter so viele Fehler gemacht haben. Oskar Negt, sehr viel sublimer, erinnert an das Bild vom Engel der Geschichte bei Walter Benjamin, vom Engel, der vor einer Katastrophe steht, einem Trüm-

merhaufen, den er wieder zusammenfügen will. »Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.«

Na ja. Ich weiß nicht so recht. Ich glaube nicht an Engel und halte nichts von solchen Bildern. Man sollte die religiöse Dimension endgültig streichen und damit auch die Sprache ändern. Onkel Karls Vorstellungen von der Revolution orientierten sich ja immer an der französischen, und daher kam der militante Ton, es ist die Aggressivität der Jakobiner. Zuviel Krieg den Palästen, zuwenig Friede den Hütten. Im 19. Jahrhundert mag das richtig gewesen sein, als das Unrecht zum Himmel schrie. Heute, im Zeitalter des erträglichen Unrechts, ist es nicht nur unerträglich geworden, sondern auch lächerlich. Man denke nur an die roten Spruchbänder damals in der DDR.

Deshalb auch meine Faszination, als von dort am Ende des letzten Jahres ganz andere Töne kamen. Hans Modrow, Wolfgang Berghofer, Gregor Gysi. Plötzlich hörte man von Rechtsstaatlichkeit und Rechtssicherheit und vom Grundsatz, daß dem Bürger alles erlaubt sein muß, was nicht ausdrücklich verboten ist, und der Staat nur tun darf, was das Gesetz ihm befiehlt. Das kam aus jener Partei, die für uns immer nur der perfekte Etikettenschwindel gewesen war, ein staatsautoritärer Rotary-Club, eine Bourgeoisie mit einer rosaroten Patina darüber, schlimmer als unsere. Die Revis, wie wir sie immer nannten, die Revisionisten, weil sie den Sozialismus revidiert, verraten, verfälscht, vergiftet haben, mit einem bleiernen Panzerhemd des autoritären Staates über dem ganzen Land. Im Dezember trat ein kleiner Mann an die Spitze dieser Partei, offensichtlich ein Intellektueller, wußte auch nicht so richtig, wie es weitergehen sollte, und rettete sich in Ironie. Da hatte ich einen Traum.

Ich träumte von einer richtigen Sozialistischen Partei. Tapfer würde sie sein und klug, nicht so feige wie die Sozialdemokraten und nicht so chaotisch wie die Grünen. Niemand würde sich vor die Kameras drängeln, keiner persönliche Macht anstreben oder an irgendwelchen Posten kleben, für alle wäre Herrschaft, und zwar gerade die staatliche, eher etwas Problematisches, jeder würde in erster Linie das Gespräch mit dem anderen suchen, um gemeinsam den Weg zu finden, keiner würde so richtig wissen, wie es weitergeht, aber jeder fröhlich das sagen, was er gerade meint, und nicht herumtaktieren und auf Wählerstimmen oder die Medien schielen. So wie Luises Oma es immer gesagt hat. Sie wohnte in Sachsen in der Nähe eines

berüchtigten Zuchthauses, das mit einer Irrenanstalt verbunden war. Waldheim bei Chemnitz, wie es nun bald wieder heißen wird. Onkel Karl wird nicht böse sein. Luises Oma sagte immer: »Wer nichts wagt, kommt nicht nach Waldheim.« Das politische Programm war mir zwar noch nicht endgültig klar. Aber ungefähr kann ich es andeuten. Also, die Milliarden, die wir bisher für die Rüstung ausgegeben haben, und die wir nun wirklich nicht mehr brauchen, im letzten Jahr waren es dreiundfünfzig Milliarden und nur eine halbe für den Umweltschutz, bei einem Haushalt von insgesamt 291 Milliarden, diese dreiundfünfzig Milliarden werden in Zukunft anders ausgegeben, nämlich für die Rettung der Dritten Welt und der Ökologie. Das dürfte erst einmal am wichtigsten sein. Im übrigen soll Christina auch während der Arbeitszeit telephonieren dürfen und noch besser verdienen und Herr R. etwas weniger. Sagen wir mal, eine halbe Million. Das müßte eigentlich reichen. Ja, und Otto soll im Fernsehen keine Bananen mehr zeigen. So träumte ich. Gregor Gysi mit der gereinigten PDS müßte natürlich dabei sein, und über einen guten Bekannten in Ostberlin ließ ich ihm signalisieren, ich sei bereit. Er hat sich nicht gemeldet. Nun habe ich mir das inzwischen wieder anders überlegt. Es kam nämlich noch etwas hinzu. Ich hatte das ganz vergessen.

Mit der Macht ist der Mensch so gern alleine

Wir haben das von der APO gelernt. Außerparlamentarische Opposition nannte sie sich in bewußter Wendung gegen das Parlamentarische, gegen die Demokratie in der bisherigen Form und damit auch gegen Parteien, selbst wenn es sozialistische sind. Denn parlamentarische Demokratie ist eine Demokratie von oben, autoritär. Außerparlamentarische Opposition und das, was ihr auf dieser Linie folgte, nämlich Frauenbewegung, Friedensbewegung, Umweltbewegung, ist Demokratie von unten, antiautoritär. Parlamentarische Demokratie ist Herrschaft. Es ist Herrschaft von Menschen über Menschen, zwar im Namen des Volkes und auch in seinem Auftrag, aber doch immer mit der Tendenz, sich mal hier zu verselbständigen und sich mal da zu verselbständigen. Denn mit der Macht ist der Mensch so gern alleine. Gesellschaftliche Interessen werden deshalb in parlamentarischen Demokratien durchaus nicht immer proportional richtig repräsentiert, sondern oft dominiert von pressure-groups, Regierungsbürokratie und durch autoritäres Richterrecht der Obergerichte. Jean-Jacques Rousseau im Gesellschaftsvertrag 1762: »Wie dem auch sei, von dem Augenblick an, wo ein Volk sich Vertreter gibt, ist es nicht mehr frei. Es ist nicht mehr.«
Nur wenige wissen noch, daß es am Anfang mal ganz anders war. Schon um

400 v. Chr. hat man das viel deutlicher als heute gesehen, wie leicht der Wille des Volkes verfälscht werden kann, wenn gewählt wird. Als man nämlich zum erstenmal sich bewußt Gedanken machte über die Gestaltung des Gemeinwesens, was vorher noch nirgendwo geschehen war, da gab es in Griechenland die einzige radikale Demokratie der Weltgeschichte, die nicht nur politisch ohne Autoritäten funktionierte, sondern auch Wohlstand ermöglicht hat. Es war die klassische Zeit der Athener in jenen 140 Jahren von Perikles bis Demosthenes, also vom 5. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr., in der Sophokles und Euripides schrieben, Aristophanes und Thukydides, Platon und Aristoteles und in der die Akropolis in ihrer schönsten Form entstanden ist, mit dem Parthenon, den Propyläen und den Plastiken von Phidias und Praxiteles. Aristoteles hat in seiner »Politik« die Kriterien genannt, an denen man eine radikaldemokratische Verfassung erkennen könne. Entscheidend sei das Verfahren bei der Besetzung wichtiger politischer Posten. In der älteren Form der Demokratie seien bestimmte Bewerber vom Volk gewählt worden. In der neuen radikalen Demokratie würden unbestimmte Personen durch das Los bestimmt und dürften das Amt auch nur einmal für kurze Zeit ausüben. Losverfahren und Rotationsprinzip, das seien die Mechanismen, mit denen man die Entstehung von Machtpositionen verhindern könne.

Als 1983 die liberalkonservative Koalition gewählt wurde, ging es im Wahlkampf auch um die sogenannte Nachrüstung, also um die Stationierung von Atomraketen. Die CDU hatte erklärt, sie wolle sie aufstellen lassen. Die Mehrheit der Bevölkerung war dagegen. Das hatten Umfragen ergeben. Trotzdem wurde die CDU gewählt und hat sie dann – gegen den Willen der Mehrheit – aufgestellt. Des Rätsels Lösung ist einfach. Einige von denen, die dagegen waren, hatten die CDU trotzdem gewählt, und zwar deswegen, weil sie sich von ihr einen günstigen Einfluß auf die Wirtschaftsentwicklung erhofften. Wie auch immer. Die Stationierung der Raketen geschah gegen den Willen der Mehrheit der Wähler.

Also müssen in Zukunft noch mehr Ausgleichsmechanismen geschaffen werden, die Demokratie von unten möglich machen. Die Erfolge der letzten Zeit sind ja nicht schlecht. In der DDR ist es sogar friedlich gelungen, ein bis an die Zähne bewaffnetes autoritäres System über den Haufen zu rennen. Danach wurde zwar wie bei uns 1983 CDU/FDP gewählt, und zwar aus denselben Gründen. Aber jene kirchlichen Gruppen, Friedensinitiativen, Umweltgruppen, Bürgerinitiativen, die das System zum Einsturz gebracht haben, können trotzdem in einem einheitlichen Deutschland weitermachen, zusammenarbeiten mit denen, die es bei uns gibt. Die Grenzen werden fallen, Gott sei Dank. Aber auch im Westen braucht man sich nicht

zu schämen. Die politische Kultur der Bundesrepublik ist durch ähnliche Bürgerbewegungen seit 1968 entscheidend verändert. Wie dort die Mauer, hat man bei uns innere autoritäre Strukturen abgetragen, im Umgang von Frauen und Männern, Eltern und Kindern, in der Schule gegenüber Schülern, an den Universitäten gegenüber Studenten, bei Behörden gegenüber Bürgern, vor Gericht gegenüber Angeklagten. Weitgehend unberührt davon blieb die private Arbeitswelt, wie man bei Christina und Herrn R. sehen kann. Damit sind wir bei der Frage

Was ist eine kommunale Nahverkehrseinrichtung?

Ich meine die Eigentumsfrage, die man auch so formulieren kann. Vor kurzem sprach ich mit meinem Kollegen M. über einen Aufsatz zu Artikel 23 des Grundgesetzes. »Nein«, sagte er, »tut mit leid. Das schaffe ich nicht. Ich gehe gerade nach Ostberlin und rede über Gemeinderecht. Das ist für mich jetzt wichtiger. Nehmen Sie nur mal eine kommunale Nahverkehrseinrichtung. Das ist doch Sozialismus.«
Kommunale Nahverkehrseinrichtungen gab es nicht, als Onkel Karl zwischen Modena Villas und British Library hin und her pendelte und am *Kapital* schrieb. 1865 fuhr in Deutschland die erste Pferdebahn zwischen Berlin und Charlottenburg. Um 1900 gab es dann schon mehr als zweihundert, meistens elektrische, aber es waren überwiegend private Unternehmer, die nicht schlecht verdienten. Der städtische Omnibus und die städtische Straßenbahn, Sozialismus im Sinne des Kollegen M., sind Erscheinungen des 20. Jahrhunderts.
Der Oberbegriff heißt Daseinsvorsorge, stammt von dem Nazi-Juristen Ernst Forsthoff – *Die Verwaltung als Leistungsträger*, 1938 – und bezeichnet die inzwischen weiter gewachsene Tätigkeit der sogenannten Leistungsverwaltung, also das öffentliche Verkehrswesen, die Post, Energieversorgung, Wasser und Abwasser, Abfallbeseitigung, Schulen und Hochschulen, Kindergärten und Krankenhäuser, öffentlichrechtliche Rundfunk- und Fernsehanstalten und die staatliche Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung, also große Bereiche des täglichen Lebens, das im 19. Jahrhundert noch fast völlig privat organisiert war. Das hat nun alles der Staat übernommen, und damit ist schon ungefähr passiert, was 1848 im *Kommunistischen Manifest* als »die Verwandlung des Staates in eine bloße Verwaltung der Produktion« gefordert worden ist.
Die Konservativen klagen seit langem. 1971 schrieb derselbe Ernst Forsthoff *Der Staat der Industriegesellschaft*, eine Grabrede zum Absterben des Staates. Das sei heute nur noch ein Technokonstrukt, kein Staat mehr, wie

er ihn versteht, also Fridericus Rex, Hardenberg, Gneisenau, Kaiser Wilhelm, Bismarck, Zieten aus dem Busch. Kein Staat mehr, der Politik macht, sondern nur noch eine Wirtschaftsagentur. Wenn man in die Zeitung sieht oder Nachrichten hört, worum geht es? Preissteigerungsrate, Bruttosozialprodukt, Exportüberschuß, Sachverständigengutachten der Sieben Weisen, Erhöhung des Diskontsatzes durch die Bundesbank, Dollarkurs, Rentenerhöhung, Tarifabschlüsse. Fürchterlich. Früher ging es gegen Engeland, schloß man hier ein Bündnis, schickte dort ein Kanonenboot vor die Küste von Algier oder ging mal wieder richtig gegen Demagogen oder Sozialisten vor. Der Staat von heute würde sich fast nur noch mit der Wirtschaft beschäftigen, sei wie sein Haushalt dick und fett und unbeweglich geworden, ein Kapaun, nicht mehr Malaienhahn mit starken Sporen für den Kampf. »Abschied vom Staat« hat Carl Schmitt das genannt, Forsthoffs Lehrer.
Also das ist eine kommunale Nahverkehrseinrichtung. Nimmt man sie zusammen mit dem, was den Kapitalisten inzwischen an Reallöhnen und Arbeitszeit abgepreßt worden ist, sind wir schon fast der Dritte Weg, ist Eigentum an Produktionsmitteln nicht mehr die »Grundfrage der Bewegung«. Aber

»Tut mir leid Jungs! War halt so'ne Idee *von mir«*

– die Unterschrift zu einem Bild von Onkel Karl mit Rauschebart und Händen in den Taschen der zerknitterten Hose, lässig vor einem Horizont, hinter dem die Sonne aufgeht – oder untergeht. Gezeichnet von Roland Beier, Neubrandenburg, DDR. Wir stehen daneben, etwas ratlos. Wie soll es weitergehen? Wo ist die Vision für das nächste Jahrtausend? Bei den Linken weiß das niemand so recht.
Es gehört wohl nicht sehr viel Phantasie dazu, um vorherzusagen, daß nach dem Zusammenbruch des Sozialismus in Osteuropa andere Länder folgen werden, China und Cuba, Vietnam, Korea, Kambodscha, Angola, Moçambique und so weiter. Staatliche Planwirtschaft ist gescheitert. Und gescheitert ist auch ein staatsautoritäres System, das sich nicht dem freien Votum von Wählern stellen wollte. War es wirklich nur so eine Idee von ihm?
Es bleibt für die Zukunft die Verpflichtung einer anderen Tradition. Denn natürlich war nicht alles falsch, was dort versucht wurde. Natürlich gab es Gründe für das Nachdenken über Alternativen zum Kapitalismus. Es gibt sie noch heute. Umweltvernichtung, Arbeitslosigkeit, Ungerechtigkeit bei der Verteilung, psychische Deformation, Verelendung der Dritten Welt. Die Idee des Sozialismus ist nicht gescheitert. Gescheitert ist eine bestimmte

Art von Sozialismus, nämlich staatliche Planwirtschaft und Einparteienherrschaft. Onkel Karl ist dafür mitverantwortlich, denn »Diktatur des Proletariats« und »alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates«, das stammt von ihm. Auf der anderen Seite hat niemand den Kapitalismus so gut analysiert wie er. Das meiste davon ist heute noch richtig. Beschreibung und Analyse von Ideologie, die Akkumulation, der Mehrwert, der Warenfetischismus, Tauschwert und Gebrauchswert.

Es bleibt die Verpflichtung einer anderen Tradition im Kampf gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung, soziale Not, politische Unterdrückung, geschlechtliche Benachteiligung, staatliche Willkür. Ich will das an dem Bereich klarmachen, der mir am nächsten liegt, am Recht und den Juristen. Vor zwei Jahren haben die Herausgeber der *Kritischen Justiz* einen Sammelband veröffentlicht, *Streitbare Juristen*, mit Lebensbeschreibungen derjenigen, die in den herkömmlichen Sammelwerken nicht vorkommen. In der etablierten Wissenschaft sind es andere Namen, ehrwürdige zum Teil, aber auch viele, die untrennbar mit dem Faschismus verbunden sind. Zur anderen Tradition gehören E. T. A. Hoffmann, Ferdinand Lasalle, Anita Augspurg, Helene Stöcker, Karl Liebknecht, Paul Levi, Hans Litten, Hugo Sinzheimer, Gustav Radbruch, Otto Kahn-Freund, Franz Neumann, Otto Kirchheimer, Ernst Fraenkel, Elisabeth Selbert, Fritz Bauer, Wolfgang Abendroth. Versteht man, was ich meine? Es ist die Tradition von Gerechtigkeit, die für das Recht ebensowenig selbstverständlich ist wie für den Kapitalismus.

Ich habe das Beispiel der Juristen nicht ohne Absicht gewählt. Denn ich meine, daß die Gerechtigkeit in der politischen Diskussion der Zukunft eine entscheidende Rolle spielen wird. Natürlich braucht man nicht Jurist zu sein, um zu wissen, was das ist. Wenn Herr R. mehr als eine Million Mark im Jahr verdient und Christina ein Dreißigstel davon, beim gleichen Arbeitseinsatz in derselben Firma, dann möchte ich wissen, wer mir ernsthaft erklären kann, das sei gerecht. Oder nehmen wir die Mieten. Hier konnte die Gewinnsucht des Kapitals am wenigsten eingegrenzt werden. Es ist dem Kapitalismus nie gelungen, einigermaßen erträgliche Mieten zu schaffen, im Gegensatz zu den Bedingungen bei den Arbeitsverhältnissen. Der Grund ist einfach. Tarifverträge werden von Gewerkschaften ausgehandelt, die mit Streik drohen können. Das ist die einzige Sprache, die das Kapital wirklich versteht. Mieter können nicht streiken, ihre Vereinigungen sind immer schwach gewesen. Aber muß das so bleiben?

Damit sind wir beim zweiten Thema. Gerechtigkeit erreicht man auch durch Demokratie. Nur wird dafür diejenige Form nicht mehr ausreichen, die unser Jahrhundert geprägt hat, sofern es nicht Stalinismus und Faschis-

mus waren. Die repräsentative oder parlamentarische Demokratie, die aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammt, wird in Zukunft immer mehr durch andere Formen zu ersetzen sein, durch Mitwirkung von unten. Repräsentative Demokratie hat den großen Vorteil, daß die Menschen überhaupt erst einmal ihren Willen und ihre Interessen artikulieren können. Aber sie hat den Nachteil, daß trotzdem noch von oben gegen den Willen der Mehrheit entschieden werden kann. Deshalb hat der Kapitalismus diese Form ja auch übernommen, die mit ihm naturnotwendig ebensowenig verbunden ist wie Sozialismus mit Einparteienherrschaft. Also werden Ergänzungen kommen, Veränderungen im Sinne der Demokratie von unten, direkte Demokratie, Abbau von Herrschaft, Institutionalisierung von Bürgerinitiativen, Volksentscheide, Ausweitung von Mitbestimmung in Schulen, Hochschulen, Betrieben. Der aufrechte Gang als Ziel, zu dem noch das Dritte gehört.

Das Dritte sind die Freiheitsrechte. Sicherlich, wir sind der freiheitlichste Staat, den es je auf deutschem Boden gab. Kunststück. Unsere Abwehrrechte für den Bürger gegen Behördenwillkür gehen tatsächlich sehr weit, ebenso wie die Rechte der Meinungsäußerung. Aber je tiefer man in den Bereich der politischen Auseinandersetzung am Rande des normalen Spektrums kommt, desto kleiner wird diese große Freiheit. Der Zustand unseres Demonstrationsstrafrechts ist wieder erbärmlich, Berufsverbote sind immer noch nicht ganz beseitigt, die Einschränkung von Rechten im Strafprozeß existiert unverändert weiter, und der sogenannte Verfassungsschutz spielt immer noch Pingpong mit den Prinzipien, die das Bundesverfassungsgericht im Urteil über das Volkszählungsgesetz zum Datenschutz aufgestellt hat. Und die Freiheit der anderen Hälfte des Himmels ist immer noch nicht verwirklicht. Erst wenn im 21. Jahrhundert die Hälfte der Juraprofessoren Frauen sind, wird man der Gleichheit von Frauen und Männern ein gutes Stück nähergekommen sein.

Also Gerechtigkeit, Demokratie, Menschenrechte. Sind sie verwirklicht, bleibt die Frage von Kapitalismus oder Sozialismus ein Spiel der Definition. Ist noch Kapitalismus, was dann sein wird? Oder war überhaupt Sozialismus, was jetzt unterging? Der Rest ist Auflösung der Geheimdienste, Abrüstung, ökologischer Neubeginn und Wiederaufbau der Dritten Welt. Solange das nicht erreicht ist, Sozialismus hin, Kapitalismus her, bleibt richtig, was Mao 1965 in der Kulturrevolution zu den jungen Garden gesagt hat und was die italienischen Studenten 1968 als erste ins Europäische übersetzt haben: Ribellarsi e giusto. Rebellieren ist gerecht. Und notwendig.

(*Ich danke Jürgen Seifert für ein langes und gutes Gespräch in Hannover.*)

Cornelis Anthonisz (1499–nach 1533), Radierung

Stefan Welzk
Revue der Schimären

Der Ort ist Bonn, die Szene grün, gefragt ist – wieder einmal – eine »solidarische Weltwirtschaftsordnung«. Nord-südliche Bitterkeit mischt sich mit klammen ost-westlichen Ahnungen. Am Kulissenrand kümmern die Hoteliers verdrießlichen Gesichts hinter den polierten Tresen. Wer gar noch Kredite auf den Lobbyisten-Wiesen am Rheinufer verbaut hat, dem treibt der Alptraum einer preußisch-brandenburgischen Reichshauptstadt den kalten Schweiß auf die Stirn.

Doch die Herren aus dem Bonner Beherbergungsgewerbe sind nicht die einzigen, denen die Weltläufe wider den Strich gehen. Mit metallener Stimme geißelt im grünen workshop ein seit langem in Europa lebender Inder den Verrat der sozialistischen Ideale in Osteuropa, meint damit aber nicht Stalin und die Seinen. Offenbar ist es nicht nur ein Privileg des weißen Mannes, andere Völker und deren Belange gründlich mißzuverstehen. Ein Ökonom aus Uganda klagt, unter Stalin seien Selbstversorgung und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Staaten Osteuropas größer gewesen als heute. Er hat recht. Daß diese Quasi-Autarkie mit politischer Unmündigkeit im Zusammenhang stand, mit Befehlen Stalins, die Satelliten sollten sich in Vorbereitung auf den Ost-West-Krieg in den Zustand versetzen, auch im Fall militärischen Abgeschnittenseins funktions- und verteidigungsfähig zu bleiben, ist kaum bekannt.

Doch die Trauer über den Zusammenbruch des Marxismus-Senilismus grassiert nicht nur unter von grüner Hand verlesenen Nach- und Vordenkern aus der wärmeren Welt. Carl Friedrich von Weizsäcker berichtet vom Weltkongreß der Religionen aus Seoul, den er in mehrjähriger Mühe zusammengeführt hat, daß man keine Chance hatte, von Teilnehmern aus den Entwicklungsländern ernst genommen zu werden, wenn man ein gutes Haar am Kapitalismus ließ. Gewiß darf man solche Abneigung gegenüber der freiheitlich-totalitären Marktordnung nicht gleichsetzen mit Liebe zum Cuba-Kommunismus. Doch dieses sowjetogene Modell hat eine Affinität zu den Strukturen und Entartungschancen nicht weniger vor- oder randkapitalistischer Staaten und droht denn auch, dort noch Epochen länger haf-

ten zu bleiben als im allzu lange geplagten Norden. Tiananmen als periodisch wiederholter Staatsakt. Wir kommen darauf zurück.
Dennoch, der Lack ist ab für allzuviele Augen. Geld aus Moskau, Wandlitz oder Bukarest gibt es sowieso kaum noch, und Fassadenimitationen nördlicher Staatsmodelle werden von den erschöpften Supermächten und ihren bisherigen Vasallen nicht mehr honoriert. Nachdem man zumindest in Moskau gelöffelt hat, daß keiner sogenannten Weltmacht Kraft ausreicht, den Globus einzufassen, spart man sich die Balgerei um jeden Wüstenstrich und das Hofieren jedes noch so pervertierten Potentaten. Die Stellvertreterkriege auf südlichem Territorium und mit südlichem Blut verlieren sich, die neokolonialen Reiche werden dahingeschenkt, kein Marschall im Moskauer Führungsbunker hat noch Nerven für den Traum vom eisfreien Kriegshafen am Indischen Ozean. Keiner zahlt mehr eine Kopeke für das Vergnügen, der anderen Supermacht irgendwelche strategischen Rohstoffe wegzuschnappen oder abzuriegeln; deren Preise fallen ohnehin in ungekannte Tiefen, zum Fromme des Nordens und zum Schaden des Südens. Kurzum, die schaukelpolitische Option ist dahin, und der Appeal des Sowjetsystems hat auch bei denen etwas gelitten, die dessen Segnungen nur aus ziemlich großer Entfernung beurteilt haben.
So braucht es keine prophetische Begabung, um zu ahnen, daß zumindest neue Kandidaten eines tropischen Leninismus schwieriger zu werben sein werden, daß leitsternberaubte Eliten und Massen der vom Weltmarkt depravierten Nationen nach anderen Identitäten grabschen werden und daß der Fundamentalismus vielfältig ins Kraut schießen wird. Die Fronten der südlichen und nord-südlichen Kriege laufen anders, andere Konflikte mit anderen Kontrahenten stehen an. George Bushs Rauschgiftkriege geben einen Vorgeschmack. Der bemitleidenswerte Versuch, den Marktkräften in der Rauschmittel-Branche nach dem Versagen polizeilicher Methoden militärisch beizukommen, bietet beträchtliche Eskalationschancen und wird die US-Navy und Air Force alsbald aus dem Hinterhof der USA hinausführen. Daß die eventuell weginterventierten Marktanteile der columbianischen Mafia flugs aus anderen Regionen besetzt werden, ist trivial. Und die Hemmschwelle von Staatsapparaten, sich in diesem einträglichsten aller Wirtschaftszweige zu engagieren, sinkt in dem Maße, wie sich die Kluft zum reichen Norden vertieft und die sozialen Katastrophen im Lande zunehmen. Rotchina hält bekanntlich seit Jahrzehnten einen Löwenanteil am Weltheroinmarkt, und die Gesundheit in den Metropolen der USA ist wohl das letzte, worum sich eine Clique schert, die sich in Massakern wie auf dem Tiananmen gefällt. Und daß Castro seinen allzu geschäftstüchtigen Kampfgefährten aus dem Innenministerium umlegen ließ, hat vielleicht we-

niger mit der Gnadenlosigkeit postrevolutionärer Justiz zu tun als mit der Angst, der Genosse General hätte ins Plaudern kommen können.
Opium wird zur Religion fürs Volk des Nordens, Religion Opium fürs Volk des Südens. Fundamentalistische Renaissancen tendieren zu Bürgerkriegen, zur Einmischung in Nachbarstaaten, zu regionalen Kriegen, und sie tragen ihren Messianismus über die Grenzen der Supermächte. Kurzum, das Destruktionspotential der Underdogs in der Völkerfamilie könnte im Norden neurotische Reaktionen auslösen.
Die klassischen Raubkriege des Nordens um Ressourcen und Einflußsphären dagegen sind gänzlich obsolet. Wenn jeder Rohstoff an den Londoner Börsen fast zu Selbstkosten von den sich wechselseitig unterbietenden Sonst-Habenichtsen offeriert wird, wozu dann noch Kanonenboote oder Cubaner aufziehen lassen? Deren heroische internationalistische Hilfe ist ohnehin bereits zur politischen Groteske geraten. Das vom Osten gesponserte Regime in Angola zum Beispiel verfügt über reiche Ölfelder und läßt diese von US-amerikanischen Konzernen ausbeuten. Im Lande aber war die vom CIA finanzierte Rechtsguerilla Unita zugange und tat das ihre, den Dollarzustrom an die Linksregierung in Luanda zu stoppen. So verteidigte das revolutionäre Expeditionskorps des von Moskau ausgehaltenen Cuba erfolgreich die Ölförderanlagen US-amerikanischer Konzerne gegen die vom CIA ausgehaltene Konterrevolution. Natürlich wäre das Ergebnis das gleiche gewesen, wenn weder Osten noch Westen diese Armeen aufgepäppelt und aufeinandergehetzt hätten. Kurzum, der Markt leistet, was kein Terror vermag.
Es ist das unbestreitbare Verdienst Gorbatschows, die Nord-Süd-Polarität als Kernkonflikt der Epoche wieder ins Zentrum gerückt zu haben, durch ideologische Kapitulation im Ost-West-Konflikt. Dieser Nord-Süd-Konflikt amalgamiert zusehends mit dem anderen Kernproblem der Epoche, dem global-ökologischen Desaster – und so sieht sich der Norden erstmals aus den Armenhäusern der Erde in seiner biologischen Existenz bedroht. Umgekehrt ist das bekanntlich schon länger der Fall, doch das ist schon deshalb im Norden nur milde wahrgenommen worden, weil die Vernichtung südlicher Lebenswelten, Völker und Kulturen für den Norden zwar bisweilen recht profitabel, aber niemals existenzerheblich war. Zumindest seit dem letzten großen Krieg der weißen Rasse gegeneinander – die eigentliche Zerstörung der Identitäten des Südens erfolgte und erfolgt in den letzten Jahrzehnten – war der Gewinn aus dem Südgeschäft niemals für irgendeinen Staat des Nordens von substantieller Größenordnung (sofern man absieht von der Schweizer Bankenwelt mit ihren gehorteten Diktatorenmilliarden). Die Zerstörung des Südens erfolgt quasi nebenher. Seine

Kulturen werden – infiziert vom American Way of Life – weggerafft wie einst die Mayas und Inka-Völker von den Infektionskrankheiten der spanischen Kolonisatoren, und dieser Verlust der Seele wird nur in den wenigsten Gebieten mit materiellem Wohlstand beschwichtigt. Wo Identitätsverlust mit Verarmung und nationaler Perspektivlosigkeit zusammenfällt, ist der Triumph antiwestlich-restaurativer Bewegungen absehbar.

Wo der Norden es gern hätte, daß man sich in die global-ökologische Vernunft fügt, wird er im Süden auf blanken Hohn stoßen, solange seine wie auch immer technologisch gemilderten Schadstoffbeiträge ein Vielfaches des südlichen Outputs betragen. Der Appell an die ökologische Verantwortung wird gebrandmarkt werden als Versuch, die internationale Einkommensverteilung festzuschreiben. Wo man es für profitabel hält, den Urwald abzufackeln – und sei es nur, um die Zinsen nördlicher Uraltkredite zu bedienen –, wird man es zugleich zur Frage der nationalen Integrität und Ehre erklären, sich dabei vom Norden nicht dreinreden zu lassen. Wenn der Norden das Entwicklungsproblem nicht rasch löst – und nach den Erfahrungen der letzten vier Jahrzehnte sind die Chancen dafür, milde gesagt, begrenzt –, droht ein neuer, ein alternativer, ökologischer Imperialismus.

Das beginnt sanft und kaum kritisierbar mit der Kopplung von Krediten an ökologisches Wohlverhalten und reicht bis zur Perspektive konzertierter militärischer Intervention oder der Drohung damit. Wo der Norden nicht monetär kompensiert für den entgangenen Gewinn einer globalökologischen Schädigung, wird man sich diesen Gewinn oft nicht entgehen lassen wollen. Wer aber löhnt, so es den Norden als zahlende Einheit nicht gibt? Ein Umweltrat der Vereinten Nationen als Pendant zum Sicherheitsrat, mit Quoten der Staaten zu einem Weltklimafonds und militärischen Optionen bei Unbotmäßigkeit, das Ganze garniert mit einer eindrucksvoll unverbindlichen Charta der Rechte der Natur und Vetorechten für die größeren Partizipanten? Werden sich ad-hoc-Gemeinschaften mächtiger Industriestaaten bilden, um als ökologisch penetrant destruktiv eingeschätzte Staaten handelspolitisch, finanziell oder militärisch in die Zange zu nehmen, oder werden Groß- und Supermächte, wenn sie sich oder das Gemeinwohl für ökologisch geschädigt erachten, allein aktiv werden, toleriert von den stärkeren Staaten des Nordens? Den sinistren Phantasien sind keine Grenzen gesetzt. Doch die Länder des Südens insgesamt mit Gewalt ökologisch zu disziplinieren, ist eine faschistoide Schnapsidee. Je früher das begriffen wird, desto geringer sind die Schäden und desto größer die Chancen, daß das Umweltproblem zum Motor solidarischer Entwicklung wird.

Die andere, die angenehme Vision – eine zur Bescheidenheit geläuterte Industriekultur, hinübergerettet ins dauerhaft und allerorts Lebbare dank

einer Symbiose von nördlichem Know-how und südöstlicher, vielleicht buddhistisch inspirierter Gefaßtheit –, wie ließe sie sich vereinbaren mit dem gerade wieder zum *pontifex maximus* inthronisierten Markt- und Wachstumsimperativ? Vermag der allzu erfolgreiche Norden noch vom unterlegenen Süden zu lernen? Das ist die Überlebensfrage. Die Unverzichtbarkeit des Marktes hat man am Schulbeispiel Osteuropa eingebleut bekommen. Doch wie soll eine ja im Grund auf Individualbedürfnisse hin ausgerichtete Marktgesellschaft mit einer Epoche verträglich sein, deren dringlicher Bedarf im Kollektiven liegt – im Schutz und in der Restaurierung der Allmende? Freier Markt und gleichzeitige soziale Stabilität scheinen als Existenzbedingung Wachstum vorauszusetzen. Wie läßt sich dieses Wirtschaftsmodell von Bedürfnisdemokratie und privater Kapitalverwertung mit der Bedingung vereinbaren, das Output-Niveau insgesamt gerade nicht zu steigern, sondern ökologisch zu stabilisieren?

Längst weiß man, daß eine Gesellschaft, orientiert am Wachstumsziel, einem Flugzeug gleicht, in dessen Cockpit sich nur ein Tachometer befindet, weder Kompaß noch Höhenanzeiger noch eine Armatur, die den verbliebenen Treibstoff mißt. Doch wird der sowjetische Militarismus nicht gerade abserviert, weil sich die nichtproduktiven Investitionen in die Kriegsmaschine als gigantische Wachstumsbremse erwiesen haben? Und die vergeudungsintensive Zentralplanung wird schließlich abgewrackt, um effizienter wirtschaften, rascher wachsen und alsbald zum westlichen Konsumniveau aufschließen zu können.

Mag sein, das Triumphgeschrei über den Sieg des Marktes über den byzantischen Sozialismus wird bald langweilen und der Verlust dieses unsinnigen Gegenpols den Blick freigeben für die realen Probleme dieser Zivilisation. Mag sein, schon ein wenig Steuerpolitik bewältigt einen Teil der so unlösbar erscheinenden Widersprüche. Mag sein, ökologisch-keynesianische Programme werden nebst Freizeiterweiterung als Königsweg aus der sich aufstauenden Arbeitslosigkeit begriffen, nachdem das klägliche Leistungsprofil des Thatcherismus allzu sichtbar geworden ist, und die Konversion der Rüstungsindustrien in Produzenten von Umweltschutztechnologien nebst Überführung der Verteidigungs- in die Umweltschutzbudgets wird zum konsensfähigen Paradigma einer im guten Sinn konservativen Politik.

Mag sein, die EG begreift die Gunst der historischen Stunde und sich selbst nicht als abgeschottete Trutzburg von Eliteökonomien, sondern als europäische Gemeinschaft; sie öffnet sich den Völkern Osteuropas, ohne die der Kontinent, seine Geschichte und Kultur nicht zu denken sind. Sie böte damit zugleich ein ausgleichendes Regulativ, das die im Osten wiederaufbrechenden Nationalismen im Zaum halten könnte.

Mag sein, der politischen Marginalisierung der USA in Europa folgt eine kulturelle Marginalisierung der USA nach, die Verdrängung der demütigend niveauarmen Medienprodukte überseeischer Provenienz aus dem alten Kontinent, wenn im Zuge ostwestlicher Verschmelzung europäische Identität wiedererstehen, etwa jene slawisch-deutsche Symbiose, die den kreativen Reiz der habsburgischen Lebenswelt einst hatte entstehen lassen. Und unbestreitbar bilden die Tiefe, der Ernst und der metaphysische Sarkasmus slawischer Kultur und Intellektualität eine Welt, deren Ausgesperrtsein Westeuropa in den letzten Jahrzehnten nicht gut bekommen ist.

So sich das Gegenextrem entwickelt, die EG zum Werkzeug nationaler Egoismen denaturiert und versucht, Osteuropa draußen vor zu halten, als Vor- oder Hinterhof, als wohlfeile, gefügige Arbeitsreserve, als Sammelsurium von Bittsteller-, Zu- und Hilfsarbeiternationen, dann gerät Europa zur Kränkung an seiner Geschichte, zum semi-rassistischen Polizeistaat mit visionärer Impotenz und kulturell zum bloßen Screen einer satellitenpropagierten grellen Weltkultur, die mit der Fernsehreklame verschmilzt.

Der Osten startet von einem erniedrigten und desolaten Niveau. Der Weg von der Plan- zur Marktwirtschaft wird fast überall aus Gründen der politischen Dynamik so gewählt, daß er soziale Katastrophen geradezu erzwingt. Soweit die Sowjetunion betroffen ist, vermag niemand zu wissen, ob der Aufbruch zum Fehlstart gerät. Doch Osteuropa ist der einzige Weltteil, wo gegenwärtig überhaupt so etwas wie Aufbruch fühlbar ist, während die Gegenmacht USA mit Verwaltung und Konservierung des status quo befaßt und überfordert ist.

Rußland hat den Nachteil, zu groß zu sein, als daß westliche Hilfe, so es sie geben sollte, Sozialkatastrophen des Umbruchs merklich mildern könnte, doch es gewinnt eine Atempause allein schon aus der Entschlossenheit, auf eine Anzahl teurer Fehlentwicklungen zu verzichten. Von der anderen Supermacht dagegen ist kaum Unterstützung des russischen Wandels zu erwarten. War Anfang der achtziger Jahre aus Reagans Beraterstab unter dem Titel »Victory is possible« ein nuklearer Weltkrieg zur Durchsetzung westlicher Werte diskutiert worden, so erklärte unlängst Staatssekretär Eagleburger, Amerikas angeblich erfahrenster Diplomat, es sei nicht Aufgabe der USA, die sowjetischen Reformen zu unterstützen. Schon vor drei Jahren war in *Foreign Affairs*, dem offiziösen Organ des State Department, zu lesen, ein demokratisiertes Rußland sei nicht im Interesse der USA. Bei jenen westlichen Werten, für die sich *en masse* zu sterben lohnt, handelt es sich folglich ausschließlich um die imperiale Überlegenheit der USA. Die Bestürzung Bushs beim Fall der Berliner Mauer war demaskierend.

Einst hatte Henry Kissinger gegiftet, das eigentliche Problem sei die intellektuelle Mittelmäßigkeit der Kremlführung. Inzwischen haben sich die Verhältnisse umgekehrt. Man gewinnt nicht den Eindruck, George Bushs Beraterkamarilla sei derzeit auf dem Feld des politischen Ideenreichtums eine Supermacht und die USA seien der Bürde ihrer Verantwortung intellektuell halbwegs gewachsen.

Die Katastrophe des Sowjetsystems war besiegelt, als die Moskauer Greisenclique nach den niederschmetternden Erfahrungen mit der Trias Breshnew-Andropow-Tschernenko einen denkfähigen und gebildeten Menschen auf den Thron hievte, der beim jahrzehntelangen Marsch in ideologischer Tarnmontur durch die poststalinistischen Institutionen erstaunlich wenig verschlissen worden ist und alsbald seinesgleichen nachzuziehen begann. Wahrnehmungen der verdrängten oder neurotisch eingeengten Wirklichkeit wurden zum Rohstoff einer bislang polizeistaatlich eliminierten Rationalität, so zum Beispiel einer Kosten-Nutzen-Analyse der Imperialstruktur.

Wenn die Kosten des Zusammenhaltens von Großreichen den Ertrag aus diesen Besitztümern übersteigen, ist der Bankrott einprogrammiert. Diese Erfahrung hatte einst Karl V. zu machen, Kaiser des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, Herrscher von Spanien und nebenbei des Königreichs von Neapel, dessen Hegemonie sich von Amsterdam über Prag und Ungarn bis nach Palermo und in der Neuen Welt bis an pazifische Gestade erstreckte. Die Kosten für die Kriege und die militärische Präsenz zum Zusammenhalt des Reiches übertrafen die Steuereinnahmen aus diesen Gebieten. Imperien können sich überfressen, sie leiden unter den *diseconomies of scale*. Genau aus diesem Grund hatte der ermattete Imperator vor seinem Rückzug in die Klosterzelle noch die Kaiserkrone dankend zurückgehen lassen und Sohn Philipp nur das Königtum Spanien nebst zugehörigen Besitzungen vermacht. Obgleich Don Philipp seinen Job mit der Erklärung des Staatsbankrotts 1557 zu beginnen hatte, gebrach es ihm an Einsicht und Konsequenz. Der Versuch, die Niederlande bei Madrid zu halten – verständlich zwar, weil Vater Karl doch in Gent geboren war –, dieser Versuch wurde zum Alptraum seiner Regentschaft.

Gorbatschow fand sein Weltreich bei Amtsantritt ähnlich überlastet vor wie Karl V. das seine beim Abgang. Moskau war davon überfordert, verhaßte Regime – von Havanna über Prag bis Kabul – zu alimentieren. Dazu kam ein weiteres: Den Vasallen waren funktionsunfähige Wirtschaftssysteme verordnet worden, die deren Fähigkeit, Tribut an die Schutz- und Ordnungsmacht zu entrichten, letztlich zerstört hatten. Das bereits war ein unlösbarer Selbstwiderspruch, eine Krankheit zum Tode des Systems.

Der verbreitete Vorwurf und Verdacht, die Russen würden ihre Verbündeten unausgesetzt zur Ader lassen, ist seit Ende der sechziger Jahre ziemlich substanzlos. Seit dieser Zeit sind die *terms of trade* im Comecon nicht mehr erkennbar unfair. Falin berichtet, beim letzten RGW-Treffen sei errechnet worden, daß die Sowjetunion 1989 7 bis 7,5 Milliarden Dollar mehr kassiert hätte, wenn ihr RGW-Handel zu Weltmarktpreisen abgerechnet worden wäre. Das ist nach allen Evidenzen glaubhaft. Schon gar nicht ist es die Luxussucht der Nomenklatura – so widerwärtig diese auch mit dem allgemeinen Elend kontrastiert –, die diese Völker arm frißt. Die Wandlitz-Clique kostete die DDR-Bevölkerung wohl kaum mehr als die Bundesdeutschen ihre Zahnärzteschaft. Es sind nicht die Kolonialgebühren, es ist die Nichtpraktikabilität der politischen und Wirtschaftssysteme, die das Siechtum der Satelliten erklärt. Im Unterschied zum Empire Karls V. wurden Moskaus Besatzungskosten deshalb wohl nur zum immer kleiner werdenden Teil von den Besetzten erbracht, und kein Goldstrom ergoß sich – wie in Karls Spanien – aus den exotischen Dominien ins Mutterland, der die militärischen und sonstigen Entwicklungshilfeleistungen halbwegs aufgewogen hätte. Verglichen mit Gorbatschow befand sich demnach der resignierende Kaiser in einer geradezu rosigen Lage.

Die späte Einsicht im Kreml, daß die globalstrategische Sicherheit des Landes bereits von der Abschreckungskraft einer Handvoll raketenbestückter U-Boote gewährleistet wird und daß eine atomare Wehr zwar ihre Ambivalenzen hat, jedoch allemal billiger als eine konventionelle ist, diese Einsicht hat das Interesse an der unausgesetzten Modernisierung einiger zigtausend Panzer ebenso abflauen lassen wie das am gesamten *cordon sanitaire*. Die konventionelle Überrüstung war nur für offensive Optionen vonnöten und beweist – was inzwischen auch in Moskau eingeräumt wird –, daß solche Ziele existierten. Der Niedergang projizierter Solltruppenstärken dies- und jenseits von Stacheldraht- und Mauerresten verdeutlicht im Nachhinein, daß die Rüstungsspirale der Nachkriegsepoche vom Osten angetrieben worden ist. Gewiß gehören Figuren wie Thatcher, Wörner oder Scholz nicht zur friedfertigen Taubenschar und würden jetzt wohl gern die vermeintliche Gunst der Stunde nutzen, um den Osten endgültig totzurüsten. Doch sie verlieren rasch ihre Akzeptanz und werden zu politischen Schatten. Eine Umfrage, zitiert im März in der *Zeit*, welche Ziele den Bundesbürgern am wichtigsten seien, erbrachte an erster Stelle, mit ca. 80 Prozent, den Umweltschutz, an vierter Stelle, mit 23 Prozent, die Wiedervereinigung, und an letzter Stelle, mit 3 Prozent, die militärische Sicherheit. Doch im Bundeshaushalt ist der Umweltschutz mit einem Anteil von drei Promille oder 956 Millionen dotiert, die Verteidigung dagegen mit 54,5 Milliar-

den. Selbst eine so träge Demokratie wie die unsere wird sich diese Diskrepanz zwischen Budgetstruktur und Wählerstimmung nur kurzfristig leisten können. Die Bundeswehr wird, im Felde unbesiegt, von den Haushaltsausschüssen der Parlamente dezimiert werden.

Die Entwicklung der Tötungskapazitäten scheint nicht mehr für alle Zeit die Front des technischen Fortschritts zu markieren, High tech und Overkill sind eines Tages vielleicht keine siamesischen Zwillingsgeburten mehr. In Moskau hat die siamesische Situation noch schlimmere Schäden verursacht als anderswo. Es ist eines der Gebrechen Rußlands, daß seine Rüstungsindustrie sich auf amerikanischem Niveau befindet, doch die Restökonomie technologisch weit hinterherhinkt. Der Spill-over der Kriegstechnologien ins Zivile, der in den USA vermutlich die Rüstungslasten gemildert hat, ist in Rußland kaum möglich, weil der Abstand zwischen Kriegs- und Ziviltechnologie so groß ist, daß letztere praktisch nicht absorptionsfähig für diesen Spill-over ist. Doch die Konversion von Rüstung in Produktion von Umweltschutztechnologien ist Programm. Moskau hat die Erfahrung gemacht, daß nur ökologisch vertretbare Industrien weltmarktfähig sind. Die Atomprogramme sind so gut wie gestrichen. Von 34 in Auftrag gegebenen Kernkraftwerken wurden 31 gestoppt.

Dennoch sind das nicht die Schwalben, die allein den russischen Sommer bringen können. Die Supermacht ist das krankeste Pferd im realsozialistischen Stall. Sie hat dieses System erfunden, hat es am längsten am Hals und schon die Kinderkrankheiten chronifiziert wie keiner der Vasallen. Sie ist im Prokrustesbett Zentraler Planwirtschaft vielleicht unheilbar deformiert worden. Dieses System beruht auf Verwechslungen, die zu den teuersten der Weltwirtschaftsgeschichte gehören. Deren erste ist die Verwechslung von Lenins Revolution mit jener, die laut Marx den Kapitalismus abzulösen habe. Das von Lenin geschaffene System war zugeschnitten auf die Industrialisierung von Agrargesellschaften, und dafür ist es in Teilen auch durchaus zweckmäßig. Insofern ist der Realsozialismus eine Übergangsformation vom Feudalismus zum Kapitalismus, und sein Erstickungseffekt ist umso größer, je industrialisierter die jeweilige Volkswirtschaft bereits ist – siehe Tschechoslowakei und DDR – und je länger er lastet. Und weil sich Rußland 1917 bereits im Vollzug einer industriellen Revolution befand, war deren administrierte Durchsetzung überflüssig, folglich auch der Oktoberputsch, und die nachfolgenden Repressionsjahrzehnte waren es erst recht. Und weil man Industrialisierung verwechselt hat mit der Erstellung kapitalintensiver Kapazitäten, dem bloßen Skelett jener Dynamik, wo es doch auf die Initiierung von Prozessen angekommen wäre, wurde auf Teufel komm raus investiert und aus dem Volk herauspreßt, was gar nicht vonnöten war,

mittels einer Repression, die folglich gleichfalls überflüssig war. Der Massenterror war insofern bereits die Folge eines verdinglichten Begriffs von Industrialisierung. Schon um 1949 war die sowjetische Industrie kapitalintensiver als die britische, doch unvergleichlich weniger leistungsfähig. Was die Sprengung des Korsetts rigider Zentralplanung das russische Volk im Übergang kosten wird, und wie lang dieser Übergang währt, wo weder Plan noch Markt funktionieren; ob die Kolchosniks zum Beispiel den Boden überhaupt noch geschenkt haben wollen, um Bauern zu werden; ob die noch nicht einmal flügge Demokratie die Preisexplosionen und Einbrüche nackter Not überleben und die Kriminalität des Umbruchs zurückdrängen können wird, und was die gedemütigten Machtapparate an Destruktionspotential noch einzubringen haben, darüber wird nur vage spekuliert. Seitdem das Land in Bewegung geraten ist, sind die Kreml-Astrologen nahezu verstummt.

Solange eine befohlene Industrialisierung funktionieren kann, weil die Bedürfnisse elementar sind, die Nachfragestruktur krude ist und die Not groß, solange imitiert und nachgebaut werden kann, was andernorts Standard und Routine ist, hat das Ganze seinen Reiz als Entwicklungsmodell. Genau deshalb sind die südlichen Revolutionäre, die verzweiflungsvoll nach Alternativen zum für ihre Länder destruktiven Kapitalismus suchen, über die Denunziation des real nicht existierenden Sozialismus so entsetzt. Doch weil dieses sowjetische Modell nur mit einer leninistisch-monolithischen, durchideologisierten Kader- und Massenpartei funktioniert, sind Absolutismus und Allmacht der Führung dieser mehr und mehr militarisierten Gesellschaften schwer korrigierbar. Weil sich in diesem byzantischen Sozialismus moderne und feudalistische Elemente seltsam ergänzen, haftet er in halbfeudalen Regionen des Südens wohl hartnäckiger als dort, wo er kreiert worden ist. Er wird zur Entwicklungsfalle, produziert industrialisierte absolutistische Feudalgesellschaften bis hin zur Erblichkeit des Parteivorsitzes – kurzum: evolutionäre Sackgassen. So ist der byzantische Sozialismus neben dem American Way of Life zu einem zweiten verführerischen Danaergeschenk des Nordens an den Süden geworden, der Süden zur verbliebenen Nische eines in seinem Ursprungsland falsifizierten Systems.

Der Norden indes geht seinen Geschäften nach, wenig bekümmert, wenn im fernen Süden die Fundamentalismen aufeinanderschlagen. Die Handelskonflikte zwischen den USA, Japan und der EG werden in dem Maße wachsen, wie die disziplinierende Wirkung der sowjetischen Bedrohung schwindet. Was wird, wenn man Gorbatschow daheim abserviert? Darüber macht man sich im Westen erstaunlich wenig Gedanken. Ob Rußland zu

einer faschistoiden Gesellschaft wird, beherrscht von einer Koalition der Nationalchauvinisten um Pamjat und der Reformfeinde des Apparats? Oder ob das Land in Bürgerkriegen versinkt und zerbröselt? All diese Schimären verursachen weder in Downing Street noch in Oggersheim schlaflose Nächte. Und in Washington tut man sich ohnehin mit der vertrauten Situation eines russischen Polit-Monsters in der Weltarena leichter als mit Denkmodellen für eine nicht mehr bipolare Welt. Offenbar geht man davon aus, daß kein Rußland seine Satelliten zurückzwingen kann, da mit der nuklearen Drohung zwar der status quo verteidigt, kaum aber ein ehemaliger status quo wiederhergestellt werden kann.
Gelegentlich wird der Norden im Süden ökologisch nach dem Rechten sehen und ein paar Rauschgiftplantagen vietnamisieren. Den Rest regelt der Markt.

Luchterhand Literaturverlag

Helga Schubert
Judasfrauen

Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im »Dritten Reich«

Wie kommt es, daß Frauen im »Dritten Reich« zu Denunziantinnen wurden? Es waren Männer, die verhafteten, die Urteile fällten und sie vollzogen, aber Frauen, die denunzierten.
Helga Schubert wagt es als eine der ersten, von der Schuld der Generation der Mütter zu sprechen.
176 Seiten. Gebunden. DM 29,80

Helga Königsdorf
Ungelegener Befund

Ein Biologe stößt bei den Arbeiten an einer Festschrift für seinen verstorbenen Vater, der sich nach dem Krieg in der DDR verdient gemacht hat, auf dunkle Flecken in dessen Vergangenheit. Die Konsequenz, mit der er alle Ehrungen des Vaters absagt, kommt ungelegen. Eine literarische Studie über das Verschweigen gestern und heute.
»Helga Königsdorfs Erzählungen haben mit dazu beigetragen, das marode Land der DDR erkennbar zu machen.«
Wolfgang Werth, Süddeutsche Zeitung
Erzählung. 120 Seiten.
Gebunden. DM 28,–

Andrej Bitow
Das Licht der Toten

Erinnerungen an die Realität

Von Reisen durch Raum und Zeit auf der Suche nach der verlorenen Realität handeln die Erzählungen des aus Leningrad stammenden Autors. Bitow, einer der bedeutendsten russischen Schriftsteller der Gegenwart, soeben mit dem Alexander Puschkin-Preis 1990 ausgezeichnet, »gehört zu den Schriftstellern, die die politischen Veränderungen in der Sowjetunion geistig vorbereiteten« (Sybille Cramer, WDR).
Ausgewählt und übersetzt von Rosemarie Tietze. 240 Seiten.
Gebunden. DM 34,–

Christoph Hein
Die fünfte Grundrechenart

Aufsätze und Reden 1986–1989

Christoph Hein gehört zu den Wegbereitern der Umgestaltung in der DDR. Der Band sammelt neben Essays zu Ästhetik und Politik auch die aktuellen Reden, mit denen Hein die Beendigung des »Schlafs der Vernunft« forderte.
248 Seiten. Broschur. DM 28,–

Christa Wolf
Ein Arbeitsbuch

Studien, Dokumente, Bibliographie

Eine Sammlung wichtiger Aufsätze von Schriftstellern, Literaturwissenschaftlern und Kritikern über Christa Wolf und ihr Werk. Mit umfangreicher Bibliographie. Unentbehrlich für alle, die sich näher mit der Autorin beschäftigen oder über sie arbeiten wollen.
Herausgegeben von Angela Drescher
560 Seiten. Broschur. DM 39,80

Kindheit im Gdansk der Nachkriegszeit.
»Ein ungewöhnlich schöner Roman, ein wahres Fest für Leser.«
Roman. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. 288 Seiten.
Gebunden. DM 36,–

Irene Dische
Der Mann, der die Großstadt »Mamma« nannte

Exemplarische Spontanlösung eines urbanistischen Problems

Jeder gab Georgio Lombardo die Schuld an John Wheelers Tat. Georgio bestärkte John darin, die Großstadt »Mamma« zu nennen. Georgio feierte John als den aufrichtigsten aller Ästheten, die sich in der Paris Bar drängelten. Georgio und John waren vollkommen verschieden. Georgio war berühmt, John unbekannt. Georgio stammte aus dem Süden – aus Parma –, John aus dem Norden – aus Detroit. John war groß, kräftig und überheblich. Georgio war klein, zierlich und besaß eine natürliche Bescheidenheit, die einem anderen nach der Ernennung zum Professor abhanden gekommen wäre.

Georgio galt als unfehlbarer Richter in allen Geschmacksfragen. Als Georgio einmal dabei beobachtet wurde, wie er in einem Supermarkt eine Büchse Ravioli bezahlte, stürzte der bis dahin exorbitante Kurs von frischen Ravioli an der öffentlichen Meinungsbörse in den Keller. Georgio verschaffte John beträchtliches Prestige, indem er mit ihm verkehrte. Er fand Johns urbanistisches Problem interessant.

Mit diesem Problem hatte es folgende Bewandtnis: John schwärmte für Berlin, doch gleichzeitig hatte er die Nase voll von der Stadt. Er ging aber nicht weg, weil er eine schöne Wohnung im besten Viertel hatte und weil ihm der Gedanke, es könnte ein anderer in ihr wohnen, unerträglich war. Die Wohnung war klein, und die Möbel hatte er vom Vormieter übernommen, aber man konnte von ihr aus auf den Ku'damm sehen.

John wußte, wenn er auszog, würde der Hausbesitzer sofort jemand anderen einziehen lassen, und das, so erklärte er, »wäre ungefähr so, als würde ich Mamma mit einem anderen Mann sehen, es würde mich unsagbar eifersüchtig machen«. John besuchte Georgio oft an seinem Tisch in der Paris Bar, um sich zu beklagen: ihm sei die Zukunft verbaut, gegen seinen Willen sei er an Berlin gekettet – eben durch seine Eifersucht.

John war nach Berlin gekommen, um ein ernsthaftes Theaterstück über die fünfziger Jahre zu schreiben. In den achtziger Jahren kamen viele Künstler mit Arbeitsschwierigkeiten nach Berlin, oft mit einem Stipendium. In dieser Szene fiel Wheeler nicht auf, er war ziemlich normal, ein Dramatiker ohne

Drama. Drei Jahre lang hatte er das Stück in New York nicht geschrieben. Schicke Drogen, die Schriftstellern bei der Arbeit helfen, hatten ihn dünn gemacht, aber in Berlin ging er dank der spannungslindernden Wirkung von Currywurst mit Pommes in die Breite. Nichts indessen minderte seine Unfähigkeit, Wörter aus dem Kopf aufs Papier zu befördern. Wenn er versuchte, eine Zeile zu schreiben, und nichts dabei herauskam, stieg grenzenloser Haß in ihm auf, und er fiel über das nächstbeste Individuum her.
Er genoß seine schlechte Laune, weil er sah, wie sehr sie die Leute beeindruckte. Eine Zeitlang tröstete er sich mit ihr darüber hinweg, daß der schöne Dialog, den er von sich erwartete, noch immer geschrieben werden mußte. Später erwartete er von sich nur noch schlechte Laune.
Georgio Lombardo nahm John Wheelers Eifersucht ernst. Er war überzeugt, daß es für alle Probleme eine ästhetische Lösung gab, auch für die seelischen. »Der Gedanke, daß jemand in deiner Wohnung lebt, ist dir unerträglich«, meinte Georgio nachdenklich, »aber sich ein Leben lang an sie zu klammern, wäre keine Lösung, denn eines Tages wirst du sterben, und dann zieht ein anderer ein!«
Georgio hätte vielleicht wissen müssen, daß der schwache, arrogante Wheeler jeden Rat, der seinen Triebregungen eine Rechtfertigung gab, begierig aufgreifen würde. Dennoch sagte er eines Nachmittags zu ihm: »Du wirst den Gegenstand deiner Eifersucht vernichten müssen. Du könntest ihn niederbrennen.«

Langzeitwirkung einer Spontanlösung: Denkmäler
(Auszug aus dem Jahrbuch für Stadtplanung, 2009)

... Der Ausschuß kam zu dem Schluß, daß ungeachtet der für den internationalen Künstlerwettbewerb entstandenen Aufwendungen an Zeit und Geld eine Wheeler-Gedenkstätte den Bedürfnissen der Öffentlichkeit nicht mehr entspräche. Sämtliche Gedenkstätten, die an den Zweiten Weltkrieg erinnerten, sind mit erheblichen Kosten für die öffentliche Hand entfernt worden, und wir wollen der kommenden Generation nicht erneut Negativmonumente aufbürden, die dann irgendwann beseitigt werden müssen. Schon heute sagt der Name Wheeler dem durchschnittlichen Abiturienten nichts mehr, vielmehr geht dieser davon aus, daß der Ku'damm schon immer eine begrünte Esplanade gewesen ist.

Analyse: Zum Selbstbild des Häftlings (1)
(Aus den Aufzeichnungen des Gefängnisdirektors)

Nach einem Jahr guter Führung wurde dem Häftling ein kleiner Handspiegel überlassen. Er benutzte ihn, um seine Zähne und seine Gesichtshaut zu kontrollieren. Die erste Runzel zeigte sich um das Jahr 1995. Er erkundigte sich, ob Häftlinge ein Anrecht auf Maßnahmen der plastischen Chirurgie haben, und war empört, als er erfuhr, daß dem nicht so sei. Nach zehn Jahren wurde ihm ein weiterer Spiegel ausgehändigt, so daß er nun auch seinen Hinterkopf betrachten konnte. Die ersten Jahre des Jahrhunderts verbrachte er damit, sich weiße Haare auszuziehen, sobald sie sich zeigten. Nach einiger Zeit hatte er fast eine Glatze und brauchte deshalb nie zum Friseur. Nach weiteren zehn Jahren legte das Gefängnispersonal zusammen und spendierte ihm einen großen Wandspiegel, der Wheeler von einer Abordnung überreicht wurde. Der Häftling begann sich wieder für Kleidung zu interessieren und gab das Geld, das ihm seine Mutter schickte, für Sakkos und Slacks aus, die er bei Armani bestellte.

Anekdotisches: Das Personal

Die Putzfrauen im Gefängnis mochten John Wheeler sehr, weil er so höflich war. Einmal aber erklärte er einem Zeitungsreporter, er identifiziere sich mit dem Personal, denn auch seine eigenen Eltern seien arm gewesen. Dies kam einigen Belegschaftsangehörigen zu Ohren und empörte sie. Sie fanden, Wheeler sei so unordentlich, daß er keinesfalls aus einer Arbeiterfamilie stammen könne.
Trotzdem faszinierte er sie. Abwechselnd traten sie an das Guckloch und sahen zu, wenn er nach den Mahlzeiten rauchte. Dieser Anblick, wie er da mit großen Schritten seine Zelle durchmaß und dann ein Streichholz anzündete, ließ sie erschauern: mit derselben raschen Bewegung aus dem Handgelenk hatte er den Brand entfacht. Während der Häftling einen Zug aus der Zigarette nahm und anschließend das Streichholz ausschüttelte, ohne seine Schritte zu verlangsamen, malten sich die neugierigen Putzfrauen aus, wie er schleppenden Schritts sein brennendes Zimmer verlassen hatte. Die Putzfrauen bemerkten, daß sich auf dem Gesicht des Häftlings keinerlei Anzeichen von Lustempfinden zeigten, wenn er rauchte, und sie stellten sich vor, wie er mit ausdruckslosem Gesicht an der Straßenecke gestanden und – als wäre es der Schluß eines langweiligen Theaterstücks – zugesehen hatte, wie hinter dem Flammenvorhang allmählich der gesamte Ku'damm verschwand.

Analyse: Aus der Broschüre »Zur Früherkennung des De-Lassaulx-Syndroms bei Schulkindern durch Reihenuntersuchung«

Der Lehrer ist zur Wachsamkeit verpflichtet und soll das potentielle De-Lassaulx-Kind unverzüglich melden. Wie Dr. De-Lassaulx in seinem bahnbrechenden Werk von 1989 gezeigt hat, treten die für das De-Lassaulx-Syndrom typischen zwanghaften Beziehungen zu Türmen, harten Oberflächen, Höhlen und Müttern in aller Regel bereits in den ersten Schuljahren deutlich zutage.
J. Ritchie hat aus Boston über den Fall eines Jungen berichtet, dem man weiter nachging, nachdem ein aufmerksamer Lehrer gemeldet hatte, der Junge weise eine übermäßig starke Mutterbindung auf und habe begonnen, seine Bauklötze als »Märchenland«, wie er das nannte, zu strukturieren. Später wurde er in den Polizeiakten als potentieller Rechtsbrecher geführt und noch später als der Bostoner »U-Bahn-Bomber« identifiziert. Die Probleme des Mannes hatten begonnen, als man den Kiez in das frühere Kaufhaus Macy's verlegt und auf jeder Etage eine andere Perversion untergebracht hatte. Seine Motive waren Scham und Wut über »Mammas« Einmischung, und seine Wut drückte er aus, indem er der Stadt in die Gedärme trat.

Hinweis auf: Folk song (»Hard Rock«), neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts

»Metropolitan Mamma«

Mann, was haste denn von deiner Metropole?
Nix als Bullen, nix als Shit.
Ohne Freund und ohne Kohle
machste da verdammt viel mit.

Sone City ist ein Hammer,
inner City ist was los.
City, du bist meine Mamma,
nimm mich bitte auf den Schoß.

Weiber brauch ich auch in Scharen,
ohne Weiber lieg ich schief.
Mamma, laß mich U-Bahn fahren
Tag und Nacht zum Nulltarif.

Analyse: Wheeler über seine Kindheit
(Aus den Gerichtsakten)

Ich war ein großartiges Kind. Immer still. Immer höflich. Nie habe ich die Stimme erhoben. Ich hasse Kinder, die laut und unartig sind. Ich war still, weil meine Mutter vollkommen war, und in Gegenwart des Vollkommenen muß man still sein.

Hinweis auf: Time, *Aug. 2005*

»... Georgio Lombardo, der stellvertretende Direktor der Cooper Union, ist zum Kurator der neu eingerichteten Abteilung für Architekturzeichnungen am Metropolitan Museum ernannt worden. Auf die Frage nach seiner ersten Ausstellung antwortete er: »Ich möchte den Destruktivismus in den Mittelpunkt stellen.«

Analyse: Zum Selbstbild des Häftlings (2)
(Aus Gesprächsnotizen seiner Sozialarbeiterin)

Ich bin nicht unordentlich. Ich mache meinen Schrank immer zu, wenn ich ihn geöffnet habe. Nein, hier habe ich keinen Schrank. Ich spreche von (deutet auf seine Hose) ... und vom Leben im allgemeinen. Ich bin keiner, der alles vor sich herschiebt und ohne Grund Schränke offen läßt.
Ich weiß gar nicht, was Neid ist. Ich habe mich gefreut, als Dr. Best vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen wurde. Jeder weiß, daß er mit dem Gefängnisdirektor geschlafen hat, um freizukommen. Ich bin auch überhaupt nicht auf Konkurrenz aus oder ehrgeizig. Ich habe Kurt Daluege eine Glückwunschkarte geschrieben, als seine Gefängnismemoiren erschienen, obwohl das Buch ein bißchen oberflächlich war ...

Andere Theorien: Der Fachmann für Pyromanie
(Aus einem Fernseh-Interview)

Zusammenfassung: Der Fachmann löste eine heftige Kontroverse mit der These aus, Wheeler sei als ein im Sinne des Strafrechts voll verantwortlicher Brandstifter zu behandeln. Das folgende Zitat stammt aus einer Fernseh-Talkshow, in deren Verlauf der Fachmann immer wieder durch Buh-Rufe von Feministinnen unterbrochen wurde.
»Sicher, es gibt männliche und weibliche Pyromanen. Das weibliche Feuer wird in einem Behältnis, einer Schale oder einem Eimer, entfacht, und zwar

mit Nylonstrümpfen. Das männliche Feuer wird kegelförmig aus Zweigen errichtet und mit Toilettenpapier entfacht.
In Wheelers Fall haben wir es offensichtlich mit einem sexuell ambivalenten Brandstifter zu tun, der auf Zweige und Zeitungen zurückgriff, die er unter ein altes Sofa stopfte. Zu diesem Zeitpunkt fand gerade der Berlin-Marathon statt, übrigens erstmals bei gutem Wetter, und die Löschwagen kamen nicht durch: Daß Wheeler planvoll vorging, ist ein typisches Indiz für Brandstiftung, während der typische Muttermörder in der Regel aus dem Affekt handelt. Die Verwendung von Zweigen läßt sich wahrscheinlich auf eine prägende Beziehung während seiner Pfadfinderzeit zurückführen.«

Anekdote: Barbara Schmidt
(Aus einem Interview mit ihr)

B. Schmidt wurde als Sozialarbeiterin angestellt, da sie sich speziell mit dem De-Lassaulx-Syndrom beschäftigt hatte. Zweifellos war sie für die Aufgabe sehr gut geeignet, da ihre eigene Familie architekturmäßig belastet war. Sie war freundlich und zuvorkommend und bezeichnete sich immer als »persönliche Assistentin« des Insassen. Wegen Wheelers Berühmtheit fiel es ihr schwer, sich über ihn so unbefangen zu äußern wie über andere Gefangene; sie fürchtete, alles, was sie sagte, könnte irgendwelchen Biographen zugetragen werden. Allerdings sprach sie gegenüber Freunden oft von John Wheelers sonnigem Gemüt und seinem Ungeschick in handwerklichen Dingen, worin sie einen Beweis dafür sah, daß er die genozide Gewalt des von ihm gestifteten Brandes nicht ermessen konnte. Auf ihr Verhältnis zu John angesprochen, bestritt sie, daß es romantischer Natur sei. Ihren Freunden vertraute sie an, daß sein Verhältnis zur Stadt ihr größte Sorgen bereite, da er sie noch immer liebe und begehre und ganz für sich allein haben wolle.

Anekdote: Der Häftling arbeitet an seinem Stück
(Hinweis von Dr. Turna, dem Gefängnispsychologen)

Der Häftling borgte sich vom Gefängnisdirektor einen Stift. Als der Direktor nicht hinsah, nahm Wheeler auch einige Bogen weißes Papier von seinem Schreibtisch. Als der Direktor einen Anruf erhielt, nahm sich Wheeler von der Schokolade, die sichtbar in einer offenen Schublade lag. Der Direktor lächelte, deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und sagte: »Warum kaufen Sie sich das, was sie brauchen, im Gefängnisladen nicht selbst? Sie

haben doch genug Geld.« Wheeler erwiderte: »Ich zahle hier nicht für mein Essen, warum soll ich dann für Papier bezahlen?«
Als er in seine Zelle zurückgekehrt war, setzte sich der Häftling an seinen Tisch und ordnete das Papier, den Stift und die Schokolade in verschiedenen Mustern an. Er ergriff den Stift und setzte ihn mit der Spitze auf das Blatt. Sofort trat ihm ein Bild vor Augen: ein riesiger weißer Raum, geworden zur unvordenklichen Zeit. Er schrieb seinen Namen auf das Blatt. Dann schob er Stift und Papier beiseite und schaltete den Fernseher ein.

Vorhersage: Der Häftling stellt sich seine Entlassung vor
(Aus seinem unveröffentlichten Tagebuch, zur Verfügung gestellt von B. Schmidt)

Sie wird sehr überraschend kommen. Der Bürgermeister wird mit einer Schriftrolle an meiner Zellentür erscheinen. Die Aufseher werden die Tür öffnen. Hoffentlich tue ich gerade etwas Schickliches. Er wird lächeln und sagen, ich könne meine Bücher zusammenpacken – er wird über ihre Zahl staunen –, dann wird er die Begnadigung verlesen. Ich werde ihm um den Hals fallen und ihm ins Ohr schluchzen. Er wird tief gerührt sein. Ich werde zurücktreten, und nun wird er bemerken, daß ich nur so getan habe, als würde ich weinen. Er wird sich ein bißchen dumm vorkommen und die Zeremonie rasch zu Ende bringen. Ich fahre sofort zum Flughafen und fliege nach New York.
Mein Freund Georgio wird dort höchst stilvoll wohnen – in einer Eigentumswohnung am Central Park North. Er wird ein Gästezimmer haben. Ich werde ihm seine Kaschmir- und Seidenklamotten schmutzig machen, werde seine Handcreme und seine Q-Tips verbrauchen. Ich werde mich über das kleine Zimmer und das schmale Bett beschweren; in deutschen Gefängniszellen ist mehr Platz. Meine Mutter wird uns besuchen, ich werde sie nach all den Jahren wiedererkennen, und die beiden werden über mich plaudern.
Wenn er stirbt, werde ich in seiner Wohnung bleiben. Wenn Mutter stirbt, mein wird sein das Himmelreich.

Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser

Gustave Doré (1832–1883), Bibel-Illustration

Otto Kallscheuer
Pfingsten 2035

Uniantur sub uno vexillo
Christi Jesu. *(Pius X)*

1. Babylon

Samstag vor Pfingsten 2035 / Sender Freies Großberlin, 3. Programm: Den samstäglichen Kommentar »Von Woche zu Woche« spricht aus Nairobi unser Sonderkorrespondent Dr. Winfried Sch. Jr.

Guten Abend, meine Damen und Herren.
Nach der letzten Fußballweltmeisterschaft in Canberra wurde wohl kein internationales Ereignis mit solcher Spannung erwartet wie die morgen im Herzen des Freien Afrika nach mehrjähriger intensiver diplomatischer Vorbereitung beginnende konziliare Weltversammlung aller Christen. Sie soll den nicht nur für Katholiken traurigen Zustand des Interregnums nach dem Tode von Papst Johannes XXIV durch ein gemeinsames Kirchenhaupt aller *in Jesum* Glaubenden beenden.
Doch die Erwartungen an die Einheit aller, die das Bekenntnis »Jesus is the Christ« (Thomas Hobbes) teilen, sind nicht nur religiöser, sondern politischer – ja: weltpolitischer Natur. Dies gilt vornehmlich im Zeichen der Doppelherrschaft in den internationalen Institutionen, die der drohenden Destabilisierung durch kontinentale Hungerrevolten zunehmend hilflos gegenüberstehen. So hat sich neben dem auf die »Unverletztlichkeit bestehender Grenzen« verpflichteten UNO-Sicherheitsrat nun schon seit einem Dezennium die permanent in Wien tagende anti-imperialistische TRRW-Sezession etabliert: die sog. »Trikontinentale Religiös-Revolutionäre Weltkonferenz«, in der sich die maoistischen Kriegerstaaten (China, Kambodscha, Peru), die Schiiten der Iranisch-Aserbaidschanischen Islamischen Allianz, die Volksguerillabewegung des autonomen Pamjat und die sudanisch-libysche Volksfront wider die »christlich-zionistische Staatenordnung« mit den ehemaligen OPEC-Staaten zusammengeschlossen haben.
UNO-Generalsekretär Benadaj Singh appellierte darum noch letzte Woche inständig an alle christlichen Kardinäle, Volksdelegierten und Predigerpropheten, den Geist der ökumenischen Diplomatie nicht durch überzogene nationale oder orthodoxe Partikularismen zu strapazieren: ohne eine poli-

tisch-theologische Legitimation seitens *aller* Weltreligionen werde nämlich die UNO den dringlichen Ausbau des *peace*-corps der »Weißhelme« nicht vornehmen können – der angesichts des nun schon zwanzigjährigen schiitisch-israelischen Krieges und des drohenden Atomwaffeneinsatzes im Kambodscha-Konflikt unaufschiebbar ist. Auch das nach den Hunger-Stürmen der Monsune von 2031/32 beschlossene Notprogramm einer allgemeinen und proportionalen Senkung des Weltenergieverbrauchs werde ohne eine entsprechende Evangelisierungsinitiative nicht verwirklicht werden können.

Nun aber ist es soweit: Natürlich gab es auch diesmal im Vorfelde brüderlichen Zwist unter den christlichen Kirchen. Ich erinnere nur an den Protest der Volkskonzile aus Lateinamerika und der schwarzafrikanischen ökumenischen Palaver, die lieber einen »sozialidarischen« (Guido Morselli) afrikanischen Staat wie Tansania oder Guinea-Bissau als Austragungsort gesehen hätten. Doch der vatikanischen Diplomatie – vor allem die unermüdliche Reisetätigkeit Father McKinneys aus Arkansas, des »schwarzen Genscher«, ist hier zu nennen – gelang es schließlich, auch die sozialistische Internationale für den Austragungsort Nairobi zu gewinnen. Und diese einflußreichste ökumenische Tarnorganisation vermochte dann gottlob, den Heiligen Geist Julius Nyereres und Olof Palmes auch unter feurigen Franziskanern und Compañeros walten zu lassen: Es sei gerade für die Volkskirche ein Zeichen *revolutionärer* Demut – so predigten alsbald die Jesuiten in Dar-Es-Salam ebenso wie die Minderen Brüder Mozambiques oder die Clarissinnen in der Frauenbewegung Paraguays, Argentiniens und Brasiliens –, jetzt die weltchristliche Versöhnung zwischen Hütten und Palästen ausgerechnet in »Kenyatta-boomtown«, also in der Höhle des Löwen zu unternehmen. In der Tat, meine Damen und Herren: Nairobi als Konzilsort – dies bereits ist das erste Pfingstwunder!

Nairobi, die Hauptstadt des afrikanischen kapitalistischen Weges, zu dem sich Nyereres Kampfgefährte aus Mau-Mau-Tagen, Staatsgründer Jomo Kenyatta, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entschlossen hatte – ein Weg, der dann seit den Achtzigern als *Nyayo* (»in den Fußstapfen« Kenyattas) unter Daniel arap Mois »pluralistischer Einparteiendemokratie« zur Unterdrückung jeder sozialen Opposition geführt hatte. Die Slogans der Volkskirchenbewegung – Gustavo Guitierrez' revolutionäre »Versöhnung für den Fortschritt« und Willy Brandts »Neue Weltwirtschaftsordnung« – zu Gast im Staatstempel des kapitalistischen Statthalters Präsident Daniel II? Eine für die Befreiungstheologen gewiß schwere und doch eine weise Entscheidung.

Wie »die gläubig gewordenen Juden, die mit Petrus gekommen waren,

entsetzten sie sich, weil auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen wurde«, so jedenfalls nach der Apostelgeschichte (10.45-46); »denn sie hörten, daß sie in Zungen redeten und Gott hoch priesen«. Ja, meine Damen und Herren, Nairobi – dieses »New York Afrikas« – ist in den letzten fünfzig Jahren gerade unter der Einparteienherrschaft des Moi-Clans in einer selbst für uns post-säkularisierte Mitteleuropäer anarchisch anmutenden religiösen Vielfalt von christlichen, islamischen und hinduistischen Religionsgemeinden gleichsam zum Sinnbild der babylonischen Weltkirche von heute geworden: sechzig Prozent der Bevölkerung sind christlichen Glaubens – fast die Hälfte davon Katholiken. Rückläufig ist der Zuwachs der Protestanten und Afro-Anglikaner, auch der seit bereits einem Jahrhundert existierenden *Watu wa Mngu*-Kirche (»Volk Gottes«) der regierenden Kikuyu, d. h. der schon 1938 von Kenyatta in seiner Doktorarbeit beschriebenen und heute längst zum Establishment gehörenden *United Kikuyu-Church*. Ein stürmisches Wachstum dagegen erlebten spätestens seit Beginn des dritten Jahrtausends zahlreiche adventistische Freikirchen: Baptisten, Pfingstler und methodistische Erweckungsgemeinden, die in Kenya, Tansania, Sambia und Simbabwe in den letzten zwanzig Jahren aufgrund ihrer offenen Missionsarbeit und der multimedialen Meetings US-amerikanischer Evangelisten (und der assoziierten *peoples'-fast-food*-Ketten) zu den Wellblechtempeln der Armen geworden sind – eine Entwicklung, die uns ja seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts schon aus Mittelamerika geläufig ist.

Die ca. zwanzig Prozent der Kenyoten umfassende starke muslimische Minderheit steht (wie der Islam als Weltreligion überhaupt) dem Konzil in Nairobi gespalten gegenüber – und ist damit ebenfalls Sinnbild des islamischen »Modernismus«-Schismas, das die Heilsgeschichte dieses dritten Jahrtausends aus den islamischen Revolutionen der letzten sechs Jahrzehnte ererbt hat: Die indische Mittelklasse Kenyas ist mehrheitlich liberal-sunnitischen Bekenntnisses, und die freihändlerischen Sunniten des arabischen Westens und die *Shirazi* des afrikanischen Ostens unterstützen bekanntlich das christliche Friedenskonzil – ebenso wie die Ismaeliten (mit ihrem Weltzentrum in der Nähe der Küstenstadt Mombasa) und die winzigen Minderheiten der Hindu und *Baha'i*. Allerdings bleiben die Rechtslehrer der liberalen *Sharía* gegenüber der sozialprotestantischen »Öko-Ökumene« ebenso mißtrauisch wie gegenüber den lateinamerikanischen Befreiungstheologen oder den afro-katholischen *ujamá*-Palavern aus dem »sozialidarischen« Tansania im Süden.

Nicht nur die arabischen, palästinensischen und indonesischen Gastarbeiter der Küste, sondern auch im Landesinnern die transkontinentalen Wander-

arbeiter aus Sambia, Zaire und Simbabwe, die hemdlosen Schwarzen in den *suburbs*, die illegalen »Übersiedler« aus dem zur Hälfte islamischen Tansania – sie alle haben zu dem gewaltigen Anwachsen des Islam in den letzten vier Jahrzehnten in Kenya beigetragen. Doch die Dunkelziffer ist hoch – einige UNO-Spezialisten schätzen die schwarzen »vagabundierenden Muslime« Zentralafrikas bereits auf das Doppelte der offiziell verfügbaren Daten. Die traurigen Reste der *Abaluyia*, der *Akamba*, der *Boran*, *Chagga* und *Gogo* usw., bis zu den *Turu*, *Vugusu* und *Watumbatu*, all jene früher Viehzucht und peripher Ackerbau treibenden, noch vor wenigen Jahrzehnten teilweise nomadischen und heute durch Bodenerosion, Silizium-Industrie und Trans-African-Highways zerrütteten Stämme und Völker sind heute islamisches Missionsterrain. Diese *underdogs* der Staatenbildung, die in der Entkolonialisierungsphase nicht (wie in Kenya ein Teil der *Kikuyu*) den evolutionären Schub zur staatstragenden Volksklasse aus Facharbeitern und Polizisten, Spekulanten und Funktionären geschafft haben, sind im melting pot der Kenyaboomtowns binnen weniger Jahre häufig zu Anhängern des Heiligen Krieges wider das *dâr al-Harb* (»Haus des Krieges«) aller Ungläubigen geworden. Hier, im entwurzelten schwarzen und inderfeindlichen Proletariat des Südostens, in den *favelas* Nairobis, Mombasas, in den Schlafcamps der tansanischen und ugandischen Wanderarbeiter, in den Siliziumöfen der neuen, von kalifornisch-japanischen Konsortien vor zwanzig Jahren in die Steppe gesetzten Millionenstadt *Maasai-City* liegen die Missionsherde der Emissäre des sudanischen *Mahdi* oder des schiitischen Imam.

Die Nacht vor dem Pfingstwunder ist klar und laut. In allen Kirchen und Moscheen Nairobis haben – nach dem Prinzip des *ecumenical mix* – Gastgottesdienste ausländischer konkurrierender Christengemeinden stattgefunden: in der griechisch-orthodoxen Kirche predigte Mother Jones, die Baptistenprophetin aus Kentucky; die *Pentecostal Church* Nairobis erlebte eine Messe Marianischer Mystik polnischer Karmeliten; vom International Casino herüber – jenseits des Uhuru-Parks und der Anglikanischen *All Saints*-Kathedrale, wo heute die Abendandacht der ukrainischen und bulgarischen Bischöfe stattfindet – hört man die Klänge des von Altstar Sting eröffneten (und von einer internationalen nikotinfreien Zigarettenmarke gesponserten) Freiluftkonzerts mit der karibisch-indischen Supergroup »Come together«.

In der City blüht das Kleingewerbe. In der Kimathi-Street kann man unter den gelassenen Blicken der Polizisten für eine Handvoll Shillings die verbreiteten Koran-, Evangelisations- und Reggae-CDs erstehen, die passenden HiFi-Walkmen gibt es schon ab anderthalb Dollar, die illegalen Geld-

wechsler stehen bereit mit Landeswährung zum Schwarzkurs. Zahlreiche Marien und Magdalenen bieten auf dem Uhuru Highway und im Marktviertel im Karree um die Monrovia- und Biashara Street den ökumenischen »brothers and sweet daddies« christliche Nächstenliebe feil: »We accept credit cards«. Kurz, es ist fast so wie früher in Rom vor jeder Papstwahl auch. Nur, *noch* ein wenig lauter...

2. Böcklein und Lämmlein

Die Weltreligionen nach der letzten Schätzung des vatikanischen »Rats für die Einheit der Christen« (A. D. 2020):

	Vergleichsjahr (Zahlenangaben in Mill.)		
Confessio	1970	1986	2019
Christliche Kirchen			
Katholisch	672	887	1 765[1]
Orthodox	143	171	480
Protestantisch	353	449	992[2]
Andere			
Islam	551	837	2 340
Hindu	466	661	1 200
Buddhisten	231	300	560
Animistisch	88	91	121
Neue Religionen	76	108	235
Jüdisch	15	18	–[3]
»Chinesische Religion«	214	187	–[4]
Sikh	11	16	65
Andere Religionen	32	35	ca. 100
Agnostisch	543	825	ca. 1 800
Atheistisch	165	214	–[4]

Quelle: L'état des Religions dans le Monde (1987); Acta Sanctae Sedis A. D. 2021, Suppl. XVI »Missionis opera« (cura Congregationis Propagandae fidei).

1 Inkl. ca. 45 Mill. orientalisch-Unierte wie Kopten, Maroniten und die Staatskirchen der Ukrainer (nach der Wende von Brest-Litowsk 1995 wieder offizielle Staatskirche), Rumänen und Armenier. Die bulgarische, georgische und griechisch-zypriotische Staatskirche sind – *quousque tandem*? – noch orthodox und

verweigern bis heute (A. d. Red.: 2019) die »Enosis« von Rom und Konstantinopel. Hauptwachstum der weströmischen Katholiken: in Osteuropa, Lateinamerika, Ostasien, West- und Südostafrika.

2 Inkl. der Anglikaner, Afro-Anglikaner und vor allem der methodistisch-baptistischen Internationale angeschlossenen regionalen Prediger- und Prophetengemeinden. Hauptwachstum hier: die afrikanische, mittelamerikanische und ostasiatische Mission.

3 Aufgrund der nach der israelischen Eroberung Großjudäas (Libanon, Syrien, mit einem selbstverwalteten jordanisch-palästinensischem *homeland* und der semiautonomen maronitischen Enklave, beide unter Jerusalemer Militärhoheit) abgebrochenen Beziehungen zwischen orthodoxer *und* liberaler Diaspora einerseits und der israelischen Religions- und Staatsführung andererseits, die die demographische Entwicklung und die Verteilung der religiösen Bekenntnisse in Israel als militärisches Geheimnis betrachtet, liegen seit 2005 keine offiziellen Daten mehr vor. Die Diaspora wird auf 15 Millionen geschätzt, davon je ca. ⅓ liberal-religiös, orthodox und agnostisch.

4 Seit der Einführung der Schallmauer i. J. 2003 liegen aus dem offiziell zu 100 Prozent atheistischen China keine Angaben über Religionszugehörigkeiten mehr vor. Auch die demographische Entwicklung Chinas, die auf ca. 1750 Mill. geschätzt wird, gilt als militärisches Staatsgeheimnis.

3. Woodstock

> »Und als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle an *einem* Orte beeinander. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeden von ihnen, und sie wurden alle erfüllt von dem Heiligen Geist und fingen an, zu predigen in anderen Sprachen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen.« (*Apg* 2.1-4)

Liebe Freunde und Feinde aller Konfessionen daheim an den Empfängern. Der große Tag ist da – *Deo gratias*. Aus dem Sonderstudio Nairobi im Pressepavillon am Kenyatta-Center begrüßen Sie Johnny Friedrich und unsere Konzilsbegleitungs-*crew* von ARD, ORF, RTL und SAT1. Wir haben an allen Knotenpunkten der ostafrikanischen Metropole unsere Kamerateams im Einsatz und sind durch Direktschaltungen mit den wichtigsten Brennpunkten der geistlichen Welt verbunden. Ich darf Ihnen gleich unseren ersten Studiogast vorstellen und an ihn einige Fragen richten. (Danach bitte sofort Gruber und die Bilder vom Aufbruch der Weißrussen!)
Neben mir steht Pastor Wolfgang Ullrich aus dem Herrnhuther geistlichen Zentrum Klein-Machnow, selbst ein Berater der sozial-ökumenischen Bewegung »Dritter Weg« – äh..., pardon »Vierte Welt«: Worin besteht eigentlich die Schwierigkeit dieses konziliaren Prozesses, Herr Pastor? Man sollte meinen, angesichts der globalen Monsunkatastrophen der letzten Jahre, ganz zu schweigen von der schiitischen Atomkriegsgefahr im nahen und mittleren Osten, müßte es den Kirchen doch leichter fallen, endlich ihre dogmatischen Differenzen hintanzustellen.
– Herr Friedrich, rein klima- und weltpolitisch gesehen haben Sie natürlich völlig recht. Doch damit wirklich zusammenwachsen kann, was zusammengehört, damit die heute über drei Billionen Seelen umfassenden großen

Konfessionen der Christenheit in ein dynamisches Gleichgewicht wechselseitiger Befruchtung kommen können ...
– Sie haben es gehört, liebe Zuschauer: 3000 Millionen – eine phantastische Zahl!
– ... damit also dieses knappe Drittel der Weltbevölkerung im Geiste Jesu Christi unser aller planetarischer Verantwortung gerecht werden kann, Herr Friedrich, gilt es nicht nur, die sicherheitspolitischen und ökologischen Programme der vatikanischen Akademie mit den Berechnungen des protestantischen »network 3000« abzugleichen. Das geschieht übrigens sowieso routinemäßig. Es geht jetzt vor allem auch um die institutionellen Strukturen der *ecclesia militans*, beim Marsch durch die ökologische Wüste.
– Das heißt konkret?
– Das ökumenische Pfingstkonzil heute in Nairobi steht und fällt mit der Frage: Wird es den drei großen im UNO-Sicherheitsrat vertretenen christlichen Weltbewegungen – der katholisch-unitarischen, der ökologisch-protestantischen und dem adventistisch-methodistisch-baptistischen Archipel der sog. prophetischen »Erweckungskirchen« – gelingen, ihre sozial-ekklesiologischen Differenzen zu überwinden? Das heißt vor allem, sich auch auf ein gemeinsames Oberhaupt zu einigen.
– Sie meinen: einen neuen Papst?
– Ja, die Katholiken ziehen diesen Ausdruck vor. Der neue »Papst« hätte jedoch, selbst wenn es sich um eine Katholikin handelte, denn Sie wissen ja, daß die ökologisch-protestantische Ökumene die Kandidatur der Clarissin Juanita aus den Reihen des argentinischen Volkskonzils unterstützt ...
– Eine Päpstin? Da wird sich aber Wojtyla im Grabe herumdrehen!
– ... der ökumenische Nachfolger Johannes XXIV hätte nicht mehr den vorkonziliaren absolutistischen Jurisdiktionsprimat, also keine *summa potestas* gegenüber Episkopaten, Konfessionen und Freikirchen der pluralistischen Weltkirche mehr, sondern ausschließlich einen Repräsentationsprimat. Aufgabe eines »postmodernen Papsttums« (Küng) wäre moralische Kommunikation und pastoraler Dienst gegenüber den Bischofsversammlungen und den »runden Tischen« der Regional- und Kontinentalkonzile. Diese Forderung der Überwindung der aus der Gegenreformation stammenden »monarchisch-hierarchischen Konzeption« des kirchlichen Amtes durch ein »kommunikatives Paradigma« des Dienstes haben seit Vaticanum II nicht nur protestantische, sondern auch katholische Theologen erhoben. Ich erinnere an Karl Rahner und den Schweizer Hans Küng ...
– der dafür von der Kurie einen Maulkorb verpaßt bekam. Soviel fürs erste, vielen Dank Herr Ullrich. Ja, meine Damen und Brüder, wir wer-

den sicher auch auf diese *papabili* noch zurückkommen. (Ist bei Eddy alles okay? Gut.) Doch meine Schwestern und Herren, ich sehe gerade auf dem Monitor, daß Kollege Gruber mit seinem Team uns bereits die ersten Bilder der katholisch-unierten Delegation übermitteln kann ... (Übernehmen, Eddy!)

Hallo Johnny, also hier ist die Stimmung großartig! Bestes Wimbledon-Wetter! Es begann vor wenigen Minuten mit dem Defilé der hohen Würdenträger der katholisch-unierten ost- und weströmischen Kardinäle in leuchtendem Purpur, die hier aus der gastgebenden anglikanischen *All Saints Cathedral* von Nairobi durch die Grünanlagen des Uhuru-Parks in die Kenyatta Avenue einbiegen, um dann zum Jomo Kenyatta-Congress-Center zu strömen. Die Hirten Lateineuropas vorweg, dann die deutschen Kardinäle, dann der christliche Osten. Sie sehen, wie von links aus der Kathedrale ... aus dem kleinen Portal dieser fast zweihundertjährigen neugotischen Kirche, die mich irgendwie eigentümlich an das letzte Golf-open in Sussex erinnert (aber auch in Nairobi gehören die Golfplätze zu den besten, die der schwarze Kontinent zu bieten hat) ... ja, dort: das ist der Erzbischof von Köln, der ins gleißende Sonnenlicht tritt, und linksaußen neben ihm ... ich kann den Würdenträger noch nicht identifizieren, aber er gehört vom Trikot her zur katholischen Mannschaft, jetzt kommt er ins Mittelfeld unserer Kameras und ... ja, es ist der polnische Primas Stanislas Maria, und hinter ihm, ja direkt hinter ihm – mit der Sonnenbrille – Primas Jaroslaw aus Lemberg. Das ist großartig, das ist Spitze: *Whow!* Er ist es selbst, ein Mann Gottes, der den Krummstab zu führen weiß wie kein zweiter und mit seinen gut achtzig Jahren immer noch so feurig wirkt wie im November 1989, als er, damals noch einfacher orthodoxer Priester, in seiner historischen Predigt in der Lemberger Verklärungskirche seinen Übertritt zur *Una Sancta* verkündigte und damit das ukrainische katholische Beben auslöste: Jaroslaw Tschuchnij, der Held der *riconquista* Weißrußlands! 1995 war er der Erneuerer des apostolischen Vertrags von Brest-Litowsk (also der ersten Wiedervereinigung von orthodox-ukrainischer und römischer Kirche i. J. 1596) und der Schrecken aller orthodoxen Kollaborateure mit dem Stalin-Breschnew-Gorbatschow-Regime. Und damit gebe ich zurück ... *stop*, noch nicht: Denn was sehe ich? Jaroslaw geht Hand in Hand mit dem Abt des Danilow-Klosters aus Moskau, einem der letzten »orthodoxen« Orthodoxen, der sich der ost-west-römischen Union bislang immer verweigert hat. Russisch-unierte und ultra-orthodoxe Kirchenfürsten Hand in Hand, auf dem Wege zu einer gemeinsamen Konzilsversammlung! Wer hätte sich das noch vor wenigen Monaten vorstellen

können! Eine neue Weltsensation, ein hervorragendes *opening* für das Konzil, das ist einmalig, meine Brüder und Schwestern! Und jetzt hören wir auch die Gesänge, die aus dem Innern des Gotteshauses mit Hilfe einer gewaltigen Lautsprecheranlage in den Uhuru-Volkspark Nairobis übertragen werden, wo sonst nur amerikanische Halleluja-Baptisten und Soul-Gruppen die Massen fesseln können. Sie hören es selbst – dank einer großzügigen Spende von HITACHI-electronic industries ist die HiFi-Beschallung hier im Herzen des schwarzen Kontinents von erster Güte: Gregorianische Choräle sind's, in russischer und syrischer Sprache, nestorianische Hymnen und das polnische Lobeslied auf die *schwarze* Gottesmutter von Tschenstochau. Ja, meine Damen und Herren, die europäische Christenheit, die katholischen und die orthodoxen Kirchen Ost- und West-Roms, haben hier mitten unter Kindern der alttestamentarischen Propheten der Befreiung Kenyatta und Nyerere ins Schwarze getroffen... (Zentrale an Eddy: du mußt jetzt abgeben. – Okay, Johnny, take it!)

Wir geben gleich weiter an Kemal Meier, der mit seinem Kamerateam an der Muindi Mbingo Street steht. Wie ist denn die Lage im Stadtzentrum, Kollege Meier?
– Ja, wir stehen hier mitten im geschäftigen Herzen von Nairobi, vor der Markthalle, direkt gegenüber der *Isma'ilia*-Moschee, und ich bin überwältigt – groß ist der Name des Herrn. Es ist großartig, meine Damen und Herren, echter Wahnsinn! Die Straßen des alten Kolonialviertels und die Geschäfte des indischen Mittelstands sind gesäumt vom schwarzen, braunen, gelben Kirchenvolke: die Kinder der Armen haben ihre brandneuen bunten St. Markus-T-Shirts übergezogen, die der hiesige ökumenische Marktführer Löwenbräu-*Peace*-Beer gestern kostenlos an alle Hemdlosen verteilen ließ; und viele von ihnen – wie mein kleiner Freund Joshua neben mir (come on, say hello to your brothers and sisters in Germany) – verkaufen an asiatische Touristen die beliebten *Pope*-Leporellos (von Pius IX bis Johannes XXIV: »The road to unity«). Dazwischen britische Kenya-Cowboys, Schlachtenbummler aus Europa und natürlich die koreanischen Pilger und philippinischen Nonnen. Und – Sie sehen selbst: die Farben der Saris der Schönen, Blumen aus dem Garten der indischen Muslime, der Hindus, der Ismaeliten aus der Biashara Street. Alle Kinder Gottes drängen sich hinter den Reihen der Sicherheitskräfte: der Weißhelme der multikulturellen Brigade des United-Nations-Religionsrats. Die weiß gewandeten Gäste der islamischen Friedensrunde aus Kairo hatten schon in aller Frühe – von der Moschee aus über die Kenyatta-, dann durch die Daniel arap Moi-Avenue in einem Autokorso, der über die Haile Selassie Avenue zum Pan-

afrikanischen Kongreßzentrum führte – Einzug in die konziliare Halle gehalten. (Jetzt bitte die Konserve einspeisen!) Doch, brothers und sisters, so imposant die weißen kugelsicheren Cadillacs der ökumenischen Friedensmullahs auch sind – sie erinnern uns an den traurigen Zwist unter den Anhängern des Propheten Gottes, der über diese christliche Versammlung seine Schatten wirft. Leider, Sie wissen es, liebe Brüder, haben der amtierende Imam von Quom und die im Kriegszustand mit Israel befindliche iranisch-aserbaidschanische Allianz das christliche Friedenskonzil wegen der Anwesenheit des Moskauer Metropoliten und der Vertreter des Jüdischen Weltbundes in Nairobi boykottiert. Bisher jedoch ist es nicht zu nennenswerten Zwischenfällen und Anschlägen gekommen. Davor möge Gott – Sein Name ist groß – uns behüten! Er gebe den Mannschaften der Sicherheitskräfte in den kleinen grünen *Salám*-Helikoptern, die seit Tagen über Nairobi ihren Friedensdienst tun, gute Nerven und scharfe Augen. (Zurück an die Zentrale.)

Ja, und ich gebe sofort weiter an Tania Duve, die mit ihrem RTL-Kamerateam an der Haile Selassie Avenue plaziert ist, von wo aus wir einen guten Überblick über das Kongreßzentrum und die Holy-Family-Cathedral haben. Na, tut sich bei Ihnen schon was, Tania?
– Hallo Johnny, hier ist die Hölle los – ich meine die totale *action:* ich weiß gar nicht, wie ich das alles beschreiben soll. Vom Fußballstadion her, wo die greisen Apostel Daniel Ortega und Leonardo Boff gestern abend das »El pueblo unido«-Meeting der Delegierten des lateinamerikanischen Volkskonzils eröffnet hatten, strömten heute die Compañeros in den olivgrünen Missionsuniformen der Befreiungskirchen in Richtung Kenyatta-Center. Auf der Höhe der Parliament Road treffen sie mit den Delegierten der Sozialistischen Internationale zusammen – und wie herzlich klingen da die Begrüßungssalven! Jetzt sehen wir die braunen Kutten der – übrigens wie immer hocheffizient organisierten – Franziskusbruderschaft und der argentinischen Frauenbefreiungsfront Santa Clara. (Kameraschwenk:) Und hier kommen die europäischen Bräute Jesu und die kalifornischen Beginen. *Sisters of the world unite!* Da sind auch schon die Bleichgesichter von den mitteldeutschen FrauenVolksUniversitäten (so heißen bei uns die quotierten Predigthäuser). Die Öko-Protestantinnen, erkennbar an ihrem violetten Schador mit dem »Schwerter zu Pflugscharen«-Emblem, stimmen gerade »Das weiche Wasser bricht den Stein« und »Neue Priester braucht das Land« an... (Kameraschwenk. Zentrale: Versucht verdammt noch mal, einen etwas fetzigeren musikalischen O-Ton zu kriegen... Okay, Johnny, deinen Soul kannst du jetzt haben.) Vom Eingang ins panafrikanische Kon-

greßzentrum, vor der großen Kenyatta-Statue, hören wir einen rhythmischen Dialog von Herde und Hirt: *Father Jesse and Band.* Es sind die bunt gewandeten Vertreter der Afro-Anglikanischen *Church of Human Rights*, die nach dem von Archbishop Brother Jesse Jackson zelebrierten Tutu-Memorial-Gottesdienst aus der gegenüber der Konzilshalle gelegenen Katholischen Holy-Family-Kathedrale kamen. Ihre *dignify! dignify!*-Rufe mischen sich in einen Musikteppich der Rasta-Rainbow-fusion, die ihr ökumenisches *black unity open air* die ganze letzte Nacht bis in den Pfingstsonntag hinein durchgezogen haben. Übrigens, Reggae-Music hört man dieses Pfingsten wohl nirgendwo auf der Welt so gut wie hier: Ganz Nairobi scheint vor jamaikanischen Pilgern zu wimmeln, alle karibischen Superstars sind hier, und naturgemäß zieht es sie zur Haile Selassie Avenue. Die Ras'Tafarians, die Afro-christianischen Rivivalists und karibischen Pfingstler sehen jetzt zum zweiten Male (nach der Thronbesteigung des Löwen von Juda in Äthiopien) die Erfüllung der Prophezeiung nahen, die vor 120 Jahren Markus Mosiah Garvey seinen Jüngern beim Abschied hinterlassen hatte: »Look to Africa for the crowning of the black King, he shall be the Redeemer.« Die Rastas sind fest davon überzeugt, daß der neue Papst ein Schwarzer sein wird...

4. Concordia discors

> RADIO VATIKAN, Pfingstmontag 2035: Wir übertragen *live* aus dem panafrikanischen Kongreßzentrum in Nairobi. Angeschlossen sind die *networks* von ABC, CBS, TV-Moskwa, Radio Wyborcza/Tschenstochau, Missio americana/Medellin und der Schweizerische Telephonrundspruch. In unserer aktuell-ökumenischen Sondersendung zum transkonfessionellen Konzil der christlichen Weltkirchen sehen Sie nun ein Streitgespräch zwischen Msgr. Bartolomeo S. SJ von der Gregoriana Rom, derzeit Gastprofessor für Säkulartheologie am ökumenischen Studienzentrum »Quarto Mondo« in Dar-Es-Salaam und dem Spiritus Rector der marianischen Orthodoxie und ukrainischen Primas Jaroslaw T. Redakteur im Studio: Ngumuh S. OP.

Ngumuh S. OP.: Ich begrüße zu diesem unser aller Seelen bewegenden Thema ganz herzlich Ihre Eminenz Jaroslaw, den Primas der Ukraine. Wie unsere Hörer sich erinnern werden, war es im Vorfeld des Konzils Ihre Entscheidung, Primas Jaroslaw, der schismatischen »Priesterbruderschaft vom Heiligen Pius X.« die spirituelle Leitung der theologischen Seminare der weißrussischen Bistümer anzuvertrauen, die nicht allein für die prote-

stantische Ökumene zum Stein des Anstoßes im interkonziliaren Prozeß nach Florenz II wurde ...

Primas Jaroslaw: ... ich muß mich gleich eingangs dagegen verwahren, daß hier die Terminologie der Jesuiten verwendet wird. Bei aller Hochachtung vor dem ökumenischen Geist meines Mitbruders Bartolomeo – ausgerechnet Ihre Ultra-Ökumene, die sich mit Protestanten und Sozialisten an einen Abendmahlstisch setzen will, ohne die Frage der Sakramente von der *confessio* bis zur *transsubstantiatio* auch nur im Ansatz geklärt zu haben, ausgerechnet Sie also, verehrter Bruder, bezeichnen die innerkirchliche Missionsbewegung unseres verstorbenen lateinischen Geistesverwandten Lefebvre als schismatisch! Daß ich nicht lache – Martin Luther und Willy Brandt waren in Ihren Augen wohl römisch-katholisch?! Von Ihren franziskanischen Bundesgenossen hört man mittlerweile ja, daß sogar animistische Kulte und Makumba-Riten in der »Kirche des Volkes« gestattet werden sollen. Den lateinischen bzw. kyrillischen Ritus hingegen wollen Sie unseren Gläubigen verbieten. Eine schöne Ökumene wird das werden ...

Ngumuh S. OP.: Gestatten Sie, Eminenz, daß ich unseren Schwestern und Brüdern an den Bildschirmen Ihren Diskussionspartner zunächst vorstelle. Nicht nur die protestantisch-sozialistische »Internationale Bewegung für das Weltkonzil«, sondern auch Ihre Kirchenbrüder von der transkatholischen Moderne, als deren Hauptvertreter neben der franziskanischen Mission auch die *Societas Jesu* gilt, haben ja den polnischen Marianern, den litauischen und lettischen Katholiken und den russisch Unierten antiökumenisches Tun und Opus-Dei-Methoden vorgeworfen. Sie, Monsignore S., gelten als einer der schärfsten Kritiker der Wiedervereinigung der in Europas Osten neu erstarkten katholischen und unierten Kirche mit den Traditionalisten Lefebvres. Die »traditionalistische Achse Compostela-Ecône-Tschenstochau«, so Ihre Worte bei der letzten Generalversammlung der Jesuitenprovinzen Ostafrikas, schneide die Christenheit vom 3. Jahrtausend von den Massen der Unterdrückten und Beleidigten in Afrika, Lateinamerika und Asien ab – ja, sie befördere eine »eurozentrische Apartheid in der Heilsgeschichte«. Dies sind bei Gott starke Worte. Doch nun droht das ökumenische Konzil – das in der gemeinsamen Wahl eines transkonfessionellen Papstes durch alle christlichen Kirchen gipfeln sollte – am Einspruch der Lateinamerikaner und der Sozialistischen Internationale zu scheitern. Sind auch für Sie, Monsignore, die Traditionalisten verantwortlich für das ökumenische Schisma?

Bartolomeo S. SJ: Wir wollen uns doch im Geiste Jesu vor Schuldzuweisungen hüten. Solche vatikanologischen Nullsummenspiele zwischen Modernisten und Traditionalisten müssen die *complexio oppositorum* der katholi-

schen Braut Christi – um mich der Terminologie der *Syllabus*-Schule zu bedienen, deren östliches Oberhaupt mein Mitbruder Jaroslaw darstellt – ebenso verfehlen, wie sie die Dialektik der Aufhebung von Sozialprotestantismus und Ordokatholizismus unzulässig entdifferenzieren. Die lateineuropäischen Lefebvres, die *Comunione e Liberazione* Don Giussanis, die polnischen Marianer, die katholische Balticum-Bruderschaft und andere Ewiggestrige behindern zwar das ökumenisch-ökologische *aggiornamento* der Una Sancta, aber sie sind nicht dafür verantwortlich. Natürlich ist der Kommunismus an allem schuld, und zwar erstens durch seinen Sieg – und zweitens durch seine totale Kapitulation. Denn die kommunistischen Staaten waren es doch, die eine totalitäre Vermischung von politischer und religiöser Sphäre (A. Michnik), von staatlicher Heilsbotschaft und ziviler Gesellschaft erst installiert hatten, die dann nach ihrem Zusammenbruch von den katholischen Ultras nur – *mutatis mutandis* – weitergeführt worden ist.

Ngumuh S. OP.: Ist das nicht ein bißchen übertrieben, Monsignore? Es reicht ja schon, daß der atheistische Totalitarismus als »erklärter Feind der Kirche und Gottes selbst« (Pius XII, *Quadrogesimo Anno*, 1931) mehr als ein halbes Jahrhundert das christliche Europa erstickte, zerspaltete, zersplitterte und – wie Bruder Wyszynski, den polnischen Primas – in amerikanische Botschaften verbannte! Daß er lange genug alles Geistige und Geistliche mit seiner staatlich verordneten Frohbotschaft erstickt hat.

Primas Jaroslaw: Stalins Sieg war eine Geißel Gottes – das gewiß, und nicht zuletzt für die 2600 Märtyrer des ukrainisch-unierten Klerus –, doch Gorbatschows Untergang weinen wir Europäer, im Unterschied zum dialektischen Spiritualismus der Jesuiten von Tansania bis Uruguay, keine Tränen nach. Der Zusammenbruch des atheistischen Imperiums konnte doch gar nicht anders begriffen werden denn als *eschatologischer kairós*, wie denn auch – noch heute erinnere ich mich daran! – Johannes Paul II zur Jahreswende 1989/90 die heilspolitische Situation nach dem Fall der Berliner Mauer treffend charakterisierte. War es doch derselbe *Pontifex slavorum*, mit dessen Missionsoffensive 1983 in *Polonia sancta* auch die Niederlage der Heiden begonnen hatte. Und wiederum war es ein Sieg Mariens – der Woytila sein Pontifikat geweiht hatte: *totus tuus* –, so wie drei Jahrhunderte zuvor im Zeichen der *Mater Dei genitrix* das dräuende Imperium der Muselmanen zu Wasser bei Lepanto besiegt und zu Lande gestoppt worden war, 1683 vor Wien durch den polnischen Entsatz der Reiterei des Jan Sobieski.

5. *Reconquista*

> »Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie entsetzten sich aber, verwunderten sich und sprachen: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn jeder seine eigene Sprache? Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und Judäa, Kappadozien, Pontus und der Provinz Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Lybien und Einwanderer aus Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: wir hören sie in unserer Sprache von den großen Taten Gottes reden.« (*Apg* 2.6-11)

Dienstag nach Pfingsten: Anläßlich der seit Tagen unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen im Kenyatta-Congress-Center stattfindenden ökumenischen Weltversammlung aller Kirchen bringt *France Culture* die Übertragung der Festrede, die der UNO-Berater und Kirchenhistoriker Pater Lucas Rosenzweig von der ökumenischen Fakultät der Sorbonne als katholischer Gast vor der Jahresversammlung der *Christian Science Association* gehalten hat, die diesmal im Kenya National Theater neben der Universität an der Harry Thuku Road tagt.

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn. Unser aller Hoffen richtet sich heute auf die Konzilsmütter und -väter, die am andern Ende dieser großartigen Metropole des Freien Afrika über die institutionelle Ordnung der Kirchen von morgen beraten und sich auf den ökumenischen Nachfolger Petri einigen sollen. Erwarten Sie aber von mir bitte keine Weissagungen über seinen Namen. Auch ich weiß nicht mehr, als in der neuen Ausgabe des *Christian Science Monitor* nachzulesen ist: Die konziliaren Spielregeln, daß der neue Pontifex katholischen Bekenntnisses sein wird, wurden von allen Teilnehmerkirchen – und sogar von den Gästen der Islamischen Friedensrunde – akzeptiert. Für den Rest der Streitfragen ist alles offen, Verhandlungsmaterial für die ökumenischen Ausschüsse der sakramentalen Kommission, des Anti-Sexismus- und des Weltwirtschaftsrats und des *Justitia et Pax*-Ausschusses, an dem auch die UNO-Kurienkardinäle und Superintendenten des Sicherheitsrates mit gleichberechtigter Stimme teilnehmen. Wir alle hoffen also auf das Walten des Heiligen Geistes.
Ich will Sie darum nur kurz an die wichtigsten Etappen der neuesten konziliaren Dynamik erinnern: John Feltrinelli, also der italo-amerikanische letzte Papst Johannes XXIV, hatte vor fünf Jahren zwei Monate vor seinem Tode mit seiner *ex cathedra* (aus dem Hospital Spirito Santo in Rom)

verkündeten einsamen Entscheidung zur Aussetzung des römischen Jurisdiktionsprimats zwar die europäischen Kurien in Ost- und Westrom in nicht geringe Verwirrung versetzt. Doch damit hatte er die ekklesiogenen Barrieren des stagnierenden ökumenischen Prozesses wie mit einem Handstreich beseitigt.

Sein Nachfolger im Amte Petri – dies nämlich hatte der schon vom Tode gezeichnete Pontifex in seinem Rundschreiben *Apostolorum ecclesia* verkündet – dürfe nicht mehr alleine von den ost-west-römischen Kardinälen und Metropoliten gewählt werden, sondern müsse im Zeichen des Heiligen Geistes aus dem konziliaren Willensbildungsprozeß aller Weltkirchen hervorgehen. Damit war der seit der Jahrtausendwende, also nach dem Fiorentinum II (dem Nachfolgekonzil der 1439 in Florenz gescheiterten Wiedervereinigung der katholischen und orthodoxen Kirchen), ins Stocken geratene ökumenische Prozeß endlich auf ein neues Gleis gesetzt worden.

Werfen wir also, liebe Freunde, einen Blick zurück: Warum hatte die katholisch-protestantische Ökumene im letzten halben Jahrhundert so wenig Fortschritte gemacht? Denn die 1990 in Seoul tagende Weltversammlung für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung war in der Tat der Tiefpunkt innerchristlicher Verständigung gewesen, obwohl die – damals in römischen Kreisen gerne als »Ozon-Ökumene« ironisierte – Erklärung des ökumenischen Rates »Zwischen Sintflut und Regenbogen« durchaus thematische Gemeinsamkeiten mit *Sollicitudo rerum socialum*, also der nur wenige Jahre älteren Sozialenzyklika des damaligen Stellvertreters Johannes Paul II aufwies.

Doch, die Älteren unter Ihnen werden sich vielleicht noch daran erinnern, weit vor der öko-sozialen Ökumene lag dem polnischen Papst die *resurrectio in Christo* des Alten Kontinents am Herzen. Als »Bischof von Rom und Diener der Weltkirche« hatte er 1982 von der Wallfahrtskirche Santiago de Compostela dem »alten Europa« in voller Liebe zugerufen: »*Finde Dich selbst wieder, sei Du selbst, Europa!* Entdecke Deine Ursprünge. Belebe Deine Wurzeln! Erlebe die ursprünglichen Werte, die Deine Geschichte so glorreich und Deine Präsenz in den anderen Kontinenten so wohltätig gemacht haben!« Und, wie wir heute wissen: schon bald sollte seinem prophetischen Aufruf zur »neuen Evangelisierung Europas« (Johannes Paul 1988 in Salzburg vor der österreichischen Bischofskonferenz) heilsgeschichtlicher Erfolg beschieden sein.

Seine Begegnung mit Gorbatschow und der Fall der großen Mauer 1989 leiteten die Rekatholisierung Zentral- und Osteuropas ein. Denn die dank des unermüdlichen Einsatzes von Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli friedlich verlaufenden Sezessionen der Balticum-Staaten vom großrussi-

schen Reiche waren ja nur der Anfang der katholischen Offensive gen Osten gewesen, deren Erfolg dann leider weder Friedensnobelpreisträger Casaroli noch der polnische Papst selbst miterleben durften.
Der nächste Dominostein in dieser *reconquista* des christlichen Ostens war das westrussische Staatskirchentum nach dem Zusammenbruch des von *Radio Catholic Europe* als »breschnewistisch« gegeißelten russisch-orthodoxen Exarchats: Die 1995 in Brest-Litowsk vollzogene Rücknahme der im stalinistischen Lemberger »Konzil« von 1946 sanktionierten »Zwangsvereinigung« der katholisch-unierten mit der großrussisch-orthodoxen Kirche bildete die geistliche Krönung der staatlichen Unabhängigkeit der Ukraine und die Annullierung der Ergebnisse des Hitler-Stalin-Paktes. In der Verklärungskirche Lembergs legten im selben Jahr der Vorsitzende der ukrainischen Ex-Perestroika-Bewegung »Ruch« und der neue nationalistische Staatschef gemeinsam mit dem neuen katholisch-unierten Primas Jaroslaw den feierlichen Eid auf die neue ukrainische Verfassung ab, die die »moralisch-ideologische Führungsrolle« der unierten Kirche (und damit des weströmischen Papstes) zum Kern der patriotischen Staatsräson erklärte.
Das zweite Florentiner Konzil – also die Annahme der 1439 noch erfolglos gebliebenen Charta von Florenz (die allen oströmisch-unierten Kirchen kanonische und liturgische Autonomie zugestand, so diese sich nur dem Jurisdiktionsprimat des weströmischen Papstes unterstellten) durch die Mehrheit der orthodoxen Kirchen Rußlands und Griechenlands – wurde dann zur Jahrtausendwende mit der feierlichen Erklärung »Sicherheit, Wohlstand und Zusammenarbeit in einem europäischen Gotteshaus« zum entscheidenden Baustein des Neuen Gesamteuropa. Unter dem Patronat Mariens wurde – gegen den Protest türkischer Extremisten – im Wiener Stephansdom das Dokument von den Kardinälen und Metropoliten der europäischen römisch-unierten Christenheit und der KSZE-Konferenz unterzeichnet.
Ich will Sie jetzt nicht langweilen mit einer Schilderung der polnisch-russischen Handelskriege und der empfindlichen Klimaverschlechterung im Herzen Europas durch die in Polen regierende *Maria Victrix*-Bewegung, die zunächst erfolglos beim Europarat eine Ächtung der gesamtdeutschen *closed shop*-Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik verlangte. Der Erfolg der von den EG-Konsulen Genscher und Havel durchgesetzten Politik der Öffnung des zollfreien zentraleuropäischen Wirtschaftsraums für alle Christen fiel dann jedoch nicht nur zeitlich mit der Erfüllung des Compostela-Traumes von Papst Woytila zusammen. Im christlichen Europa verlor nämlich das wirtschaftlich erstarkte Neudeutschland zunehmend an theolo-

gisch-politischem Einfluß, nachdem die regierende CDU als agnostische Tarnorganisation entlarvt worden war und die protestantische Bewegung sich der sozialistischen Internationale hatte anschließen müssen.
Es begann in diesen Jahren auch das babylonische Exil des deutschen Protestantismus, der in den vierzig Jahren zuvor in einer »ordnungspolitischen Arbeitsteilung« (Rolf Henrich) mit der kommunistischen Staatsführung das *Ancien Régime* gestützt hatte. Nicht nur die Sozialdemokraten, auch die ehemaligen Kommunisten der preußischen Staatspartei SED, die sich schon früh an die Seite der »Bemühungen der (sc. evangelischen) Kirchen und Religionsgemeinschaften« gestellt hatten, »das Bewußtsein der Menschen für die globalen Probleme, vor allem aber auch für die Völker der Dritten Welt zu schärfen und daher auch Wertvorstellungen für eigene Ansprüche an die Lebensgestaltung zu beziehen« (Positionen der PDS, *Neues Deutschland*, 14. 3. 1990), fanden sich nun in den Strudel ökumenischer Versammlungen des Weltkirchenrats geworfen.
Es war somit – und damit verrate ich niemandem ein Geheimnis – nicht zuletzt der unermüdliche Einsatz der selbstlosen deutschen Emissäre der Sozialistischen Internationale, der über zwanzig Jahre lang den Kontakt zwischen den christlichen Konfessionen nicht hat abreißen lassen. Als dann 2028 das lateinamerikanische Kontinentalkonzil der katholisch-popularen Befreiungskirche durch Vermittlung der Weltbank und der US-amerikanischen Bischofskonferenz das erste ökumenische Gespräch mit der Sozialistischen Internationale in Medellin veranstaltete, war die Zeit gekommen. Bald darauf verkündete der sterbende Papst Johannes seinen Verzicht auf die *summa potestas* und leitete damit jenen begeisternden konziliaren Prozeß neu ein, dessen Früchte wir heute erwarten.
Wird es Schwester Juanita, die Clarissin der argentinischen Frauenbefreiungsfront, sein – oder der polnische Primas, dem die Delegierten in der (von KODAK) audiovisuell nachgebauten *Sixtina* im Kenyatta-Center das Hohe Amt der Nachfolge des Menschenfischers antragen? Vielleicht, liebe Freunde und Gefolgsleute der Mary Baker Eddy, ist diese Frage auch zweitrangig. »Denn« – und so lassen Sie mich mit den Worten des Apostelkonzils (*Apg* 15.28-29) schließen – »es gefällt dem Heiligen Geist und uns, euch weiter keine Last aufzuerlegen als nur diese notwendigen Dinge: daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Unzucht. Wenn ihr euch davor bewahrt, tut ihr recht. Lebt wohl!«

6. *Ticker*

> »Sie entsetzten sich aber und wurden ratlos und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll von süßem Wein.« (*Apg* 2.12-13)

Pfingsten 2037 / *AP:* Seit zwei Jahren tagt ergebnislos das erste ökumenische Konzil in Nairobi. Bis heute haben sich die Konzilsväter nicht auf einen gemeinsamen katholischen Kandidaten einigen können. Die zweite Bombendrohung der Hisbollah binnen einer Woche, die zur erneuten Evakuierung der Konzilsversammlung aus dem panafrikanischen Kongreßgebäude führte, erwies sich als ergebnislos. / *KNA:* Die Kandidatin der Sozialprotestanten und Südamerikaner, die argentinische Clarissin Juanita wird von der ost-west-römischen *Syllabus*-Bewegung weiterhin wegen ihrer Haltung zur Geburtenkontrolle abgelehnt, der polnische Primas ist für die lateinamerikanische »Befreiungskirche« und die afrikanischen ökumenischen Palaver nicht akzeptabel. / *UPI:* Anläßlich des zweiten Jahrestages der Konzilseröffnung hat sich die baptistisch-methodistische Internationale aus allen UNO-Gremien zurückgezogen und verkündet den Abschied von der Politik: Primat der Evangelisation, des Zeugnisses und der Nächstenliebe. / *ADN:* Die Weltfrauenorganisation hat die Papstkandidatin Juanita als Vorsitzende der Unesco nominiert. UNO-Generalsekretär Singh spricht erstmals die Angst aller Weltkirchen vor einem transkonfessionellen Schisma zwischen ost-west-römischen Syllabisten und der afro-amerikanischen Volkskirche offen aus. Sollte das Konzil nicht innerhalb der nächsten Monate zu einem einvernehmlichen Abschluß kommen, schlägt die UNO (nach dem Vorbild der ukrainischen Staatskirche) die Regelung *cuius regio – eius religio* als Zusatzartikel zur Charta über die Unverletzlichkeit der Grenzen vor. / *Reuter:* Die Welternährungsorganisation FAO sieht das christliche Schisma ebenso wie die islamische Spaltung in Fundamentalisten und Liberale als zwangsläufige Konsequenz der Bevölkerungsentwicklung: Gerade die demographischen Wachstumsherde – Osteuropa, Lateinamerika, Zentralasien, Ostafrika (sowie für den maoistischen Fundamentalismus China und Indochina) – seien nicht bereit, sich dem Toleranzdiktat der reichen Nationen und Schwellenländer des Freihandels zu unterwerfen.

Leonard Barrett: *The Rastafarians. Sounds of Cultural Dissonance*, Boston 1977.
Michel Clévenot (Hrsg.): *L'état des religions dans le monde*, Paris 1987.
Harvey Cox: *Religion in the Secular City. Toward a Postmodern Theology*, New York 1984.
Luigi Giussani: *Laico, cioè cristiano*, Milano 1979 (= Beilage zu *Il Sabato*, Nr. 40/1987).
Rolf Henrich: *Der vormundschaftliche Staat*, Leipzig-Weimar 1990.
Jader Jacobelli (Hrsg.): *Crisi e fede*, Roma-Bari 1989.
Jomo Kenyatta: *Facing Mount Kenya. The Traditional Life of the Gikuyu*. With an Introduction by B. Malinowski (London 1938), Reprint Kenya 1978.
Franck Lafage: *Du refus au schisme. Le traditionalisme catholique*, Paris 1989.
Bernard Lewis: *The Political Language of Islam*, Chicago 1988.
René Luneau (Hrsg.): *Le rève de Compostelle. Vers la restauration d'une Europe chrétienne?*, Paris 1989.
John S. Mbiti: *African religions and philosophy*, London – Nairobi 1970.
Adam Michnik: *L'Eglise et la Gauche*, Paris 1979.
Guido Morselli: *Rom ohne Papst. Römische Berichte vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1981.
Thomas Meyer (Hrsg.): *Fundamentalismus in der modernen Welt*, Frankfurt a. M. 1989.
Joseph Kardinal Ratzinger: *Chiesa, Ecumenismo, Politica*, Milano 1987.
Paul Valadier: *L'église en procès. Catholicisme et societé moderne*, Paris 1987.
Paul Veyne: *Glaubten die Griechen an ihre Mythen?*, Frankfurt a. M. 1987.
Carl Friedrich von Weizsäcker: *Die Zeit drängt. Eine Weltversammlung der Christen für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung*, München 1986.

Zeitschriften:
L'Autre Europe, Nr. 21–22 (1989): »Religion et politique«.
Espresso, Nr. 11/1990: Beilage »Verso il Duemila« (Beiträge u. a. von H. Küng, J. Jackson, J. Kuron, Bartolomeo Sorge SJ).
Esprit, Nr. 6/89, Nr. 7–8/89 (M. Gauchet, P. Valadier, R. Rémond, u. a.).
Hérodote. revue de géorgraphie et de géopolitique, Nr. 54-55 (1989): »Les marches de la russie«.
Kursbuch: 93 (1988): »Glauben«.
MicroMega, Nr. 2/89, 3/89, 1/90 und 2/90 (P. Flores D'Arcais, A. Michnik, Z. Herbert, J.-L. Schlegel, Bartolomeo Sorge SJ u. a.).

Im Labyrinth der Städte

»...ein anarchischer und virtuoser Bilderbogen über eine darstellbare, aber nicht verzeihbare Welt, deren teuflische Dynamik nicht mehr, wie einst, von hier nach dort führt, sondern auf der Stelle tretend sie selbst vernichtet. ...Episoden – jede einzelne in sich selbst ein kleines Meisterwerk der Beobachtungs- und Beschreibungskunst.«
Neue Zürcher Zeitung

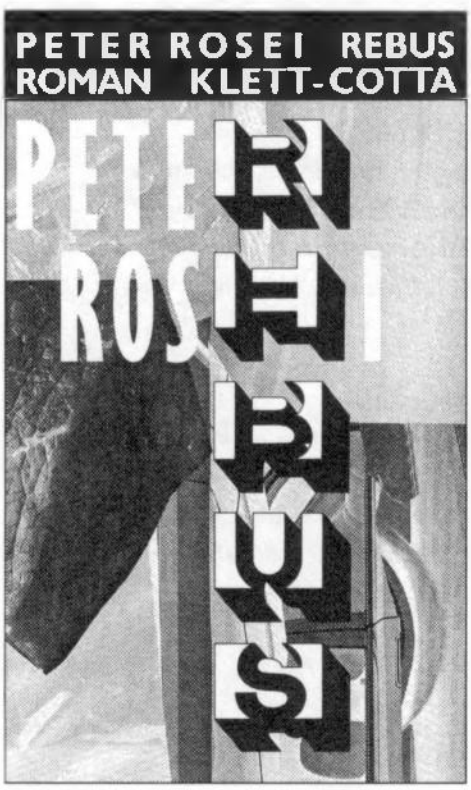


Foto: Isolde Ohlbaum

280 Seiten, Linson mit Schutzumschlag, 36,– DM / öS 280,–
ISBN 3-608-95711-1

»Rebus« ist der Roman einer Stadt, der Donau-Metropole, doch könnten die drei Dutzend Kapitel voller Menschen und Häuserlandschaften auch in jeder anderen europäischen Großstadt spielen. Privates und Politisches, Tragödien und bizarre Auftritte, der Tagtraum und die Katastrophenvision – Rosei erzählt mit großem Reichtum an sinnlichen Details, an Farben und Sprachen. Er fügt einen ganzen Kosmos zusammen; eine Welt, durch die der Leser seine Spuren verfolgt. Ein Modell unserer komplexen, vielstimmigen Lebenswirklichkeit.

Klett-Cotta

Postfach 106016, 7000 Stuttgart 10

Lothar Baier
Bericht von der Erde

Berlin, 9. November 2019

Mein lieber tapferer Junge,
was ich Dir heute übermittle, das nannte man in grauer Vorzeit eine »Flaschenpost« – man steckte eine Botschaft in eine Flasche und warf sie ins Meer, in der Hoffnung, die Wellen trügen sie irgendwann dem Empfänger der Botschaft zu. Ähnlich empfinde ich heute, wenn ich diesen Text den Radiowellen anvertraue. Ich weiß nicht, ob er Dich bald erreicht, ich kann es nur hoffen. Seit Euer Orbiter infolge einer Antriebshavarie im Funkschatten patrouillieren muß und deshalb direkte Nachrichten von Eurer großen Expedition ausbleiben, mache ich mir Sorgen um Dich. Allzugerne möchte ich glauben, daß der Schaden in naher Zukunft behoben werden kann und daß Ihr die Rückkehr in das heimische System einleiten könnt.
Wieviele Jahre treibt Ihr Euch jetzt schon im fernen All herum? Begierig habe ich nach jeder Nachricht geschnappt, die Eurem sensationellen Forschungsunternehmen galt. Fasziniert betrachtete ich die Fernsehbilder aus dem kosmischen Hinterland, die in unseren Programmen zu sehen waren. Ein bißchen stolz war ich schon, wenn ich meinen ehemaligen Schüler Ralph Wagner auf dem Bildschirm sah, wenn Du von Deinem Experimentiertisch im Raumlaboratorium aufgeblickt und in die Kamera gelächelt hast: mein ehemaliger Klassenbester, jetzt auf großer Fahrt!
Dennoch wünsche ich Dir, daß sie bald ein Ende hat, daß Eure Crew wohlbehalten auf unsere alte Erde zurückkehren kann.
Ja, die gute alte Erde! Ihr werdet sie kaum noch wiedererkennen. Bis vor wenigen Monaten war man nicht einmal mehr sicher, ob Euer Orbiter überhaupt noch auf amerikanischem Boden landet, wenn er in Kalifornien die Erde berührt. Der Sonnenstaat wäre nämlich um ein Haar aus der amerikanischen Union ausgeschieden, weil die wohlhabenden Kalifornier genug davon hatten, einen Teil von ihrem Reichtum für die ärmeren Staaten der Union abzugeben. Eine neugegründete »kalifornische Volksfront« erreichte eine Volksabstimmung über die Loslösung des Staates von den USA, verlor sie aber, und zwar interessanterweise deshalb, weil die Kalifornier mexikanischer und asiatischer Herkunft unter allen Umständen Amerikaner bleiben wollten.

Seltsame Vorgänge, wohin man hier unten blickt. Um sie Dir zu erläutern, muß ich auf das heutige Datum zurückkommen, den 9. November. Du weißt, an diesem Tag begehen wir Deutschen unseren Nationalfeiertag, weil heute vor dreißig Jahren die endgültige Einigung Deutschlands eingeleitet wurde. Heute vor dreißig Jahren ist hier in Berlin jene Mauer, die unsere Hauptstadt 28 Jahre lang geteilt hatte, aufgemacht worden (Du erinnerst Dich vielleicht an den Videofilm, den wir im Geschichtsunterricht gesehen haben und der diese Mauer vor der Öffnung, bei der Öffnung und bei ihrem endgültigen Abriß zeigte).

Du warst noch ein Kind, als einige Zeit nach diesem Tag die Vereinigte Deutsche Republik ausgerufen wurde, kannst also aus eigenem Erleben heraus kaum ermessen, welchen Einschnitt das Ereignis der Maueröffnung im Bewußtsein der damals Erwachsenen bedeutete.

Damals, vor dreißig Jahren, konnte aber auch ich mir nicht vorstellen, daß dieser Tag weit über seine Bedeutung für Deutschland hinaus eine neue Epoche der Weltgeschichte eröffnen, ja eine Entwicklung auslösen würde, die das Gesicht der Erde vollkommen verändert. Der häufig angestellte Vergleich mit der Eroberung von Byzanz durch die Osmanen 1453 oder mit der Entdeckung Amerikas 1492 oder dem Thesenanschlag Luthers 1517 wird der Bedeutung des 9. November 1989 nicht gerecht. Im Weltmaßstab gesehen, hatten diese Geschehnisse doch nur mehr oder weniger regionale Folgen. Hat Luthers Reformation etwa den Buddhismus in Asien in Mitleidenschaft gezogen? Von dem Ereignis des 9. November dagegen ist praktisch kein Winkel der Erde unberührt geblieben. Weltweit wird dieser Tag heute gefeiert.

Mit einer einzigen Ausnahme: Israel. Dort gedenkt man heute nicht der Öffnung der Berliner Mauer, sondern der sogenannten »Kristallnacht« – damit wird ein trauriges Ereignis aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Doch nicht in Israel schlechthin wird heute um die Opfer der »Kristallnacht« getrauert, sondern nur in der Aschkenasischen Republik Israel. In drei der vier Staaten, in die sich das Land inzwischen aufgeteilt hat – Sephardische Republik, Israelisch-palästinensischer Freistaat, Russisch-Jüdische Republik – gedenkt man anderer Verfolgungen und Gewalttaten, zum Beispiel eines Massakers, das die russische Pamjat-Bewegung im Jahr 1998 in Moskau organisierte und das den fluchtartigen Auszug aller Juden aus Rußland zur Folge hatte.

Um auf den 9. November 1989 zurückzukommen, über den der Journalist A. Widmann das hervorragende Buch »Eine Nacht, die die Welt endgültig erschütterte« geschrieben hat: Ein solches Ereignis allein versetzt noch keine geschichtlichen Berge. Der Historiker weiß, daß sich die kritische

Masse der Veränderung erst bildet, wenn zum Ereignis eine Botschaft hinzukommt, die seinen verborgenen Sinn entziffert, es als Offenbarung der bis dahin verschlüsselten Wahrheit der Welt erscheinen läßt.
Diese Botschaft ist da, sie heißt »Brandtismus«.
Nicht zu verwechseln mit dem »Marxismus-Leninismus«, den wir einmal, wie Du Dich vielleicht erinnerst, lieber Ralph, in der Unterrichtseinheit »Irrlehren des frühen 20. Jahrhunderts« abgehandelt haben. Der Brandtismus ist in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil davon.
Der »Marxismus-Leninismus« ist nicht nur an der Gewalt gescheitert, mit der er sich gegen die tiefsten Sehnsüchte und Leidenschaften der Menschen hat durchsetzen wollen, sondern auch an der Schwerverständlichkeit seiner Lehre. Man mußte eine halbe Bibliothek zu Rate ziehen, um seinen verwikkelten Gedankengängen folgen zu können, mußte vergessene britische Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts, die dunkle deutsche Philosophie des frühen 19. Jahrhunderts und dazu noch die Streitereien unter russischen Intellektuellen des frühen 20. Jahrhunderts zur Kenntnis genommen haben, um zu verstehen, wovon überhaupt die Rede war.
Die Lehre des Brandtismus dagegen versteht jedes Kind, sie ist kurz und einfach und ohne Bedeutungsverlust in sämtliche Sprachen der Welt übertragbar (was ihr weltweites Echo miterklärt), sie lautet folgendermaßen:
»Was zusammengehört, muß zusammenwachsen.
Was nicht zusammengehört, muß sich trennen.«
Verschweigen will ich Dir allerdings nicht, daß auch diese einfache und unmißverständliche Lehre Gegenstand von Streitigkeiten unter den Experten geworden ist und zur Abspaltung mehrerer Schulen Anlaß gegeben hat. Ein Zweig der Brandtismus-Forschung behauptet zum Beispiel, ihre Quellenanalyse habe ergeben, daß das »muß« durch ein »wird« zu ersetzen sei. Eine andere Richtung bestreitet gar die Authentizität des zweiten Lehrsatzes (was im Endeffekt, selbst wenn sie recht hätte, nicht viel bedeutet, da der zweite Satz logisch aus dem ersten folgt). Wie dem auch sei, dieser Brandtismus-Revisionismus, der seinen Jahreskongreß gerade nach Malta einberufen hat, bewegt nicht die Welt, sondern nur eine Handvoll Intellektueller.
Brandtismus, wirst Du fragen, wie Du schon in der Schule immer kritisch nachgefragt hast: Was soll das heißen, worauf geht der Begriff zurück?
Brandtismus kommt von Brandt, Willy, einem deutschen Politiker, der vor Deiner Geburt ein paar Jahre Regierungschef des damaligen Teilstaats Bundesrepublik Deutschland war und vor vielen Jahren gestorben ist, kurz nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres. Eine Legende behauptet, Brandt habe den Freudentaumel nicht überlebt, der ihn erfaßte, als sein alter

Traum von der Einheit Deutschlands Wirklichkeit wurde. Es hält sich aber auch hartnäckig das Gerücht, Brandt habe auf dem Sterbebett seiner sehr viel jüngeren Ehefrau röchelnd anvertraut: »Ich bin kein Brandtist!«
Aber lassen wir Legenden und Gerüchte und kehren wir zu den Fakten zurück. Das historische Wort fiel vor dreißig Jahren, als die Berliner Mauer geöffnet wurde und Hunderttausende von Bewohnern des bis dahin abgesperrten Ostens nach Westen strömten und Willy Brandt, an den Ort des friedlichen Geschehens geeilt, von einem Fernsehteam nach seinen Eindrücken befragt wurde. Brandt war sichtlich ergriffen, als er seine Worte sprach. Das konnte man leicht verstehen, denn er war in jenem Jahr 1961, in dem der östliche Teilstaat die Mauer in Berlin errichtete, Bürgermeister von »West-Berlin« gewesen, hatte hilflos mitansehen müssen, wie die ehemalige deutsche Hauptstadt in zwei Teile zerschnitten wurde. Nun durfte er das Ende dieses 28 Jahre währenden Alptraums an Ort und Stelle miterleben. Wer wäre da nicht erschüttert und bewegt gewesen.
Gerade weil Brandts Worte aus der Erschütterung geboren schienen, achtete man damals nicht allzusehr auf ihren Sinn. Der übers Fernsehen ausgestrahlte Satz »Was zuammengehört, muß...« hatte zunächst nur eine leichte Zunahme der Inzestehen zur Folge, der zweite Satz »Was nicht zusammengehört...« fiel vor allem in scheidungsreifen Ehen auf fruchtbaren Boden.
Welche gewaltige historische Sprengkraft in den beiden Sätzen angelegt war, begriffen wir alle erst sehr viel später. Im März 1990 erklärte Litauen seinen Austritt aus dem Vielvölkerstaat »Sowjetunion« – niemand kam seinerzeit auf den Gedanken, zwischen dem Vorgehen des kleinen Landes Litauen (das sich inzwischen in zwei noch kleinere Länder aufgespalten hat) und dem vier Monate vorher gefallenen Ausspruch Willy Brandts einen Zusammenhang herzustellen. Wir alle ahnten nicht, daß der Satz »Was zusammengehört...« nicht aus der Erregung des Tages geboren war, sondern daß er einem schon seit langem festgelegten Scenario entstammte, dessen Einzelheiten erst lange nach Brandts Tod ans Licht gekommen sind und zusammen ein wahrhaft eindrucksvolles Mosaik ergeben.
Wer hätte diesem Brandt, den viele familiär einfach Willy nannten, weil er in seinen letzten Lebensjahren einem lieben, ein wenig vertrottelten Großvater glich, soviel Raffinesse, soviel Hartnäckigkeit, soviel Verstellungskunst zugetraut! Obwohl ich selbst nie seiner Partei, der SPD, angehörte, kann ich ihm nachträglich meine rückhaltlose Bewunderung nicht versagen. Wer hätte gedacht, daß die viele Jahre ohne Antwort gebliebene Frage, was denn die Machthaber des vierzig Jahre lang diktatorisch regierten östlichen Teilstaats »DDR« veranlaßt haben könnte, völlig überraschend die herme-

tisch abgeriegelte und militärisch geschützte Grenze zum Weststaat aufzumachen, eine derart unerwartete Lösung finden würde?
Um Dir das alles zu erläutern, lieber Ralph, muß ich Dich um etwas Geduld bitten – ich denke jedoch, ein wenig Ablenkung ist Dir ganz willkommen in Deinem eintönigen Labor, und meine Geschichten aus der Geschichte bringen Dich auf andere Gedanken und lassen Dich andere Fragen stellen als die nach dem Zeitpunkt Eurer Rückkehr aus dem All.
Gehen wir noch einmal dreißig Jahre zurück. Im Oktober 1989 hatte die genannte »DDR« (Deutsche Demokratische Republik) ihr vierzigjähriges Bestehen gefeiert. Ihre Bewohner allerdings wollten immer weniger mitfeiern, immer mehr verließen illegal das Land, andere demonstrierten in den Städten gegen die Regierung und die sie tragende, dem »Marxismus-Leninismus« verpflichtete Einheitspartei SED. Regierung und Parteiführung traten schließlich zurück, neue Leute übernahmen vorläufig die verwaisten Staatsämter. Am 4. November 1989 versammelten sich mehrere Hunderttausend »Ost«-Berliner auf dem Alexanderplatz und verlangten einen völlig erneuerten, reformierten Staat. In Anbetracht der Menschenmassen, die den entsprechenden Reden applaudierten, rechneten wir im Westen damit, daß sich die »DDR« äußerlich erhalten, im Innern aber in eine Art zweites Österreich verwandeln würde. Fünf Tage später, am 9. November 1989, wurde die Berlin zerteilende Mauer aufgemacht: Das war, wie wenn die Schleuse geöffnet würde, die ein Regenrückhaltebecken verschließt, wie die Wassermassen flossen die Menschenmassen durch die Öffnung ab, und keine Macht der Welt konnte sie in ihrem angestammten Becken halten. Über die Vereinigung der beiden Teile Deutschlands war damit unwiderruflich entschieden – es fragte sich nur die ganze Zeit, wer denn darüber entschieden hatte.
Man wußte lediglich, daß ein Mann aus der unter dem Druck der Massenproteste ausgewechselten Parteiführung am 9. November vor die Fernsehkameras getreten war und den Beschluß zur Öffnung der Grenzen bekanntgegeben hatte, abgelesen von einem Zettel, den er aus der Tasche zog. Wer aber hatte den Zettel geschrieben und den Mann – er hieß Schabowski, aber das darfst Du wieder vergessen – vor die Kamera geschickt?
Heute wissen wir es endlich: Es war ein Agent Willy Brandts. Bis vor kurzem hat die Historiographie die überraschende Grenzöffnung einer Panikreaktion verwirrter, übernächtigter und vielleicht auch nicht ganz nüchterner Parteiführer zugeschrieben. Diese in den Geschichtsbüchern festgehaltene Theorie muß nun revidiert werden: Es handelte sich um eine von langer Hand geplante und nüchtern kalkulierte Aktion.
Der Plan dazu wurde bereits in den siebziger Jahren in seinen groben

Umrissen skizziert. Dazu mußt Du wissen, daß Willy Brandt in dieser Zeit eine traumatisierende Niederlage erlitten hat. Nur ein paar Jahre lang hatte er sich in dem Glück sonnen dürfen, nach harten Jahren des mühsamen Aufstiegs vom Berliner Bürgermeister zum Oppositionsführer endlich die Regierung des westdeutschen Teilstaats anführen zu können. Fast über Nacht wurde Brandt gezwungen, von seinem Amt zurückzutreten und es seinem ungeliebten Rivalen Helmut Schmidt zu überlassen. Man hatte nämlich entdeckt, daß er, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen, in seiner nächsten Nähe einen Berater geduldet und sogar tatkräftig gefördert hatte, der nichts anderes als ein Spion des feindlichen ostdeutschen Geheimdienstes gewesen war. Ein so gutgläubiger Regierungschef war selbstverständlich nicht länger tragbar.

Verbittert schwor Willy Brandt den ostdeutschen Urhebern seines Sturzes ewige Rache. »Ceterum censeo – Germaniam orientalem esse delendam!« – mit diesen Worten begann Brandt jede Eintragung in sein persönliches Tagebuch, das vor fünf Jahren auf einem Flohmarkt in Luckenwalde zufällig entdeckt wurde (ich erspare Dir die Wiedergabe der erbitterten Auseinandersetzungen, die sich am Vergleich der gedruckten Memoiren Brandts mit diesem Tagebuch entzündeten und die Brandtisten erneut entzweiten). Jedenfalls machte Brandt seinen Schwur wahr. Es gelang ihm und seinen Getreuen, Anfang der achtziger Jahre einen Agenten in die Führung der ostdeutschen Staatspartei einzuschleusen. Genauer gesagt, sie schleusten den Agenten nicht von außen ein, sondern »drehten« einen Mann aus der Parteiführung »um«, wie man im Jargon der Geheimdienste sagt.

Mit dem routinierten Blick professioneller Politiker hatten Brandt und seine Leute die Achillesferse dieses Parteibürokraten mit Namen Egon Krenz ausgemacht, Alkohol- und Sexualprobleme, obwohl Krenz für sein äußerlich betont diszipliniertes, um nicht zu sagen starres und roboterhaftes Auftreten bekannt war. Sie berührten ihn an dieser Wunde und wühlten mit einer kennerhaften Gemeinheit, zu der nur Männer fähig scheinen, so lange in ihr herum, bis der Mann seine Verpflichtungserklärung unterschrieb. Krenz erhielt den Auftrag, weiterhin den besonders doktrinären »Marxisten-Leninisten« zu spielen und sich in der Führungsgruppe unaufhaltsam nach vorn zu boxen. Der Agent erfüllte diese Aufgabe zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber.

Ende der achtziger Jahre war es soweit: Krenz hatte soviel Diensteifer in seiner Partei an den Tag gelegt, daß er, der eine Generation jünger war als der Durchschnitt des Führungspersonals, zum Nachfolger des kranken und greisen Chefs Erich Honecker ausersehen wurde. Programmgemäß hätte er im Laufe des Jahres 1990, nach dem geordneten Rückzug der alten Füh-

rung, das Amt des Chefs von Partei und Staat übernehmen sollen. Brandt und seine Gruppe hatten einen detaillierten Zeitplan aufgestellt, nach dem Krenz zu verfahren hätte, um den ostdeutschen Staat unauffällig, weil im Rahmen der Gesetze, zu liquidieren und seine Konkursmasse seinen Auftraggebern im Westen zu übergeben.
Der schöne Plan wurde aber von der unerwarteten Volkserhebung im Oktober 1989 über den Haufen geworfen. Zwar gelang es, den Perspektivagenten Krenz sofort nach dem Rücktritt von Partei- und Staatsführung der »DDR« an die Spitze zu bringen, aber es gelang nicht mehr, ihn dort vollständig unter Kontrolle zu halten. In diesem innerlich labilen Individuum schien auf einmal so etwas wie Vaterlandsliebe erwacht zu sein.
Verführt von den Stimmen in seinem Land, die statt der Abschaffung des Teilstaats seinen erneuernden Umbau verlangten, worunter sich besonders Schriftsteller hervortaten, die ja notorisch hinter der Zeit herhinken (man denke nur an ihre inkompetenten Proteste gegen die Gen-Technik und die Weltraumfahrt!), zeigte sich Agent Krenz auf einmal widerspenstig, äußerte Vorbehalte gegen die sofortige Liquidierung der »DDR«. Als er am 4. November 1989 auch noch bei der von ihm organisierten erwähnten Massendemonstration scheinbar breite Unterstützung erhielt, zogen seine westdeutschen Auftraggeber die Notbremse und schritten zur Tat.
Fünf Tage später paßten zwei als Homosexuelle auftretende Agenten Krenz in der Toilette der Parteizentrale ab und zwangen ihn mit vorgehaltener Waffe, auf einem Zettel handschriftlich den Befehl zur Öffnung der Berliner Mauer und der innerdeutschen Grenzen zu geben. Einer der Agenten begleitete Krenz unter der Drohung, bei Zuwiderhandeln sofort von der Waffe Gebrauch zu machen, hinaus und wachte diskret darüber, daß Krenz das Papier unverzüglich dem Pressesprecher Schabowski übergab, der den Text des Befehls, ohne ihn recht zu begreifen, vor der Fernsehkamera verlas.
Von da an nahmen die Dinge ihren Lauf. Willy Brandt, vorgewarnt und westlich der Mauer bereits vor Ort, erhielt die langersehnte Gelegenheit, den Grund- und Kernsatz seiner Lehre vor den Medien der ganzen Welt zu verkünden und dementsprechend weltweit in Umlauf zu setzen. Wo auch immer in der Welt die Umwälzungen begannen, die inzwischen das Gesicht der Erde verjüngten, wurde auf den 9. November 1989 und Brandts Berliner Botschaft Bezug genommen. Was die Deutschen dürfen, die immerhin zwei Weltkriege hintereinander angefangen und soviel Unglück über die Welt gebracht haben, das muß uns, den soviel Unschuldigeren und Kleineren, erst recht gestattet sein, hieß es vom Baltikum bis nach Korea, von Norwegen bis nach Feuerland.
»Was zusammengehört, muß (wird) zusammenwachsen.

Was nicht zusammengehört, muß (wird) sich trennen.«
Was hat aus dieser einfachen Erkenntnis diese geschichtsmächtige Doktrin von universeller Durchschlagskraft gemacht?
Als Historiker glaube ich sagen zu können, daß wir es bei der brandtistischen Lehre mit dem gelungenen Ergebnis eines historischen Lernprozesses zu tun haben. Sie hat alle Fehler vermieden, an denen ihre Vorgängerinnen letztlich gescheitert sind. Vor allem hat sie nie den vermessenen Anspruch erhoben, den Lauf der Welt gegen die innersten Triebkräfte der Menschen, etwa den Drang, mit ihresgleichen und nicht mit Fremden zusammenzuleben, zu beeinflussen. Anders als die zu Recht untergegangenen Ketzerlehren des Mittelalters verlangt sie dem einzelnen nicht allzuviel Selbstbeherrschung ab. Im Unterschied zum »Marxismus-Leninismus« hat sie sich nicht mit einem Übergewicht an Theorie befrachtet, das diesen auf dem dornigen Weg zur Praxis straucheln ließ. Nicht zuletzt repräsentiert der Brandtismus jene die Massen bezaubernde Einheit von Lehre und Leben des Begründers (so hat dieser sich beizeiten seinen Grundsätzen entsprechend von seiner ausländischen – norwegischen – Frau scheiden lassen und eine Deutsche geheiratet), wie man sie nur im Fall der großen Religionsstifter – Jesus und Mohammed – antrifft.
Ein Zufallsfund in einem zum Abriß bestimmten Holzhaus in Oslo-Simensbråten hat der am Anfang noch zögernd angenommenen Lehre zu einem gewaltigen Aufschwung verholfen. Er brachte jene Kritiker des Brandtismus zum Verstummen, die versuchten, die Überzeugungskraft der Lehre durch den Hinweis auf die schwankenden Ansichten ihres Begründers zu untergraben. Der Fund von Oslo hat dieser unnötigen Polemik ein Ende gesetzt. Unter den morschen Dielen dieses Hauses, das dem noch jugendlichen Brandt in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Unterschlupf geboten hatte, entdeckte man vor etwa fünfzehn Jahren ein vergilbtes Heft, das in Sütterlinschrift geführt war, die Überschrift »Manifest eines jungen Patrioten« trug und mit »W. Brandt« unterzeichnet war. Es handelt sich allerdings weniger um ein ausgearbeitetes Manifest als um die lyrische Klage eines jungen Deutschen über die Entfernung von der Heimat und die Pein, sich in einer fremden Sprache ausdrücken zu müssen. Ein bestimmter Satz jedoch erregte die Aufmerksamkeit der zu Rate gezogenen Forscher: »Was zusammengehört, darf doch nicht ewig getrennt bleiben!«, war dort schwarz auf weiß (oder besser blau auf gelb) zu lesen.
Die Brandtisten in aller Welt triumphierten, denn nun hatten sie den Beweis für ihre These in der Hand, daß das Denken ihres toten Lehrers aus einem Guß gewesen war, daß der 24jährige nicht anders gedacht hatte, als der 76jährige dann sprach. Von einem Bruch, von einem »epistemologischen

Einschnitt«, wie die modernen Philosophen sagen, vom Gegensatz zwischen einem »frühen Brandt« und einem »späten Brandt« konnte fortan keine Rede mehr sein.
In Norwegen selbst fand die Entdeckung von Oslo große Beachtung. Das Holzhaus im Stadtteil Simensbråten wurde selbstverständlich nicht abgerissen, sondern restauriert und zu einem Museum ausgebaut, das inzwischen zur größten Touristenattraktion des Landes geworden ist. Vor allem wurde der alte, um die Staatssprache geführte Streit in brandtistischem Sinn beigelegt, das heißt, das Land wurde geteilt, in die Westnorwegische Republik, in der Neunorwegisch Staatssprache ist, und in das Ostnorwegische Königreich, in dem nur noch Altnorwegisch gesprochen werden darf. Die ehemalige Hauptstadt Oslo hat mit ihrer Mischsprache einen Sonderstatus erhalten. Im Zuge dieser Entwicklung haben auch die Lappen hoch oben im Norden ihren eigenen Lappenstaat ausgerufen.
Es würde nun wirklich zu weit führen, lieber Ralph, eine vollständige Beschreibung der brandtistisch reformierten Welt zu liefern. Die Zahl der bei der UNO registrierten Staaten strebt der Tausendermarke zu, hat sie in diesem Augenblick vielleicht schon überschritten. Ich will Dir nur am Beispiel des bereits erwähnten Baltikum zeigen, wie ein in diesem Fall gemäßigt brandtistischer Staatsbildungsprozeß verläuft.
Wie gesagt, schon wenige Monate nach dem berühmten Gründungstag – der laut Umfragen als »Berliner Mauersturm« den Pariser »Sturm auf die Bastille« von 1789 an Bekanntheitsgrad weit überrundet hat – erklärte Litauen seine Unabhängigkeit von der »Sowjetunion«, bald darauf gefolgt von Lettland und Estland. Unter Berufung auf den ersten Satz des Brandtismus und unter Hinweis auf die erdrückende Größe der Nachbarn Rußland, Polen und Deutschland schlugen Politiker dieser kleinen Länder vor, einen »baltischen Bund« zu bilden, mit Riga als Verwaltungssitz.
Dagegen protestierten als erste die Litauer, die erklärten, als Katholiken auf keinen Fall mit den protestantischen Letten und Esten zusammenleben zu können und keine andere Hauptstadt als Vilnius zu akzeptieren. Gegen den Vorschlag, dann unter Ausschluß Litauens eine baltisch-protestantische Union zu bilden, wehrten sich die Esten, die erklärten, als Angehörige der finno-ugrischen Sprachfamilie auf keinen Fall mit den Letten zusammenleben zu können, die sich einer slawo-indoeuropäischen Bastardsprache bedienten. Daraufhin erklärte die polnischsprachige Bevölkerung Litauens ihren Austritt aus dieser Republik und gründete ihren eigenen Staat Polnisch-Litauen mit Kaunas als Hauptstadt, die sie sogleich wieder in Kowno zurückbenannte.
Was sich im Baltikum abgespielt hat – mit Lärm und Säbelrasseln, aber ohne

größeres Blutvergießen –, war nur ein harmloses Vorspiel im Vergleich mit den von kriegerischen Auseinandersetzungen begleiteten Völkerverschiebungen, die der Zerfall der einstmaligen Sowjetunion auslöste. Was heißt »Zerfall« – es handelte sich um den äußerst schmerzhaften Beginn eines langwierigen, historisch notwendigen Gesundungsprozesses, der diese Weltgegend von der Anomalie des Vielvölkerstaates befreite.
Bereits um die Jahrtausendwende, wie Du Dich sicher erinnern wirst, hatten sich etwa fünfzig neue Staaten aus dieser »Union« herausgelöst. Im europäischen Teil, um nur ihn zu nennen, waren unter anderem entstanden: Westweißrussische Republik, Ostweißrussische Republik; Königreich Ukraine; Galizische Republik; Republik Moldavien; Republik Bukowina; Bessarabische Union; Wolgadeutsche Republik, Freistaat Odessa, usw.
Gemäß dem Zweiten Satz hatten alle Bewohner dieser neuen Nationalstaaten, die keine entsprechende Nationalität nachweisen konnten, das nationale Territorium binnen Jahresfrist zu verlassen, in erster Linie betraf dies die überall angesiedelten Russen – was dazu führte, daß sich ein stetig anschwellender Strom von Menschen bildete, der sich, durch zwanzig Millionen Russen asiatischer Herkunft verstärkt, über das russische Kernland ergoß und dort einen entsetzlichen, um Straße für Straße, Wohnung für Wohnung geführten Bürgerkrieg entfesselte.
Präsident Michail Gorbatschow – wenn ich daran denke, daß meine Schüler vor langer Zeit Plaketten mit seinem Porträt und der Aufschrift »Hey Gorbi« auf den Jacken trugen, überkommt mich fast ein wenig Wehmut – hat das leider blutige Gesundschrumpfen Rußlands nicht überlebt. Er wurde allerdings nicht von einem »Altkommunisten« ermordet, wie das Regime seines Nachfolgers Jelzin die Welt lange Zeit hindurch glauben machte, sondern von einem aus Georgien vertriebenen russischen Priester, der nach der Tat noch »Tod den Juden« rufen konnte, bevor er von Gorbatschows Leibwache überwältigt und an Ort und Stelle erschossen wurde. Ein pensionierter ehemaliger Angehöriger dieser Leibwache hat das jetzt in seinen Memoiren zweifelsfrei bestätigt. Er weist zudem darauf hin, daß es zu dieser Zeit völlig unsinnig war, von Juden in Rußland zu sprechen, da diese Gruppe das Land längst verlassen und im ehemaligen Israel ihre eigene Republik ausgerufen hatte, deren Staatssprache das Jiddische ist.
Boris Jelzin, hochbetagt, aber noch bei kräftiger Gesundheit, führt das erneuerte Rußland mit Entschlossenheit und eiserner Faust. Bei ausländischen Journalisten hat er sich dafür den Beinamen »russischer Duce« eingehandelt – in Anlehnung an den italienischen Diktator Mussolini, der sein Land in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei Jahrzehnte lang ohne Regierungskrisen erfolgreich durch die Unbilden der Zeit gesteuert hatte,

ehe er sich von dem viel weniger fähigen deutschen Diktator Hitler in den 1939 ausgebrochenen »Zweiten Weltkrieg« hineinziehen ließ. Wie der Italiener Mussolini, so hatte sich der Russe Jelzin in jüngeren Jahren als »Sozialist« bezeichnet, sich zu Zeiten seines Vorgängers Gorbatschow sogar als besonders radikaler »Reformsozialist« hervorgetan, wodurch es diesem klugen Russen gelang, die in seinem Land nicht unerhebliche Zahl von Anhängern dieser veralteten Lehre unmerklich an sein neues, nach modernen Grundsätzen eingerichtetes Regime zu binden.

Es waren vor allem die südlichen Territorien der alten »Sowjetunion«, die wie ausgetrocknete Schwämme das revolutionäre brandtistische Gedankengut aufsogen. Bereits in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts rissen die Volksmassen mit Rufen wie »Heute ist unser 9. November« oder »Wir sind die Berliner des Kaukasus« die Grenze zwischen Sowjetisch-Aserbaidschan und Iranisch-Aserbaidschan nieder und lieferten den von den jeweiligen Zentralregierungen entsandten Truppen einen entsetzlichen Guerillakrieg, bis man in Moskau und in Teheran schließlich kapitulierte und die Gründung einer Vereinten Aserbaidschanischen Republik zuließ. Im Iran allerdings löste die Abspaltung Aserbaidschans eine schwere Staatskrise aus, weil ein großer Teil des aus Aserbaidschanern bestehenden Beamtenapparats und fast der gesamte Basar lahmgelegt wurden. Andere, nicht-persische Völker des Iran wie die Belutschen oder Chusen nützten das Durcheinander aus, um ebenfalls aus dem iranischen Staatsverband auszubrechen und eigene Staaten auszurufen.

Der brandtistische Funke entflammte auch die bis dahin vergleichsweise ruhig verharrenden Turkvölker. Kurz nach der aserbaidschanischen Wiedervereinigung meldete die Türkei den Führungsanspruch in einer künftigen pantürkischen islamischen Republik an, die ihrer Vorstellung nach von der damals noch chinesischen Turk-Provinz Sinkiang über Kasachstan, Usbekistan, Turkmenistan, Aserbaidschan, die Türkei bis weit in den Balkan, ja nach Ansicht einiger im Ausland lebender türkischer Intellektueller bis nach Berlin-Kreuzberg und Hamburg-Altona reichen sollte.

Für den Extremismus der letztgenannten (Emigranten ist immer zu mißtrauen, wie wir aus eigener deutscher Erfahrung wissen) mußten allerdings die in Deutschland verbliebenen Türken büßen. Unter dem Druck der Straße, der unter der Parole »Kreuzberg bleibt deutsch« drohend anwuchs, faßte die deutsche Regierung den Beschluß, alle Türken als potentielle Landesverräter auszuweisen, bis auf diejenigen, die sich glaubwürdig zum Deutschtum bekannten und der islamischen Religion abschworen.

In der Türkei heizten die verbitterten türkischen Rückkehrer die pantürkische Stimmung mächtig an. Putschisten beseitigten die gemäßigte Regie-

rung in Ankara und riefen die Islamisch-Pantürkische Republik aus – ein wenig übereilt, wie sich sogleich herausstellte, denn die schiitischen Aserbaidschaner lehnten es ab, mit den sunnitischen Türken und Kasachen in einem gemeinsamen Staat zu leben, und im türkischen Kernland wiederum wurden Zweifel laut, ob es sich bei den Kasachen überhaupt um ein Turkvolk und nicht eher um eine sich der türkischen Sprache unrechtmäßig bedienende mongolische Mischbevölkerung handelt. Kurzum, der pantürkischen Vereinigungseuphorie folgte die Ernüchterung, in der sich dann der Zweite brandtistische Satz Geltung verschaffen konnte. So haben sich auf dem Territorium der einstmals auf dem Reißbrett entworfenen Islamischen pantürkischen Republik achtzehn neue selbständige Staaten gebildet – am Ende einer Kette von mörderischen Bruderkriegen, was nicht verschwiegen werden soll.

Da wir schon einmal bei dieser Weltgegend sind: Für das schwierige, in der Vergangenheit vielerlei Konflikte auslösende Problem der Armenier wurde eine erfreuliche, glücklicherweise unblutige und für andere Völker vorbildliche Lösung gefunden. Umgeben von einem erstarkten vereinigten Aserbaidschan, einer selbstbewußten Türkei und einem tatendurstigen Georgien, sah dieses alte christliche Volk für sich kaum mehr Überlebenschancen. Die damalige »Sowjetrepublik Armenien« widersetzte sich verzweifelt der Auflösung der »Sowjetunion«, die bis dato die Sicherheit der armenischen Grenzen garantiert hatte, und mußte förmlich dazu gezwungen werden, ihre Selbständigkeit zu erklären.

UNO und Weltbank fanden schließlich die rettende Lösung: Die Armenier verkaufen ihr Territorium an die transkaukasischen Nachbarn und siedeln sich in einem Gebiet der mittleren Rocky Mountains an, das die USA zu einem besonders günstigen Preis abtreten. Und so geschah es auch. Voll Tatendrang bauten die armenischen Neusiedler ihre alte Hauptstadt Jerewan wieder auf, setzten ein unbewohntes Hochtal unter Wasser, bis es dem in der Türkei gelegenen, von den Armeniern aber traditionell als Nationalgewässer betrachteten Van-See glich.

Dank einer großen Spendenaktion unter den christlichen Völkern konnte zudem ein alter Traum in Erfüllung gehen: Der Berg Ararat – allen Christen ein teures Symbol, da die Arche Noah auf seinem Gipfel landete und die Menschheit vor der Sintflut rettete – wurde naturgetreu wiederaufgebaut, indem man den Longs Peak um 1000 Meter aufstockte, etwa so, wie man eine Krone auf einen Zahnstumpf setzt. Endlich sind die Armenier in der Lage, den Berg, der ihr Staatswappen ziert, auch selbst zu besteigen, nachdem sie sich viele Jahrzehnte lang damit begnügen mußten, ihn von Jerewan aus in der Ferne zu bewundern, denn der Ararat lag auf fremdem, türki-

schem Staatsgebiet. Die Türkei hat deswegen vor dem Internationalen Gerichtshof Klage wegen Verletzung des Urheberrechts eingereicht, da sie sich als rechtmäßige Besitzerin des Original-Ararat betrachtet: Der Rechtsstreit ist wegen der Neuartigkeit der Materie noch nicht entschieden, hat aber unter den Armeniern eine betont anti-türkische Stimmung erzeugt. Eine neue nationale Bewegung wirbt verstärkt unter den Auslandsarmeniern für die Einwanderung in die neue Heimstätte Amerikanisch-Armenien und wird zunehmend als »armenischer Zionismus« eingestuft.
Dies alles betrifft nur einen kleinen Ausschnitt aus der veränderten Weltkarte. Du wirst gewiß auch etwas über das Schicksal jener Länder und Völker erfahren wollen, die man früher der »Dritten Welt« zurechnete und für die Du Dich als Schüler lebhaft interessiert hast. Die hungernden Kinder, die im Fernsehen zu sehen waren, haben Dich damals, wie jedes sensible Kind, bis in die Träume hinein beschäftigt.
Die Welle des neuen Denkens hat selbstverständlich auch Afrika, Lateinamerika, Südostasien und die zahllosen Inselgruppen der Ozeane erfaßt und unter gelegentlich leider beklagenswerten kriegerischen Begleiterscheinungen zur Entstehung vieler neuer Nationen geführt. Gleichzeitig aber, und das ist die beste Nachricht, ist es gelungen, die Hauptquelle von Unterentwicklung, Elend und Hunger und die damit einhergehenden Spannungen zwischen den Nationen zu beseitigen, die laienhafte Handhabung der ökonomischen Instrumente. Die meisten kleineren Länder haben die Organisation ihrer Wirtschaft kompetenten Großorganisationen anvertraut: Der Begriff »Nationalökonomie« hat dort jeden Sinn verloren.
Das Monopol unter diesen Organisationen hat in jüngster Zeit das deutsch-amerikanisch-japanische Konsortium »United Productions and Distributions« (UPD) errungen. (Hat dessen Vorgängerin UP nicht Eure Expedition gesponsert?) Die UPD kontrolliert inzwischen die ökonomischen Aktivitäten der ganzen Welt mit Ausnahme Japans, der USA und Westeuropas. Um Dir ein anschauliches Beispiel zu nennen: Der haitianische Bauer, der sich abmüht, sein schlechtes Land zu bestellen, und sich dabei nicht einmal selbst ernähren kann, ist ebenso verschwunden wie der sudanesische Kleinbetrieb, der sich damit abquält, karge Bodenschätze auszubeuten und womöglich zu verarbeiten. Die weitgehend automatisierten Großbetriebe der UPD haben die gesamte landwirtschaftliche und industrielle Produktion und deren Absatz in die Hand genommen.
Im Gegenzug versorgt das Nahrungsmitteldepartment der UPD die jeweiligen Bevölkerungen mit in ihren Großanlagen hergestellten, den nationalen Traditionen aber durchaus angepaßten Lieferungen von Fertignahrung, deren Qualität und Quantität von den zentralen Computern der UPD-Zen-

trale auf den Bahamas errechnet wird, je nach Bevölkerungszahl und dem Wert der Produktion, die dem entsprechenden Staat gutgeschrieben wurde. Eine in die Computerprogramme eingebaute Sperre sorgt dafür, daß der Kaloriengehalt der gelieferten Nahrung auch bei sinkender Produktion nicht unter das fürs Überleben notwendige Minimum absinkt. Auf diese Weise ist der Hunger in der Welt, diese Geißel des 20. Jahrhunderts, weltweit praktisch besiegt.

Von den lästigen ökonomischen Pflichten befreit, können sich die Nationen endlich ganz ihrer vornehmsten Aufgabe widmen, der Pflege des nationalen Liedguts, der Volkstänze, der Trachten und der Legendenbildung. Ein der nationalen Verfügung überlassener, kleiner, aber dynamischer Wirtschaftszweig ist das Entwerfen und Herstellen von nationalen Wappen, Nationalfahnen und nationalen Münzen (die gleichwohl nur Sammlerwert besitzen, da die Geldwirtschaft im Geltungsbereich der UPD praktisch abgeschafft ist – so ist die alte Utopie der Anarchisten des 19. Jahrhunderts auf unerwartetem Wege in Erfüllung gegangen).

Die UPD bietet seit kurzem einen besonderen Service an: Werden Reinzeichnungen der Nationalflagge rechtzeitig an ihre Zentrale übermittelt, können die der Nation zustehenden Nahrungsmittelkontingente in mit den Nationalfarben bedruckten Portionsverpackungen geliefert werden. Übrigens genügt eine einfache Erklärung der Selbständigkeit gegenüber der UPD, um als Nation anerkannt zu werden, die Zentrale übernimmt alle weiteren Schritte wie Registrierung bei der UNO und Aufnahme in die UPD-Buchhaltung.

Wirst Du also in ein irdisches Paradies zurückkehren, wenn Euer Orbiter, wie ich Dir und Deinen Kameraden von Herzen wünsche, demnächst in der kalifornischen Wüste niedergeht? Das zu behaupten wäre nun doch Schönfärberei. Das Problem der Weltumweltverschmutzung harrt immer noch einer globalen Lösung. In einem vertraulichen, durch Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangten Gutachten für den Umweltausschuß der UNO sind die kompetentesten Fachwissenschaftler der führenden Industrienationen zu dem Schluß gelangt, daß keines der bisher entwickelten Verfahren in der Lage ist, bei gleichbleibend wachsender Weltindustrieproduktion die fortschreitende Sauerstoff- und Ozonzerstörung aufzuhalten. Das bedeutet aber nicht, mein lieber Ralph, daß Du nach der Landung in ein hoffnungslos verseuchtes und vergiftetes Deutschland zurückkehren mußt. Das Gegenteil ist der Fall.

Wenn sich schon die ganze Menschheit nicht auf einmal schützen läßt, sagten sich unsere führenden Wissenschaftler, so kann man doch mit einem Teil von ihr den Anfang machen und alle Anstrengungen darauf konzen-

trieren, einem begrenzten Territorium eine saubere, gesunde Binnenatmosphäre zu verschaffen, was dann als modellhaftes Verfahren für den Rest der Welt hochgerechnet werden kann. Als Testgelände wurde unser Westmitteleuropa ausgewählt, wobei sich die sonst immer negativ verbuchte große Bevölkerungsdichte als ausschlaggebendes Argument erwies.
Um es ganz kurz zu machen und mich nicht mit laienhaften Ausführungen dem Gelächter des Wissenschaftlers auszusetzen, der Du bist, will ich Dir nur soviel sagen: Seit gut einem Jahr leben wir hier unter einer Art riesiger transparenter Kuppel, die uns vor schädlichen Strahlungen, vor externen Klimaeinflüssen, vor jeglicher Luftverschmutzung und vor sonstigen, das menschliche Wohlbefinden beeinträchtigenden Auswirkungen der Weltindustrieproduktion schützt. Die schützende Kuppel deckt einen Kreis ab, der Südschweden, Dänemark, Mittel- und Südengland (unter Ausschluß Irlands), Frankreich, Katalonien, Korsika, Nord- und Mittelitalien (Dein Ferienhaus in der Toskana!), Slowenien, einen Teil Österreichs, Böhmen und Mähren und einen Teil Polens einschließt. (Dabei fällt mir ein, ich habe ganz vergessen zu erwähnen, daß die ehemals polnischen Westgebiete wieder deutsch geworden sind: Die Transaktion wurde in aller Stille abgewickelt, da es die polnische Regierung selbst gewesen war, die der völlig überraschten deutschen Regierung das angeboten hatte, die Länder Schlesien, Pommern und Westpreußen abzutreten – gegen Zahlung eines Dollarbetrags in unbekannter Höhe, der aber ausgereicht haben dürfte, den völlig zerrütteten Staatshaushalt Polens vorläufig zu sanieren. Das neuerworbene Land wird vorerst fast ausschließlich durch ökologischen Landbau genutzt.)
Bald wirst Du dieses wissenschaftlich-technische Wunder mit eigenen Augen sehen! Der Himmel ist wieder blau und rein, Erscheinungen wie Smog oder saurer Regen sind verschwunden. Die schon am Ende des vorigen Jahrhunderts hochentwickelte deutsche Umwelttechnologie hat derartige Fortschritte gemacht, daß die gesamte Energiewirtschaft, das Verkehrswesen und auch der überwiegende Teil der Industrieproduktion keinerlei Schadstoffe mehr absondern. Vorbei jener Alptraum des Verzichts auf Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Wohlstand, der im späten 20. Jahrhundert viele Geister verwirrte: Wir Älteren erinnern uns noch mit Schaudern an die hysterische Rede von den »Grenzen des Wachstums«, die viele unserer Landsleute an der Zukunft verzweifeln ließ. Der Gerechtigkeit halber möchte ich jedoch hinzufügen, daß das falsche Bewußtsein von Krise die geistigen Kräfte mit hervorlockte, denen wir die heutigen, in der Welt nahezu konkurrenzlosen wissenschaftlichen und umwelttechnischen Errungenschaften verdanken.
Die herausragende unter ihnen ist zweifellos der Aufbau der uns abschir-

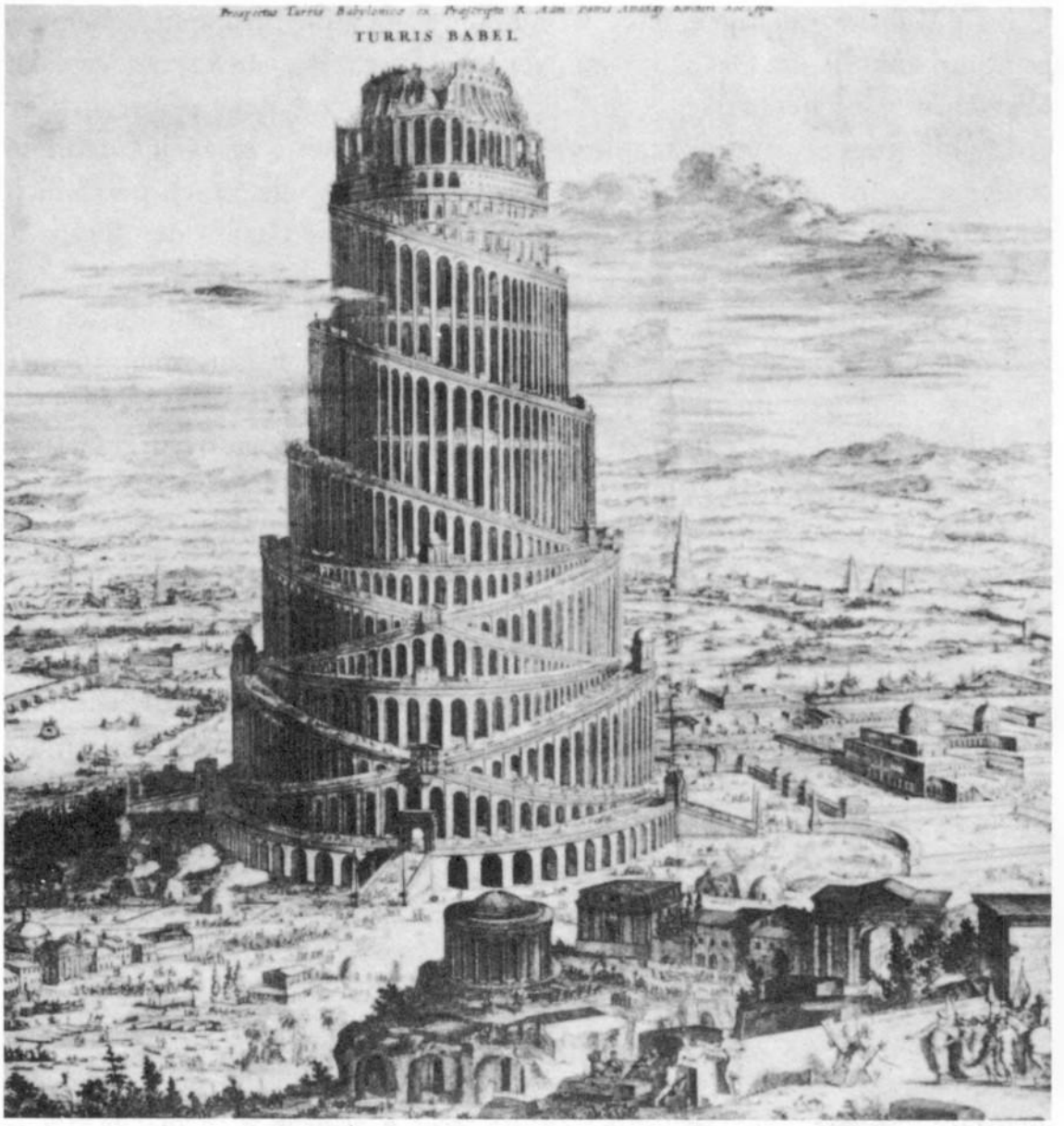
menden Öko-Kuppel. Sie besteht selbstverständlich nicht aus Glas oder einem anderen festen und daher zerstörbaren Stoff, sondern aus einer lebenden Wand – einem Konglomerat von nahezu unsichtbaren, im Genlabor gezüchteten intelligenten Einzellern. Diese bakterienähnlichen Lebewesen sind so programmiert, daß sie eventuell innerhalb der Kuppel produzierte Restschadstoffe nach außen dringen lassen (indem sie sich zusammenziehen und ihnen den Weg freigeben), von außen kommende Partikel jedoch fernhalten (indem sie sich ausdehnen).

Als Astronaut wirst Du Dich wahrscheinlich fragen, ob diese transparente Bio-Wand nicht ein Hindernis für den Luftverkehr darstellt. Ich kann Dich beruhigen: Unsere Wissenschaftler haben auch daran gedacht und die in unserem Bereich zugelassenen Maschinen mit Bio-Sendern ausgerüstet, deren Signale bewirken, daß die Bakterien rechtzeitig zur Seite weichen und eine breite Öffnung freigeben, etwa so, wie das Rote Meer vor Moses und seinen Getreuen zurückwich. Nähern sich allerdings fremde Flugkörper, etwa die in aller Welt gefürchteten umweltverschmutzenden, mit Wirtschafts- und Ökoflüchtlingen aus Rußland oder Afrika vollbesetzten Großraumflugzeuge, bleibt die Kuppel verschlossen: Dreht die Maschine nicht rechtzeitig ab, bleibt sie in der Einzellermasse hängen und sinkt langsam erdwärts, wobei sie von den aggressiv gewordenen Lebewesen in Windeseile zerlegt wird, bis nur noch rußähnliche Partikel übrigbleiben, die keine Gefahr für Mensch und Umwelt darstellen.

Die Methode mag Dir grausam vorkommen und an das Verhalten südamerikanischer Raubfische erinnern – sie dient aber, wie die Nuklearbewaffnung, in erster Linie der Abschreckung und hat sich als solche bewährt. Es geht allen Regierungen unserer europäischen Region darum, einen unkontrollierten Ansturm auf unser Wohlstands- und Öko-Paradies zu verhindern. Das einzige Flugzeug, das auf diese Weise vom Himmel geholt wurde und sich quasi in Nichts auflöste, war ein unbemanntes, ferngesteuertes Versuchsflugzeug. Für unsere braven Lufthansapiloten ist der geordnete Durchflug durch die Kuppelwand zur harmlosen täglichen Routine geworden.

Ich muß zum Schluß kommen, einsamer Himmelsstürmer! Ich möchte nämlich die große öffentliche Kundgebung zum 30. Jahrestag des 9. November nicht versäumen, auf der Dr. Kluge, der Oberbürgermeister von Halle-Bitterfeld sprechen wird. Er wird, wie angekündigt wurde, über den langen (sogenannten »Bitterfelder«) Weg sprechen, den sein Gemeinwesen seit dem 9. November 1989 zurückgelegt hat – von der »chemischen Hölle der DDR« zum 1. Preisträger im Wettbewerb »Welche deutsche Stadtluft macht am gesündesten und glücklichsten?«

Um die Wahrheit zu sagen, ich gehe nur aus Sympathie für meinen ehemaligen Studienkollegen Dr. Kluge zur Versammlung auf dem Alexanderplatz. Ich schätze solche Massenveranstaltungen nicht, auf denen Sprechchöre grobschlächtige Parolen skandieren. Der Brandtismus erscheint dann in einem primitiveren Licht, als er es verdient hat – obgleich ich persönlich einigen Kritikern nicht unrecht geben möchte, die die Gefahr der dogmatischen Erstarrung dieser Lehre heraufziehen sehen.
Im Grunde zöge ich es vor, den Abend zu Hause am Schreibtisch zu verbringen und an dem Werk weiterzuarbeiten, das ich kurz nach meiner Pensionierung begonnen habe. Ja, Dein Lehrer hat auf seine alten Tage seine literarische Ader entdeckt! Die Arbeit trägt den vorläufigen Titel »Die Wahrheit über die Aufklärung« und versucht den Nachweis zu führen, daß allein das 19. Jahrhundert die Bezeichnung »Siècle des Lumières« verdient: In dem irrigerweise »Aufklärungszeitalter« genannten 18. Jahrhundert erkenne ich vielmehr ein letztes Aufbäumen des zum Untergang verurteilten Mittelalters, insofern nämlich, als nur in den formlosen Vielvölkerreichen des Mittelalters die Wurzeln jener Irrlehren gedeihen konnten, die dann im 18. Jahrhundert unter Namen wie »Toleranz«, »Kosmopolitismus«, »Weltbürgertum« verbreitet wurden, zum Beispiel in den Schriften des inzwischen glücklicherweise als völlig überschätzt eingestuften J. W. Goethe. Als besonders abschreckendes Paradigma dieser mentalitätsgeschichtlichen Verirrung untersuche ich derzeit das obskurantistische Drama »Nathan der Weise« von G. E. Lessing, insbesondere die darin enthaltene verhängnisvolle »Ringparabel«.
Vielleicht ist es ja erst dem 21. Jahrhundert vergönnt gewesen, den Kampf erfolgreich zu Ende zu führen, den das 19. Jahrhundert mit bedauerlicherweise unzureichenden Mitteln gegen die falsche, weil in Wahrheit mittelalterliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts aufgenommen hat. Aus gutem Grund fühlt sich unser Jahrhundert diesem oftmals verschrienen 19. Jahrhundert viel näher als anderen, äußerlich vielleicht moderner wirkenden Zeitaltern.
Nun genug der Lektionen (der alte Lehrer kann es nicht lassen!). In der Hoffnung, daß Dich dieser Brief bald und in bester Verfassung erreicht, und mit den besten Wünschen für eine schnelle, reibungslose Rückkehr auf unsere herrliche verwandelte und verjüngte Erde,
in alter Freundschaft,
Dein Ferry Montanus, Dr. phil., Oberstudienrat i. R.



Lievin Cruyl (1640–ca. 1720), Kupferstich

Cora Stephan
Iras Modell

Der Report der Magda

Für Margareta Wolf und Ira Rabin

Das ist nicht mein Testament, Lydia, dieser dicke Packen Bedrucktes, den Du jetzt in der Hand haben wirst, also sorge Dich nicht. Das Jahr 2040 soll mich schon noch kennenlernen, wir sind bald neunzig und kein bißchen weiser, nur die Füße wollen nicht mehr so recht, und die Hände werden müde, die es im übrigen keineswegs mehr gewöhnt sind, eine gute, alte, Computertastatur zu bearbeiten. Selbst dran schuld, so ist der Altersstarrsinn: meine emsigen, ewig neugierigen Sekretäre habe ich in den feierabendlichen Ruhestand versetzt, das hier geht sie nichts an, und ehrlich gesagt ist mir im Moment auch wenig nach dem Anblick glatter, harmloser Männerlärvchen. Was ich brauche, wäre ein handfestes Weibergespräch.

Nun, das hier sei mir Ersatz. Lydia: ich gebe viel auf meinen Instinkt. So friedlich, wie ich hier sitze – Gottlieb schnarcht neben mir auf dem Sofa und hat es schon wieder fertiggebracht, sämtliche Sitzgelegenheiten der Bibliothek vollzuhaaren –, so seelenruhig wird es nicht bleiben. Das ist, prophezeit Dir Deine alte Kassandra, die Ruhe vor dem Sturm – nur aus welcher Ecke die erste Bö kommen wird, weiß ich noch nicht. Das Institut für Bevölkerungsplanung versucht, die disparaten Vorzeichen der kommenden Krise zu verketten und sämtliche Eckdaten zu koordinieren: Sozialpsychologie. Außenpolitik. Ökonomie. Ich kann den fleißigen Mädels vom Bibliotheksfenster aus fast auf den Rechner gucken. Die ersten Ergebnisse haben morgen früh auf dem Tisch zu liegen. Und dann? Und dann: auf ein Neues ... Es ist schließlich noch Kraft in den alten Knochen.

Wenn ich das so schreibe, Lydia, dann fällt mir auf, daß mir das Geschäft der Mathematikerin des Glücks in den letzten Jahren ein bißchen öd geworden ist. Irgendwie kommt mir die Krise ganz gelegen: der alte Kampfgeist fordert sein Recht. Oder ist das Pfeifen im Keller? Denn an eines wage ich kaum zu denken: kann es sein, daß wir uns verrechnet haben?

Ich habe, während ich auf die Ergebnisse warte, für mich und für Dich (als die um soviele Jahre Jüngere) die vergangenen Jahre Revue passieren lassen. Vielleicht läßt sich im Rückblick der Punkt ausmachen, an dem sich ein Fehler ins System geschlichen haben könnte ...

Ich hebe das Glas auf unsere alte Küchentischbrigade »18. März 1990«. Während die Männer damals in TV und Radio mit sonorer Stimme von »nationaler Verantwortung« brabbelten, von Paragraph Zweistellig oder Paragraph Dreistellig, von Wiedervereinigung oder Anschluß, Währungsunion und Wirtschaftswunder, von Bismarck und dem Neureichskanzler Kohl, von der Revolution von 1848 und ihrer Beendigung exakt 142 Jahre später – diese nicht endenwollende Litanei der Besonnenheit, Betroffenheit und Verantwortlichkeit! –, saßen wir am Küchentisch in Iras Treptower Wohnung und fluchten auf den im Zweifelsfall männlichen Erfinder des Wortes »Kinderkrippe«. Als ob der Typ geahnt hätte, daß just dieses Wort irgendwann einmal die Frauenbewegung zu Fall bringen würde. Was im nachhinein niemanden mehr wundert: denn was konnte schon zickiger und damenhafter, kurz: dialogunfähiger wirken als diese Vokabel, mit gespitzten und geschminkten Lippen gelispelt, womöglich noch in einer Herrenversammlung, die sich soeben per Osmose über die »föderative Gesamtstruktur« geeinigt hatte ...

In diesem sonoren Gebrabbel ging das helle, gedoppelte »i« der Frauenfrage sang- und klanglos unter. Während sich die Männer auf vertraut einverleibende Weise mit den Mutterländern versöhnten, standen die Töchter draußen vor der Tür, so richtig zwischen den Stühlen von »Deutschland einig Vaterland« und »Kindertagesstätte«. Ein Tiefpunkt deutscher Frauenmacht. Erleichtert waren die Männer wieder zur Tagesordnung der Großen Fragen und Großen Entwürfe eines Großen Deutschlands übergegangen, der Terraingewinn der Frauen schien verspielt. Sie waren von Stund an weder zu hören noch zu sehen.

Mit schwesterlich-tränenreichen Umarmungen und dumpfem Brüten über die Schlechtigkeit der patriarchal verfaßten Welt hielten wir uns aber schon damals nicht weiter auf. Im Gegenteil: Galgenhumor führt meistens zu den besten Ideen. In dieser lauen Wahlnacht also wurde Iras Modell geboren, zumindest in seinen Grundzügen entwickelt. Wir erkannten in »Kinderkrippe« das geheime Schlüsselwort der Zeit. In diesem häßlichen Terminus schien sich zu bündeln, was die reale Vielheit der Frauen im Gegensatz zur schlichten Vereinigungsvereinsmeierei der Männer so problematisch hatte werden lassen. Die Fülle der Variablen der damaligen Situation verwirrte sich zu jenem gordischen Knoten, den Iras Modell dann durchhauen hat.

Heute, Lydia, würde auf so einen Schwachsinn niemand mehr kommen. Damals galt es, die wirkliche, die alltägliche Revolution unter den Konvulsionen des bloß Politischen wieder freizulegen – und entsprechend zu handeln. Die Stammtische der Republik (West) bogen sich unter der schwerge-

wichtigen Frage, ob die Vereinigung mit der Republik (Ost) 128 oder 212 Milliarden kosten würde. Das war schließlich männliches Geld! Naja – wir Frauen rechneten anders.

Ira, Margareta und ich bestimmten also die unterschiedlichen Lagen der Frauen je nach ihrer Position in Relation zum Konzept »Kinderkrippe«. Ich rekapituliere zuerst die Lage in der damaligen Bundesrepublik. Die Ausgangsdaten: die Bundesrepublik verfügte über eine in der Tendenz abnehmende Zahl weiblicher Kinder und eine in der Tendenz enorm zunehmende Zahl alter Frauen. An der Spitze der Alterspyramide waren die alleinstehenden alten Frauen in der Übermacht. Zwischen beiden Polen: die Gruppe der erwerbsfähigen Frauen. Sie ließ sich in folgende Kategorien einteilen: I. Erwerbstätige Frauen a) ohne Mann, b) mit Kind/ern, c) mit Mann, d) mit Mann und Kind/ern. Sie machten insgesamt knapp 50 Prozent der erwerbsfähigen Frauenbevölkerung aus, wobei ein Drittel dieser Frauen verheiratet und teilzeitbeschäftigt war. Die anderen 50 Prozent lebten von Kapitaleinkommen oder (häufiger) von Witwenrenten oder Sozialhilfe oder (noch am häufigsten) vom Gehalt des Ehemannes.

Das Verhältnis dieser ziemlich großen Pluralität weiblicher Lebensmodelle zu unserem Leitkonzept »Kinderkrippe« bestimmten wir wie folgt: uneingeschränkt positiv war die Einstellung von erwerbstätigen Frauen jeglichen Familienstatus' *ohne Kinder*. Die Motive dieser Frauen schienen uns die folgenden zu sein: institutionell geregelte Kinderbetreuung vermindert die Angst, im Falle eines eigenen »Kinderwunsches« auf die errungene berufliche Autonomie verzichten zu müssen. Sie nimmt aber insbesondere jene Schuldgefühle, die den Frauen damals so eigen waren, nämlich, sie bezögen aus ihrer durch familiale Pflichten relativ wenig belasteten Situation unangemessene Vorteile gegenüber ihren mütterlichen Geschlechtsgenossinnen. Die Kinderkrippe schien das alles ausgleichen zu können. Die zickigere Variante dieser Entlastungsstrategie lautete, daß diese sich emanzipiert glaubenden Frauen nun nicht mehr Rücksicht auf ihre doppelt- oder dreifachbelasteten Kolleginnen nehmen mußten und ihren Karriere- oder Konkurrenzwunsch ungehemmt ausleben konnten. Eine Minderheit der berufstätigen, kinderlosen Frauen lehnte es allerdings schlichtweg ab, das vorgeblich private Problem von Frauen mit Kindern öffentlich, also unter Einsatz von Steuergeldern zu regeln. Das »bewußtlose Ausagieren rein biologischer Fortpflanzungsfunktionen« müsse nicht auch noch unterstützt werden. Eine Minderheit. Aber immerhin.

Nun, der größere Rest der Frauen verhielt sich ambivalent. Viele berufstätige Mütter beklagten zwar, daß die scheinbar so moderne Bundesrepublik noch immer im milden Lichte der strahlenden Familienikone des 19. Jahr-

hunderts vor sich hin dümpele: keine Ganztagsbetreuung der Kinder, unflexible Öffnungszeiten der vorhandenen Anstalten und die Mütter als Hilfslehrerinnen der Nation auch später noch institutionell eingebaut und ausgebeutet ... Diese eindeutige Zustimmung zum Konzept »Kinderkrippe« fand sich indes stets durchmischt mit anderen Erwägungen: die einen glaubten unter dem Einfluß falscher Erziehungslehren und eines übertriebenen Mutterideals, Kollektiveinrichtungen gefährdeten die ideale Mutter-Kind-Beziehung, widersprächen also dem »Kindeswohl«. Andere mochten ihre eigene Lust an der Beziehung zum Kind – für viele überdies Ersatz für eine dem enormen Erwartungsdruck gemeinhin nicht standhaltende Liebesbeziehung – durch allzu weitreichende Betreuungsmöglichkeiten nicht geschmälert sehen (oder auf das allfällige Jammern über die Doppelbelastung nicht verzichten). Eine dritte, nicht geringe Gruppe glaubte überdies, ihre eigene Existenz als nichtverdienende Ehefrau nur durch exzessive Investition in die Kinderbetreuung legitimieren zu können. Sie fürchteten das Argument, bei flächendeckender staatlicher Ganztagskinderbetreuung gäbe es eigentlich keinen Grund mehr, sich dem gefräßigen Arbeitsmarkt zu entziehen. Daß dies – bei gegebenen Wahlmöglichkeiten – eine legitime Haltung sein konnte, wollte man nicht fälschlicherweise das Berufsleben zum Paradies auf Erden hochjubeln, wurde in der Frauenbewegung nur zähneknirschend akzeptiert. Aufgrund solcher Ambivalenzen votierten Frauen mehr oder weniger vehement für das sogenannte »Vereinbarkeitsmodell«: die bislang am männlichen, ehegestützten Modell orientierte Erwerbsbiografie möge sich künftig nach den Bedürfnissen der Frauen richten, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Mit »Kinderkrippe« allein war dieser Wunsch auf Veränderung der Wirklichkeit nicht zu beantworten. Hinter dem Schlüsselwort »Kinderkrippe« verbarg sich also in Wirklichkeit nichts geringeres als – soziale Revolution. Die wirklichen Wünsche der Frauen – nach einem vitalen persönlichen *und* öffentlichen Leben, nach Arbeit *und* Muße, nach Bindung *und* Autonomie – riefen nach anderen Formen der Lebenssicherung, nach anderen Arbeitszeiten, -inhalten und -formen, nach neuen Städten und anderer Architektur, nach vielfältigen sozialen Beziehungen – und was der umstürzlerischen Konzepte mehr waren. Solche Revision der Besitzstände lag am 18. März 1990 ferner denn je.

Lydia: ich weiß, ich werde wieder leidenschaftlich statt kühl berechnend. Aber es war einfach damals eine verzweifelte Situation: zwar war etlichen klugen Köpfen keineswegs entgangen, daß der Kampf der Geschlechter nichts, aber auch gar nichts mit Gefühlen zu tun hatte, auf deren Terrain

und mit deren Vokabular er meistens ausgetragen wurde. Es handelte sich vielmehr um die ganz und gar objektive Krise des sozialen Modells »Ehe und Familie«, auf dem indes die gesellschaftlichen Strukturen ruhten. Diese Debatte aber wurde 1990 jäh abgebrochen. Zuungunsten der Frauen – die indes just damals in eine neue, krisenhafte Gemengelage gerieten.

Der Deutsche mochte sich dem Deutschen ja aus unerfindlichen Gründen besonders nah fühlen – in seiner Pascha-Attitüde und der Blindheit für historische Prozesse war er das schließlich auch. Anders der deutsche Mensch, weiblich. Die Frauen der DDR hatten das Gleichheitspostulat am eigenen Leibe verwirklicht; 92 Prozent der erwerbsfähigen Frauen dort gingen auch tatsächlich einer Erwerbsarbeit nach. Für sie waren Kindertagesstätten die Vorbedingung für ihr »Recht auf Arbeit«, das sich aber, in Ermangelung anderer Optionen – wie Traumprinzen und gutwillige Familienernährer – de facto als Arbeitszwang erwies. Die Kinderkrippe war zugleich der unübersteigbare Monolith vor dem Ausblick auf eine Gesellschaft pluraler Möglichkeiten: mit ihrer speziellen Verantwortung fürs Kindeswohl konnte sich keine Frau mehr herausreden, wollte sie sich vor der Teilnahme am Erwerbsleben in schlechtbezahlten und unterfordernden Positionen drücken. Das, was die staatliche Kinderbetreuung in den Erziehungsstätten der kleinen Blockwarte und jungen Pioniere noch zu tun übrigließ (gemeinhin nicht wenig), durften die Frauen nach Feierabend im Alleingang ja sowieso erledigen. Ihr berufliches Selbstbewußtsein und ihre finanzielle Autonomie erlaubten ihnen indes eine andere Variante der Kosten- und Lastenreduktion.

Die Scheidungsrate in der DDR war bis zum 9. November 1989 die höchste der Welt: wenn die Kinder schon nicht abzuschaffen waren, dann wenigstens das Kind im Manne, der zusätzliche Pflegefall im Leben einer Frau. Das zumindest war avanciert und richtig gerechnet. Denn in jüngeren Jahren erwies sich der Mann schlechthin als selten nützlich, und auch im Hinblick auf einen ruhigen Lebensabend zu zweit war er nicht die richtige Investition. War er, wie damals noch üblich, gleich alt oder älter, so starb er früher. Selten war dann die Witwenrente eine angemessene Kompensation für womöglich jahrelange pflegerische Schwerstarbeit der Frau. Die Schwestern in der DDR hatten also bereits begonnen, den Vertrag zwischen Mann und Frau seiner romantischen Draperie zu entkleiden und der Vertragsbrüchigkeit der Männer die Vertragsflucht der Frauen entgegenzusetzen.

Nun: Die marktwirtschaftlich messerscharfe Erosion der Kinderbetreuung in der DDR, der Übergang vom Recht auf Arbeit zum Recht auf Arbeitslosigkeit und der stärkere Rückzug aufs Individuelle, eine vertraute menschli-

che Reaktion auf den Zusammenbruch totalitärer, zentralistischer Systeme, stießen die Frauen der DDR nach dem 18. März 1990 in ein unauflösbares Dilemma: sie verloren auf der einen Seite, gewannen auf der anderen nichts hinzu. Theoretisch eröffnete ihnen das Neue Deutschland einen Zugewinn an Optionen: z. B. dank eines wenigstens reichen Ehemannes nie mehr arbeiten zu müssen. Praktisch war diese Option für die Mehrzahl der Frauen bereits ausgestorben. Die Konfliktlinie zwischen den Frauen aus der DDR und denen der Bundesrepublik hielt uns jahrelang in Atem.

»Kinderkrippe«, Lydia, hieß für Margareta, Ira und mich ganz einfach: Klassenanalyse. »Gleichheit« hatte es für Frauen nie gegeben, die »Moderne« hatte sie zunächst ausgespart, sie waren geschlechtsständischen Kriterien unterworfen. »Gleichheit« gab es auch von Frau zu Frau nicht: sie unterschieden sich in ihrem Verhältnis zum Kind – Mutter oder Nicht-Mutter. Diese Ungleichgewichte konnten, die Zeichen der Zeit waren schwer noch zu übersehen, im Privaten nicht mehr ausgeglichen werden.
Der Geschlechtervertrag des 19. Jahrhunderts, der die Basis der ungeheuren Produktivitätsentfaltung des Industrialismus abgegeben hatte, war spätestens in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts abgelaufen. Diesem Vertrag zufolge ermöglichte die »Schattenarbeit« der Frau in der häuslichen Privatheit dem Manne, seine Energien der Erwerbsarbeit zu widmen, deren Lohn wiederum der Familie zugutekommen sollte. Mit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts setzte die geheime »Ernährerrevolte« der Männer ein, die ihrer Rolle weniger und weniger nachkommen wollten. Komplementär eröffnete die Bildungsrevolution den Frauen Chancen, die sie umso sensibler für fortbestehende, aber nun durch nichts mehr zu rechtfertigende Ungleichheiten machte. Es führte kein Weg zurück aus den »Frösten der Freiheit« zum warmen Herd.
Und dennoch ließ sich in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts der Wunsch der Frauen nicht mehr in der Parole »Gleicher Lohn für gleiche Arbeit« zusammenfassen. Die Wohlstandsnische Bundesrepublik ermöglichte ihnen, mehr zu erhoffen: Frauen wollten nicht mehr nun ihrerseits den männlichen Lebenszuschnitt übernehmen – und dies auch noch, ohne dessen Voraussetzung in Anspruch nehmen zu können, nämlich die häusliche »Schattenarbeit« durch andere –, sondern tradierte weibliche Kulturen beibehalten, ohne auf die Chancen des Marktes verzichten zu müssen. Auch in der Bundesrepublik gaben Frauen immer häufiger zwar nicht die Kinder auf, aber die Männer. Der Preis dafür: relative (im Verhältnis zu den Männern und zu den berufstätigen, kinderlosen Frauen) materielle Armut. Neue Konfliktlinien prägten die neunziger Jahre: zwischen alleinlebenden Män-

nern und Frauen, deren Zahl sprunghaft zunahm, auf der einen, zwischen Familien und insbesondere alleinerziehenden Müttern (ebenfalls sprunghaft ansteigende Tendenz) auf der anderen Seite. Eine ambivalente, eine explosive Ausgangslage, die das Geschlechterverhältnis, wie es sich seit wenigen Jahrhunderten etabliert hatte, auseinanderzureißen drohte.

Im Rückblick überfällt mich noch heute die alte Wut, wenn ich daran denke, wie mit dem neuen Spielzeug der Männer, der Großen Politik, die frisch erwachte Sensibilität für die viel größeren Umwälzungen im Privaten wieder erschlagen wurde. Männer waren immer froh, wenn sie nicht mitbedenken mußten, was sich hinter ihrem Rücken bereits zusammenbraute. Damals wurde ihnen das besonders leicht gemacht.
Lydia, langweile ich Dich? Ich fürchtete es. Nun, unsere Bestandsaufnahme »Kinderkrippe« war damit auch schon fast beendet, wir haben das häßliche Wort und das unnütze Konzept unter viel Gelächter dann unter den Küchentisch fallenlassen und uns geschworen, den Bauch der Frauenfrage Bauch sein zu lassen und zum Denken das Organ zu benutzen, das dafür viel besser geeignet ist. Dem küchenmesserscharfen Kalkül von Ira verdanken wir den Fortgang der Geschichte.
Gerade jetzt, in diesem krisenhaften Moment, Lydia, beflügelt mich der Gedanke an unsere geglückte Revolution. Die größten Revolutionen des 19. Jahrhunderts waren die Entdeckung der Mutterliebe und die Erfindung der Zeit als Maßstab der Arbeit. Die größte Revolution des 20. Jahrhunderts war Iras Modell. Was immer mir das Institut morgen auf den Schreibtisch legt: wo eine Revolution möglich war, sollte uns auch eine weitere gelingen. Auf ein Neues, Lydia: es kann nie verkehrt sein, die Welt unter dem Gesichtspunkt ihrer Veränderbarkeit in den Blick zu nehmen.

Die Gleichheit, habe ich behauptet, war damals nicht mehr die Fahne, unter der sich Frauen sammelten – waren ihre Lebensweisen nicht schließlich die Verkörperung der Vielfalt? Ungleichheit indessen war umso spürbarer geworden und durch nichts mehr zu rechtfertigen. Daran setzten alle Modelle positiver Diskriminierung an, nicht zuletzt die sogenannte »Frauenquote« (zum Wort von der »Männerquote« mochte sich damals kaum eine schon durchringen).
Man hatte in der Bundesrepublik der achtziger Jahre eine relativ erfolgreiche Quotenpolitik inauguriert: zumindest in der Politik und bei symbolischen Funktionen lief ohne Quotilden gar nichts mehr. Das hieß viel, und zugleich recht wenig. Denn »Quoten« konnten nur symbolische Funktion haben, solange sie dem Gleichheitsgesichtspunkt folgten. Viele Frauen aber

wollten ja unter keinen Umständen die gleichberechtigte Hälfte eines Arbeitslebens, das ihnen nicht zusagte.
Im Berufsleben hatte man schon lange erkannt, daß es keineswegs ein Zeichen für die »Unemanzipiertheit« der Frauen war, wenn sie männlich geprägte Institutionen mieden und lieber Kleinunternehmer wurden, wenn sie sich keineswegs massenhaft zum Ingenieursstudium einschrieben, sondern klassische Frauenberufe ergriffen. An der Verödung der immer dringender gebrauchten Pflegeberufe etwa war, das wußten damals auch Männer, nicht der Hang der Frauen zu Männerarbeit schuld, sondern die schlichte Tatsache, daß sich die Entlohnung bei klassischen Frauenberufen nicht nach Marktgesetzen richtete, das heißt nach Angebot und Nachfrage, sondern nach ständischen, nämlich nach Geschlechtskriterien. Emanzipation wäre nicht die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen an (ungeliebten) traditionellen Männerberufen gewesen, sondern die vor allem finanzielle Aufwertung der Frauenarbeit. Hier half keine Quotendiskussion, sondern eine kleinere Revolution, nämlich das sogenannte »Ernährereinkommen« vom Geschlecht abzukoppeln, d. h. also dem des Mannes.
»Nur« symbolisch, aber umso wirkungsvoller blieb die Besetzung politischer Positionen. Auch hier indes das bekannte Phänomen. Quotierte Listenplätze der politischen Parteien waren oft nicht besetzbar: die klugen Frauen wußten, daß es für politische Karrieren einer spezifischen Beschränktheit bedurfte, der sie sich nicht anverwandeln wollten. Weiblicher Durchschnitt hingegen fiel regelmäßig auf die blasierte Attitüde des Durchschnittsmannes herein und traute sich nicht.
Darin erkannten wir unsere Chance. Nach der vierten Flasche Rotkäppchen-Sekt beschloß die Küchentischbrigade »18. März 1990« an diesem ersten und letzten Wahltag in der DDR, an einer historischen Weggabelung, gerade noch rechtzeitig also vor dem Zug zurück in die Unzivilheit der fünfziger Jahre, in genau diese Bresche zu springen. Lydia, das war die erste weibliche Verschwörung der Weltgeschichte, die funktioniert hat. Ein letztes Mal will ich mich auf diese alten Verdienste beziehen, bevor der Mantel der Geschichte sie aufs neue im Vorüberwehen erledigt.
Wir beschlossen an diesem Abend, mit Hilfe der letzten Rudimente der Quote, die kein Mann mehr für sonderlich wirkungsvoll und also gefährlich gehalten hatte, bis zum Jahr 2010 den Laden zu übernehmen – und zu schmeißen. Unser Rüstzeug: die Statistik, die uns lehrte, daß wir bei unserem Vorhaben Gegenmacht nicht zu fürchten hatten.
Ira zufolge war die Rechnung einfach. Die Umkehrung der Alterspyramide führte zum Übergewicht der Alten, die aufgrund der anhaltend bis steigend höheren Lebenserwartung der Frauen überwiegend weiblich sein würden.

Da weniger und weniger Männer in jüngeren Lebensjahren durch die Schattenarbeit von Ehefrauen konkurrenzlos gehalten würden oder aber, sofern sie noch eine abbekommen hatten, mehr und mehr zu familialen Arbeiten angehalten wären, meinten wir die Konkurrenz durch den numerisch eh nicht mehr ins Gewicht fallenden jüngeren männlichen Nachwuchs vernachlässigen zu können. Die jungen Frauen glaubten wir noch immer ausreichend durch »Vereinbarkeitsprobleme« beschäftigt. Wir aber organisierten uns ältere Frauen, die Karriere und Kinder schon hinter sich hatten und von keinerlei Verpflichtung belastet waren. Im Jahre 2010 wären die Töchter der Bildungsrevolution im Rentenalter oder kurz davor. Mit Intrigantenqualitäten, Lebenserfahrung und Menschenkenntnis bestens ausgerüstet, haben wir unser Plansoll schon im Jahre 2008 und damit über-erfüllt. Der Damenclub an den Schaltstellen der Macht.
Lydia, wir haben brutal geholzt, intrigiert, abserviert, belogen und betrogen. Der innere Kern unseres Putschistenzirkels umfaßte gerade mal 20 Frauen, Marke Messerscharf und Erbarmungslos. Wir hatten die Lage analysiert und entsprechend gehandelt, das war alles. Keine Ideologien, keine großen Worte, sondern strenge Befolgung der Gesetze der Marktwirtschaft – eine damals sehr beliebte Angelegenheit. Und: keine sentimentalen Gefühle, keine weiblichen Eitelkeiten, keine unnötigen Reibungsverluste durch weibliche Konkurrenzkämpfe und andere Stutenbeißerei. Wir haben unsere Kandidatinnen für Ämter, Posten und Mandate bestimmt, plaziert und durchgeboxt. Wir haben vor allem eines unterlassen: unser Vorhaben auszuplaudern und unsere Gegner einzuschüchtern. Was Männer für eine harmlose, kleine Quotenmieze hielten, entpuppte sich erst spät als reißender Panther. Margareta als Bundespräsident und Ira als Vorstand der Deutschen Bank – das erste Mal in der Geschichte der Jahrhunderte waren Politik und Geld auch noch schön anzuschauen. Ich blieb die graue Eminenz – im Institut für Bevölkerungsplanung. Das war auch besser so.

Wenn man damals gewußt hätte, was wir wirklich wollten, hätte man uns gesteinigt. Letztendlich lief unser Modell auf einen Ständestaat hinaus – geschlechtsständisch, einmal umgekehrt. Ungleiches sollte ungleich bleiben. Was hätte die Kritik da aufgeschrien: Ein Drohnenstaat. Matriarchat. Faschismus. Gynokratie. Totalitär. Wir waren nicht blöd genug, um unser Vorhaben via Weltanschauung an die große Glocke zu hängen. Wir haben es einfach gemacht – hier ein bißchen positive Diskriminierung, dort ein bißchen Sozialmanagement, alles unauffällig, freundlich und Frauen begünstigend. Um Ungleichheit in unserem Sinne zum strukturierenden Prinzip einer Gesellschaft zu machen, bedurfte es indes radikalerer Mittel. Die

wahre Revolution war langfristig angelegt und sollte im Verborgenen blühen. So jedenfalls Iras Modell.
Ich habe diese albernen Feministinnen des 20. Jahrhunderts nie verstanden, die in ihrer sentimentalen, affirmativen Art am liebsten die Männer abgeschafft hätten, um sich massenhaft mit dem zu umgeben, was sie am meisten fürchteten: die bedrohliche Andere, die Mutter, die Frau. Umgekehrt wird der Schuh draus, in dem Aschenputtel tanzen geht. Als man noch Chauvi trug, machte sich mir ein alter Freund durch folgenden Sinnspruch unvergeßlich: »Da ich Frauen so liebe«, sagte er, »brauche ich möglichst viel davon.« Das sagten wir uns, auf die Männer bezogen, damals auch. Möglichst viele davon, das war des Rätsels Lösung.
Ein Übergewicht der Frauen im Alter war uns taktisch entgegengekommen. An der Fortschreibung quantitativer weiblicher Mehrheit in der Gesellschaft konnte uns indes keineswegs gelegen sein. In der Geschichte gehört es nun einmal zu den seltenen Ausnahmen, daß Mehrheiten Minderheiten unterdrücken. Und für das Verhältnis zwischen den Geschlechtern galt schon immer die ökonomische Banalität, daß ein Gut desto wertvoller ist, je weniger von ihm zirkuliert. Der absolute und relative Frauenüberschuß hat stets Männer begünstigt und Frauen dazu veranlaßt, um das rare Gut »Mann« zu konkurrieren, zumal in Abwesenheit anderer subsistenzsichernder Lebensmodelle. Folglich haben Väter ihre Söhne knappgehalten: das Mittel zur absoluten Reduktion der Männer war der Krieg, der relativen Reduktion diente die Festsetzung eines möglichst hohen männlichen Mindestalters für die Eheschließung oder das Eheverbot für gewisse Stände und Berufe. Die hohe Frauensterblichkeit im Kindbett machte ständigen Frauenüberschuß sogar überlebensnotwendig.
Kulturgeschichtlich liegt Frauenüberschuß an der Wurzel männlicher Prädominanz und -potenz: der Besitz dieses ersten Lasttieres der Menschheit machte Männer beweglicher, weniger abhängig von der unmittelbaren Sorge für Subsistenz und setzte sie daher frei für andere kulturfromme Tätigkeiten: zum Beispiel für den Krieg nicht gegen das Tier, sondern den anderen Mann. Weibliche Logistik ermöglichte den Krieg – um die Beute Frau. Wer Frauen hatte, hatte Müßiggang: die Bedingung für Kultur. In der Umkehrung dieses Mechanismus sahen wir unsere Chance.
Wir inaugurierten Bevölkerungspolitik mit Hilfe des unbewußten Einverständnisses der Frauen, weshalb sie, im Gegensatz zu allerhand bevölkerungspolitischen Taschenspielertricks der Männer – man denke an die Nazis! –, auch klappte. Hätten wir lauthals gesagt, was wir damals dachten und errechneten, wären wir für verrückt erklärt worden. Verrückt – weil wir nichts anderes als logisch waren.

Ira rechnete mit dem auch im 20. Jahrhundert noch fortbestehenden weiblichen Wunsch, das Erstgeborene möge männlich sein (Nachklapp aus der Zeit, als das Ansehen der Frauen davon abhing, ob sie auch männliche Erben produzierten). Es komme darauf an, meinte sie damals, mittels modernster Reproduktionstechniken diesem überkommenen Wunsch nachzugeben und damit den männlichen Anteil an der Bevölkerung signifikant zu erhöhen. Ein solcher Effekt schien zunächst leicht zu haben zu sein: da auf das Erstgeborene oft keine weiteren Kinder folgten, konnten wir annehmen, durch pränatale Diagnostik oder gar geschlechtsbestimmende Eingriffe die Dominanz männlicher Nachkommen sichern zu können. Ein Problem durften wir dabei natürlich nicht übersehen: eine Fortdauer des säkularen Trends sinkender Geburtenraten würde nach diesem Modell dazu führen, daß weiblicher Nachwuchs überhaupt nicht mehr entstünde, also bald auch kein männlicher mehr. Nun, unser geringstes Problem war dabei der wirklich nur männliche Angstruf: »Die Deutschen sterben aus!« Dennoch: bis die Balance unseres bevölkerungspolitischen Modells von allen Frauen mitgetragen werden würde, glaubten wir, auf die Möglichkeiten fortgeschrittener Reproduktionsmedizin nicht verzichten zu können. Die Retorte in Weibes Hand – wir haben uns damit nicht leicht getan, Du weißt es. Aber es mußte sein.

Gezielte Herstellung von Männerüberschuß war und ist die logische Konsequenz aus Iras Modell. Dies allein, so meine ich auch heute, ist die verläßliche Grundlage für eine Frauen begünstigende Politik der Ungleichheit. Sie brauchen Raum, um ungleich sein zu können. Die männliche Biografie aber weist ein hohes Maß an Gleichheit auf, weshalb es unsere alte Küchentischbrigade immer komisch fand, daß ausgerechnet Frauen auf schwesterliche Solidarität pochten. Fällt der vergleichbar machende Opferstatus einmal weg, so dachten wir – und denke ich noch immer –, entfaltet sich erst richtig die ungeheure Vielseitigkeit unseres nervtötenden Geschlechts. Männer waren dagegen immer solidarischer in der Durchsetzung ihres ganz einfachen und eindimensionalen Wunsches: in der Verfügung über die Frauen die Herren der Geschichte zu bleiben.

Ihre Rolle in unserer geschlechtsständischen Gesellschaft war also vergleichsweise leicht zu bestimmen. Völlig unbehelligt durch Vaterpflichten, Ernährerrolle und andere Ungereimtheiten der traditionalen Eheeinheit könnten Männer dem nachgehen, was sie am liebsten taten: der Arbeit, und zwar in klassischen Männerberufen, ganz ohne die ungeliebte weibliche Konkurrenz. Verpflegung in der Kantine, Unterbringung in Männerappartements. Eine Frau würden sie nicht mehr zur Verfügung haben, denn die hätte anderes zu tun: nämlich die kulturellen Chancen der Muße auszu-

kosten. Die wenigsten Männer haben gemerkt, was da auf Katzenpfoten auf sie zukam, das Arrangement schien zunächst nur nach ihrem Geschmack. Muß ich die wenigen, neuerdings laut gewordenen rebellischen Töne da ernst nehmen?
Das Kollektiv der Frauen wird alimentiert durch die kollektive Arbeit der Mehrheit der Männer: das war und ist unser Credo und, wenn Du so willst, die Wiederaufnahme des Geschlechtervertrags des 19. Jahrhunderts, aber nicht mehr auf der Basis privater Willkür. Frauen mögen tun, was sie wollen: philosophieren, stricken oder die Naturgesetze neu erfinden. Entscheidend ist, daß von keiner ihrer Tätigkeiten ihre Existenzsicherung mehr abhängt. Wir haben mit unserer Grundsicherung, jedenfalls für die Frauen, die Arbeit vom Einkommen abgekoppelt, ohne indes ihre Motivation für hohe Leistung im Berufsleben oder in der Öffentlichkeit ohne Anreiz zu lassen. Durch Berufstätigkeit oder politische Arbeit können Frauen, je nach Zeitaufwand und Qualität, ihr Einkommen stetig erhöhen, bis sie so steinreich und steinalt sind wie ich und also auch kein Grundeinkommen mehr brauchen. Das hat sich bewährt und schien uns schon deshalb nötig, weil wir davon ausgehen konnten, daß eine erkleckliche Zahl von Frauen befriedigende Tätigkeit und intellektuelle Abenteuer mit der Produktion und der Aufzucht von Kindern verbinden wollten. Lagen wir da falsch? Nein! Von niedriger Geburtenrate kann doch heute nicht mehr die Rede sein, zumal jede Frau das Recht hat, ihre biologischen Abkömmlinge mit Hilfe unserer Institutionen auch auf Distanz zu halten. Soll das etwa brutaler als Abtreibung sein? Kannst Du Dir noch vorstellen, daß das Recht auf Abtreibung einmal ein Zentralanliegen der Frauenbewegung war?
Die einzige Beschränkung, um die es immer wieder stürmische Auseinandersetzungen gibt, haben wir indes mit Bedacht verfügt: zur Politik sind Frauen nur zugelassen, sobald sie die Kinderphase hinter sich haben. Das Berufsverbot für Männer in diesem Bereich halte ich für segensreich.

Jajaja, Lydia, es fällt mir ja selber auf, dieser schwärmerische Unterton: unser heiles kleines Frauenparadies! Sauber, hell und aufgeräumt. Zum Gähnen. Ist also Langeweile vielleicht der Faktor, der unsere Berechnungen konterkariert? Ist das der Punkt, an dem das Modell zusammenbricht? Oder ist mit mir nun doch die Propagandistin durchgegangen, die alte Frau, die sich von ihrem Lebenswerk nicht trennen mag und es immer und immer wieder mit all seinen Vorzügen schildern muß ... Behauptete ich nicht vor wenigen Seiten noch, ich fühlte mich jeder neuerlichen Veränderung gewachsen? Pfeifen im Keller: nicht jeder Krisenfaktor ist unendlich manipulierbar ...

Wo aber könnte er liegen? Nicht, daß es mich noch viel angehen müßte – gewisse Dinge sind, Gottlob, im Alter denn doch nicht mehr so wichtig –, doch will mir scheinen, daß das Regime der alten Damen gerade auch für die Binnenstruktur des Geschlechterverhältnisses nur wohltuend gewirkt hat. Ich meine die Wiederherstellung der Geschlechtertrennung, wie es sie in vielen verschiedenen Varianten in früheren Kulturen immer gegeben hat, wenngleich oft zum Nachteil der Frauen. Erst das 20. Jahrhundert hat Frauen und Männer in Beruf und Privatleben auf eine Weise aneinandergekettet, daß sie sich kaum noch aus dem Weg zu gehen vermochten. Frauen besetzten Männerrefugien, Männer wiederum mischten sich in die ureigenen Belange der Frauen ein – ob bei Kindsgeburt und Windelnwickeln oder beim Klatsch und Tratsch. Was dabei verlorenzugehen drohte, war die Erotik, jene Kunst der Liebe, die keinen anderen Zwecken folgt als ihren eigenen. In den zweigeschlechtlichen Wohngemeinschaften, die unter Ehe und Familie firmierten, geisterte die Lustlosigkeit durch die innenarchitektonisch versierten Privatgemächer.
Wir hingegen wollten, daß Männer und Frauen wieder ungehindert und getrennt ihren eigenen Dingen nachgehen konnten, um die nötige Distanz zu schaffen, die ihre Begegnungen, finden sie denn statt, spannungsvoll macht. Wo Frauen keinen Ernährer mehr suchen mußten und Männer keine Putzfrau erhoffen durften, sollte sich das alte Spiel der Zweigeschlechtlichkeit wieder entfalten dürfen. Liegt da der Fehler?

Soeben kommt Martha vom Institut herüber, mit einer Voreinschätzung des Krisenpotentials. »Alle Kommunikationen in Intimverhältnissen sind Inkommunikabilitäten ausgeliefert, die sie selbst konstituieren. Unter der Bedingung von Interpenetration wird jedes Handeln doppelgleisig ausgewertet: in dem, was es intendiert, und in dem, was es für Attributionsprozesse bedeutet. Nur auf der Ebene, die über Attribution erreicht wird, kann Aussicht auf Dauer gefestigt werden.« Aha, darum geht es also. Lydia, es sieht nicht gut aus. »Geht man vom Postulat funktionsspezifisch ausdifferenzierter selbstreferentieller Sozialsysteme für Intimbeziehungen zwischen zwei Personen aus und versteht man Intimität als Interpenetration, kann man rückblickend sondieren ...« Lydia, mir schwant Furchtbares. »Auf den ersten Blick kontrastieren so bescheidene Ansprüche an Sinn – und es soll doch Lebenssinn sein! – auffällig mit der sozialstrukturellen Tiefenlage und der Unvermeidlichkeit autonomer Handhabung ausdifferenzierter Intimbeziehungen. Vielleicht liegt aber gerade darin die Erklärung, vielleicht macht gerade die Entwicklung, die wir als Ausdifferenzierung, Autonomisierung, soziale Regression charakterisiert haben, es zu riskant, den prekären Prozeß

der Erwartungsabstimmungen auch noch durch kulturell hochgetriebene Modelle, Ansprüche, Sprachformen zu belasten. Außerdem nimmt in diesem Prozeß die Komplexität der internen Möglichkeiten und damit auch die Komplexität der relevanten Umwelt zu.«
Lydia, Du faßt es nicht. Offenbar haben wir einen systemtheoretischen Kollaps vor uns. Oder der Rechner spielt verrückt. Oder...
Meine Liebe, diesen Lachanfall hättest Du mir in meinem Alter nicht mehr zugetraut. Martha hat mir eine gutsortierte Auswahl besonders eingängiger Passagen von ihrem Lieblingsautor untergejubelt. Niklas Luhmann. Guten Morgen.

Literatur

Margaret Atwood: *Der Report der Magd*, Frankfurt am Main 1989
Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsdorf: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main 1990
Barbara Ehrenreich: *Die Herzen der Männer. Auf der Suche nach einer neuen Rolle*, Reinbek 1984
Reiner Eichenberger/Bruno S. Frey: »Marriage Paradoxes«, unveröffentlichtes Manuskript, Zürich 1988
Paul Kirilio: *Der negative Horizont*, München 1989
Barbara Krug: »Ökonomische Theorien über die Ehe und die Frau«, in: *List Forum*, Bd. 14, Februar 1987
Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 1982
Cora Stephan: »Kiwu oder Das Drama des perfekten Kindes«, in: Traude M. Schroeder-Kruth/Stephan Wehowsky (Hg.): *Das manipulierte Schicksal. Künstliche Befruchtung, Embryotransfer und Pränatale Diagnostik*, Frankfurt am Main, München 1988

Fadel Khalil

KURDEN HEUTE

2., aktualisierte Auflage

Paperback, 258 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles, 1 Faltkarte,
DM 36,–, öS 248,–

Die umfassende Darstellung von Geschichte und aktueller Lage des kurdischen Volkes, geschrieben von einem, der selbst zu den unmittelbar Betroffenen gehört.

Helmut Zenker

DIE MANN IM MOND

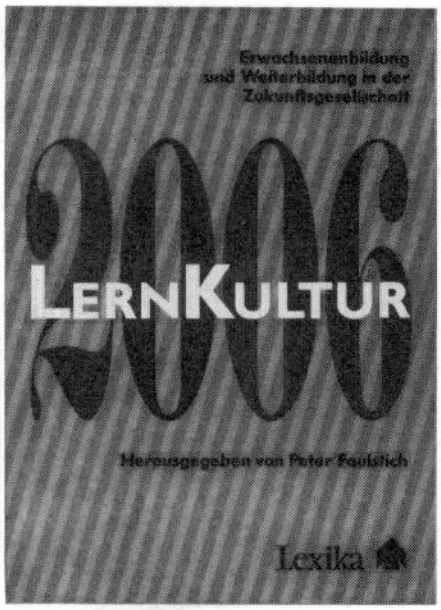
Kriminalroman

Paperback, 120 Seiten,
DM 12,80, öS 98,–

Band 3 der Krimiserie über die erfolgreiche Detektivin Minni Mann: Ein phantastischer Fall, der den neuen Stern am Kriminalromanhimmel aus allen Wolken fallen läßt. Ein groteskes Verwirrspiel, bei dem weder Spannung noch Wiener Wirklichkeit zu kurz kommen.

EUROPAVERLAG

Fernblick



LernKultur 2006

Erwachsenenbildung und Weiterbildung in der Zukunftsgesellschaft
Herausgegeben von Peter Faulstich
ca. 200 Seiten, kt., ca. DM 36,–
ISBN 3-89293-105-4 *(Juni)*

Unternehmen pro Umwelt

Ansätze ganzheitlichen Denkens in Politik und Wirtschaft, Architektur, Produktentwicklung und Design
von Evelin Möller
245 Seiten, kart., DM 48,–
ISBN 3-89293-089-9

Computer-Kultur

Erwartungen – Ängste – Handlungsspielräume
Von Peter Faulstich und Hannelore Faulstich-Wieland
166 Seiten, kartoniert, DM 36,–
ISBN 3-89293-088-0

Fernsehen – Unterhaltung, Ablenkung, Bildung?

Von Ernst Zeitter
Über den mündigen Umgang mit einem Medium
192 Seiten, kart., Sonderausgabe
DM 29,80, ISBN 3-89293-073-2

Fordern Sie unser Gesamtverzeichnis '90 an!

Lexika Lexika Verlag Barbara Rumpf
Hofangerstraße 27a D-8000 München 83

Die DDR zwischen September 1989 und März 1990

Das aktuelle Wissen in einem Band

Ab 6. April im Buchhandel nur DM 6.80

Ihr zuverlässiges DDR-Handbuch:

• Chronik der Ereignisse • Zeittafel seit 1945 • Politikerbiographien • Programme von Parteien und Gruppierungen • Reden und Stellungnahmen von Politikern und Parteien • Beiträge über die Ursachen der ›friedlichen Revolution‹ und die Zukunftsperspektiven der DDR

Mit den aktuellen Wahlergebnissen

Fischer Taschenbuch Verlag

György Dalos
Nörgeleien eines Berufseuropäers

Lissabon, 15. März 2020 Unglaublich: Wenn jemand an einer bestimmten Veranstaltung teilnimmt und am nächsten Tag die Zeitungsberichte mit dem tatsächlichen Verlauf des Programms vergleicht, bleibt ihm immer ein Gefühl des Unbehagens. Wie können Wahrnehmungen dermaßen unterschiedlich sein, wo es gar nicht um Interpretationen, sondern um bloße Tatsachen geht? Seit ich alle führenden Blätter Europas abonniert habe und sie jeden Morgen in meinem Computer abrufe, ist der Vergleich noch verblüffender. Heute ließ ich mir beim Frühstück im Hotel alle Berichte über unser Symposium mit dem komischen Thema ›Gibt es noch Nationen in Europa?‹ ausdrucken. Die Beschreibungen klaffen – von der *FAZ* bis zur *Repubblica* – wieder weit auseinander (letztere konnte ich allerdings nur in deutscher Schnellübersetzung lesen), und ich mußte zu meinem Erstaunen feststellen, daß auch diesmal allein die Moskauer *Pravda* imstande war, eine einigermaßen korrekte Zusammenfassung der gestrigen Debatte zu liefern. Kein Wunder: dieses Blatt ist fast die einzige größere Zeitung, die ohne Subventionen der europäischen Kultusbehörde erscheint, weshalb sie gezwungen ist, auf kritische Leser Rücksicht zu nehmen. Außerdem wirkt hier wahrscheinlich die von Enzensberger aufgestellte Maxime: ›Je kleiner ein Land, desto besser seine Zeitungen‹.

Wovon sprach gestern Timothy Garton Ash? Nicht von den Basken, wie etwa die *FAZ* behauptet, auch nicht über die Integrationsschwierigkeiten der zweiten Generation ehemaliger polnischer Rücksiedler, wie es in der *Neuen Zürcher* steht. Geistreich wie immer, aber meines Erachtens diesmal völlig verfehlt, schilderte er sein utopisches Europa-Bild, in dem die Multikulturalität zum leitenden Prinzip erhoben sei. Er behauptete, ein erfolgreicher Widerstand gegen die amerikanische und japanische Massenkultur sei erst dann möglich, wenn die innereuropäischen Differenzen nicht ständig zu Konflikten führten. Europa, sagte Ash, müsse es den kleinen Völkern nicht nur erlauben, sondern auch ermöglichen, sich in erster Linie als Patrioten des Kontinents fühlen zu können. Schöne Worte, besonders von einem Briten, dessen Land sich nach wie vor als Vorzimmer der USA

begreift und versucht, der Alten Welt den Rücken zu kehren, als gäbe es keinen La-Manche-Tunnel und keine dreißigminütige Flugzeit von London nach Paris. Schöne Worte, sage ich und meine es keineswegs ironisch, allerdings haben sie wenig mit der Realität zu tun. Die Realität ist nämlich so, daß das Nationale zunächst eindeutig über das Europäische dominiert.

Nehmen wir als erstes Beispiel Ungarn. Heute ist der 15. März, der Jahrestag der Revolution von 1848. Die Polizei befindet sich an diesem Tag wie jedes Jahr in höchster Alarmbereitschaft, denn es wird erwartet, daß – wie man offiziell behauptet – Jugendliche die historische Erinnerung zu Demonstrationen mißbrauchen. Diesmal richten sich die Emotionen hauptsächlich gegen die zigtausend japanischen Dauertouristen. Gestern meldete Radio Budapest, daß die große Shintoistische Kirche neben dem alten Parlamentsgebäude am Donauufer bereits um verstärkten Polizeischutz gebeten habe. Einerseits verurteile ich natürlich jede Ausschreitung, andererseits kann ich die Leute gut verstehen, wenn ihnen angesichts der rot-weiß-grünen Fahne oder beim Singen der Nationalhymne Tränen in die Augen steigen. Diese Relikte aus dem vorigen Jahrtausend (ich befürchte, daß selbst die Tränen dazu gehören, seit die Pharmaindustrie ein Medikament gegen das Weinen auf den Markt brachte) rufen Erinnerungen an eine Zeit hervor, in der es noch keine computerproduzierte japanische Volksmusik gab, in der blöde Werbetexte wie ›Vereinigte Staaten der Erde‹ noch nirgends Gehör fanden. Ob es uns gefällt oder nicht, die Völker hängen nun einmal nicht an irgendeiner kontinentalen, sondern eher an jeweils strengen und engen nationalen Traditionen, an einer kollektiven Individualität, und sie wollen keineswegs auf das verzichten, was mein Kollege György Konrad mit den Worten ›Das Recht, in der Provinz zu leben‹ ausdrückte.

Sehen Sie, lieber Ash, wie die Rumänen heftig werden, wenn es nur um die relativ nahe Vergangenheit geht. Im vorigen Dezember schlug jemand im Bukarester Parlament vor, anläßlich des dreißigsten Jahrestags der Revolution die noch lebenden ehemaligen Securitate-Leute zu amnestieren. Obwohl dieser Antrag mit absoluter Mehrheit abgelehnt wurde, wagte sein Befürworter, ein unglückseliger Abgeordneter der Liberalen Partei, es nicht, das Parlamentsgebäude ohne Begleitung schwerbewaffneter Polizisten zu verlassen, denn draußen tobte die Volksempörung. Dabei gibt es von dem ehemaligen allmächtigen Geheimdienst nur noch ein paar Exemplare, etwa denjenigen, der sich dreißig Jahre lang in den Karpaten versteckte und den die sensationslüsterne deutsche Boulevardpresse dann mit dem berühtem Yeti verwechselte.

Auch die Russen scheinen nicht gern von ihren Traditionen Abschied zu

nehmen. Täglich besuchen Hunderte das Glasnost-Museum im Kreml, wo die Wachsfiguren von Gorbatschow, Jelzin und Sacharow stehen und die leidenschaftliche Debatte um den Namen der neuen Hauptstadt bereits fünfzehn Jahre andauert. Jetzt heißt sie Sankt-Petrograd, aber nur weil zur Zeit die Liberalen an der Regierung sind. Angesichts der üppigen Parteienlandschaft in der Staatlichen Duma ist es aber nicht auszuschließen, daß der Name je nach dem Geschmack der jeweiligen parlamentarischen Mehrheit verändert wird. Ginge es nach den winzigen Fraktionen der Altbolschewiki und der nationalistischen Pamjat-Gruppe, hätte die Stadt schon lange den Namen Sankt-Leningrad erhalten.

Vor dem Getränkestand der Schweden bin ich dann auf Ash gestoßen und erzählte ihm gleich meine Vorbehalte. Trotzdem, meinte er, wäre es vernünftiger, eine minimale Gemeinsamkeit aufzuzeigen, um wenigstens die kleine und schwache Europa-Fraktion im amerikanischen Kongreß zu stärken. Es sei ohnehin ein wahres Wunder gewesen, daß es den paar Leutchen gelungen ist, sich über das zu Tode digitalisierte Wahlsystem in das Abgeordnetenhaus hineinzuschmuggeln. Die Gunst der amerikanischen Wähler gehorcht keiner kontinentalen Logik. Bei den letzten Wahlen (2019) stimmten beispielsweise die Bürger – typisch USA! – ausschließlich für Nichtraucher aus den beiden Parteien. Auch an Skandalen fehlte es nicht: der Kandidat der Republikaner, der junge und intelligente Kennedy-Urenkel, war über eine geheime FBI-Aufnahme gestolpert, die ihn vor fünf Jahren mit einer Zigarre im Mund zeigte. Mit dieser Mentalität hätten wir es zu tun, sagte Ash mit traurigem Lächeln. Und denen müßten wir klar machen, daß die Dritte Welt zwar vorm Verhungern gerettet, keineswegs aber satt und gesund geworden sei, und daß die massenhafte Lieferung von billigen Videogeräten nach Ghana oder Peru keine echte kulturelle Hilfe sei, selbst wenn einige Kassetten die Shakespeare-Serie der BBC enthielten.

Ja, lieber Ash, das sehe ich alles ein, aber die Differenzen bleiben Differenzen. Die ständigen Europa-Tagungen kreisen um dasselbe Problem: ob das Vereinte Europa schon beziehungsweise noch existiere. Die Deutschen versuchen, sich ständig ins Gespräch zu bringen. Beispielsweise stellen sie die Frage so: Kann man über ein einheitliches Europa sprechen, solange nicht alle Spuren der deutschen Spaltung eliminiert worden sind? Und diese Spuren sind tatsächlich noch da.

So gab es vor zwei Jahren einen riesigen Eklat, als die Regierung der Stadt Trier, des Geburtsortes des Gründers des modernen Sozialismus, der Stadt den Beinamen Karl-Marx-Stadt verlieh. Vor allem in dem östlichen Landesteil erhitzten sich die Gemüter, bis endlich die Bundesregierung mit dem

Kompromiß-Vorschlag kam, Chemnitz als Gegenleistung Konrad-Adenauer-Stadt zu nennen. Natürlich handelt es sich in solchen Fällen nicht nur um den Kampf für irgendwelche Ideale. Sowohl die konservative US-Lobby in Berlin wie auch die mächtige Finanzgruppe ›Japanischer Sozialismus‹ versuchen, den bayerischen, sächsischen, schwäbischen usw. Lokalpatriotismus für ihre Dienste einzuspannen. Jede deutsche Kleinstadt möchte mindestens eine Bundesbehörde oder eine Institution von internationalem Rang beherbergen. So hat Wernigerode das Recht auf die Veranstaltung der ehemaligen Frankfurter Buchmesse errungen, so werden im Allgäu jährlich die europäischen Oscar-Preise verliehen, und so ist Mettlach zum Zentrum der deutschen Geschichtsforschung geworden – über zehn Prozent der Bevölkerung dieser Stadt bestehen aus Diplomhistorikern!

Viel Merkwürdiges hat sich auch im ehemaligen Ostblock abgespielt. Vor etwa dreißig Jahren, als unsere Demokratien noch in den Kinderschuhen liefen, schien noch alles klar zu sein. Worte wie ›Sozialismus‹ oder ›Planwirtschaft‹ waren absolut verpönt. Wenn eine Partei ihre Konkurrenz kompromittieren wollte, beschimpfte sie sie einfach als ›kommunistisch‹ oder mindestens ›prokommunistisch‹. Termini wie ›Marktwirtschaft‹, ›Freiheit‹ oder ›Demokratie‹ schmückten dagegen jeden Leitartikel. Nach der Armut und der Massenarbeitslosigkeit der neunziger Jahre und unseren chaotischen Gründerzeiten hat sich die Sprachregelung etwas geändert. Kein Publizist schreibt heutzutage mehr das Wort ›Marktwirtschaft‹ nieder, ohne Adjektive wie ›kontrollierte‹ oder ›begrenzte‹ zu gebrauchen, die vorsichtigen Schreiber meiden selbst Worte wie ›Markt‹ oder ›Wirtschaft‹ und benutzen lieber ›Tauschstelle‹ oder ›Ökonomie‹. Der populärste Wahlslogan der zehner Jahre hieß ›Freiheit in Ruhe‹, und heutzutage macht die Wortschöpfung ›Demokratie mit menschlichem Antlitz‹ die Runde. Ich, der ich die politische Sprache seit mehr als sechzig Jahren verfolge, kann natürlich über solch naive Vorstellungen nur schmunzeln.

Was mich hingegen echt ärgert, das sind unsere Filme. Die Spitzenleistungen des ungarischen Kinos sind allgemein anerkannt, sie gewinnen jeden Preis, selbst bei dem angesehensten Festival in Ulan Bator (›Goldenes Schaf‹). Unsere Durchschnittsproduktion ist jedoch beängstigend. Entweder sind das Geschichten, in denen der Unternehmer als Bösewicht, der Bankier als Idiot dargestellt wird, oder aber apologetische Machwerke über die demokratische Opposition der siebziger Jahre. In einem amerikanisch finanzierten Revolutionsmusical wird beispielsweise gezeigt, wie tschechoslowakische und polnische Dissidenten in einer Prager Bierstube ihr Geheimtreffen organisieren – was damals in dieser Form völlig ausgeschlossen gewesen wäre. Adam Michnik (von einem jungen marokkanischen

Star gespielt) hält eine flammende Rede, wo wir alle doch wissen, daß er heroisch stotterte. Besonders kitschig ist die Szene, in der Adam Havel umarmt, obwohl der zu dem Zeitpunkt in U-Haft in Ruzyne saß. Und natürlich wird auf dieser Leinwand in keiner Dissidentenwohnung auch nur ein Tropfen getrunken – das wäre nämlich gegen die guten Sitten von heute.

Vielleicht sollte ich mehr Verständnis für den Regisseur aufbringen. Woher soll schließlich ein erfolgsorientierter Vierzigjähriger wissen, wie Unterdrückung vor einem halben Jahrhundert ausgesehen hat. Die Welt ist inzwischen zu klein und zu bequem geworden – vom Ural bis Portugal derselbe Wohlstand. ›In jeder Stadt die gleiche Vielfalt‹, sang der alte bittere Biermann zur Jahrtausendwende. Eine Langeweile breitet sich in unserer Kultur aus. Wir beginnen uns elend wohlzufühlen. Und das ist es, was uns tatsächlich gesamteuropäisch macht, nur nicht in dem Sinne, wie es Ash meint. Im Gegenteil: wir werden von Tag zu Tag den von uns verachteten Amerikanern und Japanern immer ähnlicher. Die Wegbereiterin für diesen Prozeß ist die Erfolgsgeneration der Vierzigjährigen.

Ich persönlich finde am unangenehmsten, daß jedwedes Zukunftsbild fehlt. Damals, im vorigen Jahrhundert, beneidete die westliche Linke uns Osteuropäer wegen unserer niedrigen Wohnungsmieten, während wir sie wegen ihrer Wohnungen beneideten. Wir hofften, auch einmal ihre Reisefreiheiten erreichen zu können, sie fühlten sich in unserem Eingesperrtsein heimelig. Absurderweise betrachteten wir unsere Länder gegenseitig als Zukunft. Trotz solcher kulturellen Mißverständnisse waren wir uns in einem einig: niemand wollte in der Gegenwart leben. Nun haben wir die Zukunft.

Die alte Generation hat wenigstens ihre Nostalgien. Sie gehen in Sofia ins Café Ostblock, oder sie sammeln – wie die Rumänen – Lebensmittelkarten aus den Hungerzeiten. Die Videokassetten mit alten Wochenschauen aus der Stalinzeit machen in Rußland den Hard-Pornos ernstzunehmende Konkurrenz. Ein achtzigjähriger polnischer Millionär hat sich die leerstehende ehemalige Industriestadt Nowa Huta gekauft.

Die Jugend verhält sich zunehmend skeptisch, für unsere Ideale hat sie nur Spott übrig. Was kommt ihr immer mit eurem Stück Berliner Mauer oder mit dem Eisernen Vorhang, sagen sie gelangweilt. Einmal versuchte ich, einem meiner Enkel, der mit dem Stipendium der Susan-Sontag-Foundation in New York Geschichte und Slawistik studiert, die osteuropäischen Menschenrechtskämpfe beizubringen. Rein fachlich hat er alles begriffen, er ist ja Historiker. Trotzdem schaute er mich argwöhnisch an, und als ich mit dem langen Erzählen fertig war, bemerkte er nicht ohne Häme: Schön, schön, aber warum habt ihr dann mit dem Kampf aufgehört?

Zuerst war ich richtig erschrocken, ich dachte, der Junge verstehe von allem nichts. Ja, es gibt sie, die berühmte Kluft zwischen den Generationen. Erst später und allmählich habe ich begriffen, daß diese Frage denen ähnelte, die ich als junger Mann den ehemaligen Siegern, den Kommunisten gern gestellt hätte, wären die bloß nicht mit der Zeit immer weniger gesprächsbereit geworden. Die hatten nämlich am Anfang nur Antworten und am Ende keine mehr. Nun sehe ich die Hoffnung dieses hoffnungslos erfolgreichen Kontinents darin, und ich werde es beim Mittagessen unbedingt Ash erzählen, daß bei der Jugend noch Neugier da ist, daß wir überhaupt noch Fragen gestellt bekommen.

Auch ein Kursbuch

Paul Nizon
Die gleitenden Plätze

96 Seiten. Leinen. DM 25,-

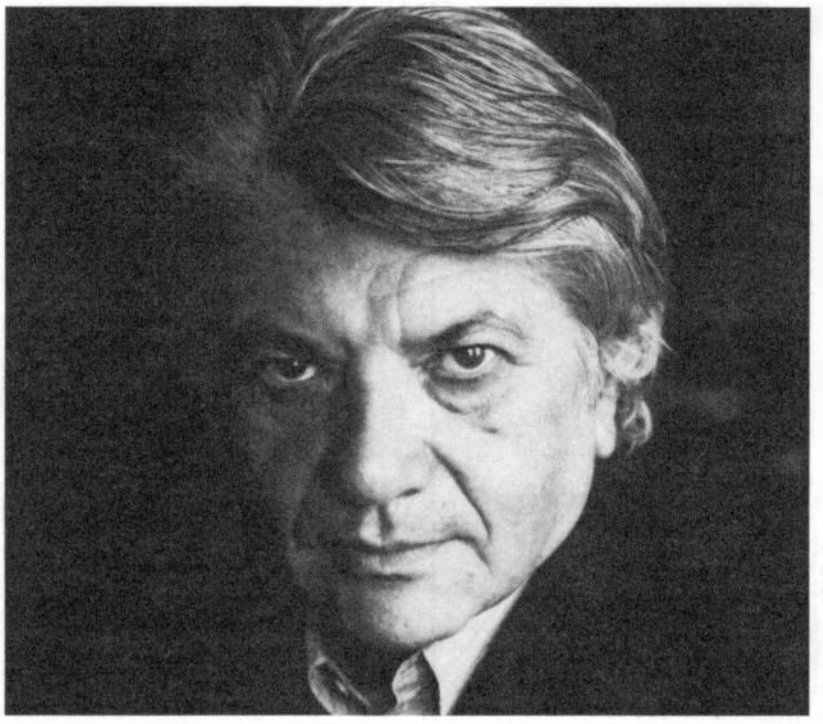


Foto: Irmeli Jung

»Unterwegs, um die Welt zu erkunden

Paul Nizon, Träger verschiedener bedeutender Literaturpreise (u.a. Bremer Literaturpreis), zählt gewiß zu den wichtigsten deutschsprachigen Erzählern unserer Zeit... Die Skizzen des skeptischen Beobachters Nizon, der sich hier (und in den folgenden Jahren immer wieder) der Ungewissheit des Daseins und der damit verbundenen Unsicherheit stellte, fanden seinerzeit berechtigte Resonanz. Max Frisch und Ingeborg Bachmann lobten sie. Dann gerieten sie in Vergessenheit. Jetzt kann man sie also wieder lesen, diese frühen Arbeiten, die ein ›Schriftstellerleben in Gang‹ setzten.« *Heinz Albers, Hamburger Abendblatt*

Suhrkamp

Thema 5/90:

Nationalstaat oder zivile Gesellschaft?

Adam Michnik
Zwei Visionen eines posttotalitären Europas

Ewa Kobylińska
Unter der Last der Nation:
Der polnische Nationalismus

Petr Pithart
Bewegung der anständigen Menschen

Steven Lukes
Prinzipien von 1989

Gespräch mit György Dalos

Rossana Rossanda
Zwei Geschlechter –
zwei Gesellschaften?

Bitte fordern Sie ein kostenloses Probeheft an bei:

Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/
FRANKFURTER HEFTE
In der Raste 20–22, 5300 Bonn 1

Alles begann mit Ungarn.

Die Heimkehr Ungarns nach Europa war das erste Signal des Umbruchs im Ostblock. John Lukacs führt jenes lange vergessene Land vor, dessen Hauptstadt Budapest, die Stadt von Koestler, Emerich Kalman und Bela Bartok, das eigentlich moderne Zentrum im Europa der Jahrhundertwende war und das nun zu neuer Blüte erwacht im gemeinsamen europäischen Haus.

304 Seiten,
56 Abb.,
Leinen,
DM 48,–

Siedler

Ausra K. von Bleischroeder
Ex uno plures

Die amerikanische Devolution

Lanyi – der erste Präsident von Siebenbürgen und Weiser von Cluj – beklagte sich darüber, daß die Vorhersehbarkeit der Politik Nordamerikas ihn langweile. »Schauen Sie sich an, was jetzt in Europa passiert«, sagte er immer, »und in zehn bis fünfzehn Jahren wird dasselbe Theater von Montreal bis Merida noch einmal inszeniert.« In der Tat kam die amerikanische Devolution vierzehn Jahre, nachdem die *Abtrennung* von 2008 den umstrittenen deutschen *Anschluß* von 1992 rückgängig gemacht hatte, und elf Jahre, nachdem die alte Russische Föderative Republik sich in neun souveräne Staaten aufgespalten hatte. Damit war der Mythos zerschlagen, daß die devolutionären Kräfte auf die übrigen Nationalitäten des alten Reiches beschränkt gewesen seien. Doch es wäre ein Fehler, den Umbruch des Jahres 2022 für wenig mehr als das reflexhafte Klonen eines europäischen Vorläufers abzutun. Es handelte sich um die Kulmination einer langen Serie von ausgesprochen amerikanischen Entwicklungen und verdient daher genaue Untersuchung.

Vorboten der Devolution zeigten sich bereits in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts. In dem Bemühen, Steuererhöhungen zu vermeiden, hatte man die Verantwortung für einige traditionelle Aufgaben des Bundes an die fünfzig Staaten delegiert. Gleichzeitig verschlechterten sich die Beziehungen zwischen Legislative und Exekutive nicht nur, sondern waren zunehmend von Rachsucht geprägt. James P. Baker, der umtriebige, ganz und gar unpopuläre Präsident, der für eine Wahlperiode Nachfolger von George Bush wurde, war für den Zorn des Kongresses eine augenfällige Zielscheibe: der kostspieligen Luftflotte des Weißen Hauses beraubt, mußte er während seiner letzten Amtsjahre die gemeine Demütigung ertragen, nicht mehr als 20 000 Kilometer jährlich fliegen zu dürfen – per Linienflug.

Doch der erste strukturell auffällige Meilenstein auf dem Wege zur Devolution war der 27. Zusatzartikel zur alten US-Verfassung im Jahre 2005. Er wurde problemlos angenommen, nachdem man eine erschreckende Beschleunigung der Inflation durch den Sturz der Wirtschaft in eine Rezession aufgehalten hatte, die ihrerseits zu einem großen Defizit im Bundeshaushalt

geführt hatte. Nach einigen mißlungenen Versuchen einigten sich die Initiatoren auf eine wasserdichte Formel für die Beendigung der Defizitfinanzierung. Sie verordneten eine stufenweise Tilgung der riesigen Außenstände, sowohl bei den direkten Schuldverschreibungen des Finanzministeriums, als auch bei denen anderer Bundesbehörden, für die der Steuerzahler letztendlich haftbar war. Diese Maßnahmen zwangen den Kongreß, jährliche Überschüsse im Haushaltsplan zu veranschlagen. Wenn die Einnahmen aus irgendeinem Grunde geringer als erwartet ausfielen, konnte das Finanzministerium Geld aufnehmen, doch jede neue Schuldverschreibung mußte innerhalb eines Jahres nach ihrer Emission getilgt werden, und zwar aus den Einnahmen zwingend verordneter Steuererhöhungen. Zusätzliche Verschuldung durch jegliche unabhängige Bundesbehörde war verboten. Nicht lange nach der Annahme des Zusatzartikels hörte die US-Regierung auf, eine aktive Rolle auf den internationalen Geldmärkten zu spielen.

Die Umorganisierung des US-amerikanischen Währungssystems war noch radikaler als die Finanzreformen. Im Unterschied zum Zusatzartikel 27 wurde das Währungsreformgesetz des Jahres 2007 nach einer aufreibenden parlamentarischen Schlacht mit knapper Mehrheit verabschiedet. Die Gesetzesvorlage – gerühmt und geschmäht für ihre »dreifache Kastration« – schaffte die Notenbank des Landes, allgemein als die »Fed« bekannt, aus politischen Gründen zwar nicht formell ab, machte sie aber vollkommen impotent. Erstens mußten Privatbanken keine Reserven mehr bei der Fed hinterlegen und waren somit von deren Kontrolle befreit. Zweitens wurde der Fed verboten, von der Bundesregierung ausgegebene Wertpapiere zu kaufen oder zu verkaufen, also, wie man es nannte, »Transaktionen am offenen Markt« vorzunehmen. Sie kaufte oder verkaufte Papiere, um die Einlagen der Privatbanken, sogenanntes »hochleistungsfähiges Geld«, zu vergrößern oder schrumpfen zu lassen, und versuchte auf diese Weise, die gesamte Kreditvergabe und die Geldmenge zu kontrollieren. Eine dritte Maßnahme des Reformgesetzes hob jede Gesetzgebung rückwirkend bis zum Jahre 1863 auf, die es Privatbanken verbot oder sie daran hinderte, Noten als Währung in Umlauf zu bringen.

Obwohl die Architekten der Reform es nur selten offen zugaben, war doch unschwer zu erkennen, daß ihr Plan eine Herrschaft des Privatgeldes anstrebte. Der Erfolg war durchschlagend. Zum hundertjährigen Jubiläum der Fed waren die einst so vertrauten grünlichen Banknoten fast völlig verschwunden. Inflation und Zinsen sanken stetig, und der Dollar notierte fester an den Devisenmärkten. Doch nur wenige der Reformer, wenn überhaupt, realisierten, daß sie einen zwar unbeabsichtigten, doch wesentlichen Schritt zur Devolution getan hatten. Ohne die Einrichtung der zentralen

Notenbank, ein Mittel der souveränen Geldschöpfung, wird es für den Staat schwierig, die kostspieligen Sonderprogramme zu finanzieren, die zur Befriedigung spezieller Interessen notwendig sind. Das Versäumnis, diese Interessen zu befriedigen – seien sie ethnischer, ökonomischer oder ideologischer Art –, macht den Staat, und insbesondere einen großen und uneinheitlichen, verwundbar für Zentrifugalkräfte.

Einige Autoren bestehen darauf, daß die amerikanische Devolution eine Zufälligkeit war, daß – angesichts der erfolgreichen Steuer- und Währungsreformen – das große Gebäude des amerikanischen Zentralismus noch stehen könnte, wäre da nicht die schlimme Trockenheit der Jahre 2015-2017 gewesen. Doch selbst wenn Klio ihre anderen Möglichkeiten enthüllt hätte, wären diese Behauptungen wohl zweifelhaft. Neben den ethnischen Spannungen gab es nicht zu unterdrückende ökonomische und soziale Konflikte, die die Einheit der Nation einer Zerreißprobe aussetzten. Bundesprogramme, die die Einkommen der Bauern mästeten, indem sie die Einzelhandelspreise für Lebensmittel anhoben, wurden von Verbraucherorganisationen erbittert bekämpft. Einwohner von Staaten, welche das Gebet in staatlichen Schulen verboten, protestierten gegen Bundessubventionen für Staaten, die es erlaubten. Anhänger des Schwangerschaftsabbruchs rächten sich an ihren Feinden, sowohl im obersten Gerichtshof wie in den Parlamenten der Einzelstaaten, indem sie Abtreibungspillen in Gemeinden schmuggelten, in denen sie verboten waren. Wie ein Kartenhaus war das Staatengebäude durch jeden Windstoß verwundbar. In dieser Situation schuf die Trockenheit eine Krise, indem sie lang schwelende Konflikte ausweitete und verstärkte.

Die Trockenheit traf sieben Staaten des Südwestens – Arizona, Kalifornien, Colorado, Nevada, New Mexico, Texas und Utah – und ließ ein langvergessenes Bewässerungsprojekt wieder aufleben, das in den frühen sechziger Jahren, ebenfalls eine Zeit großer Ängste um die Wasserversorgung, geplant worden war. Dieses Projekt sah das Anzapfen des Great Slave Lake im Nordwesten Kanadas vor – das Schmelzen des Eises mittels atomar betriebener Heizelemente – und den Transport des Wassers nach Süden durch ein riesiges Kanal- und Tunnelnetz, das sich über mehr als 15 000 Kilometer erstrecken sollte. Die Kosten des Unternehmens waren zunächst – wie es scheint, nicht sonderlich gewissenhaft – auf überwältigende fünf Billionen Dollar geschätzt worden, ungefähr die Summe, die man benötigte, um die laufenden Kosten sämtlicher Bundesbehörden ein Jahr lang zu decken.

Die »Gesengten Sieben«, wie man die betroffenen Staaten nannte, wurden von sprachgewaltigen Delegationen sowohl im Abgeordnetenhaus wie im Senat vertreten. Doch unter dem reformierten Steuer- und Währungssy-

stem war es eine furchterregende Aufgabe, »Great Slave« durch den Kongreß zu bringen. Es gab kein Sich-Herauswinden, keine Möglichkeit, die Bürde des Projekts – die Zinsen und die Kapitalrückzahlung einer Schuld von mindestens fünf Billionen Dollar – auf noch nicht geborene Generationen abzuwälzen. Man konnte für den Bau keine Obligationen ausgeben, und es existierte keine zentrale Notenbank mehr, die den Weg freisprengen konnte, indem sie im Notfall als Käufer fungierte.
Kritiker aus anderen Staaten schlugen mit hämischem Vergnügen vor, man solle Great Slave von privaten Unternehmen bauen lassen, überzeugt davon, daß die Gesengten Sieben niemals bereit sein würden, einen auch nur annähernd vernünftigen Preis für das Wasser zu zahlen. Eine Alternative war, Great Slave durch jährliche Geldbewilligungen zu finanzieren, eine schwierige Entscheidung, die dann auch in eine hoffnungslose Pattsituation führte. Abgeordnete der Sieben verkündeten, daß ihr Projekt ein wahrhaft nationales Vorhaben sei, das sich zum Wohle aller Staaten des Bundes auswirken würde. Seine Gegner wandten jedoch rasch ein, der Nutzen von Great Slave werde sich in Wirklichkeit weitgehend auf die sieben Staaten beschränken, und sie wiesen darauf hin, daß die Bauern, die unmittelbar von existierenden Bewässerungssystemen profitierten, keinen angemessenen Preis für das Wasser bezahlen müßten und darüber hinaus unerwartete Gewinne mitnehmen könnten, wenn sie ihr Land verkauften. Daher blieb nur noch ein Weg – nicht überraschend wurde er rundweg abgelehnt –, nämlich die Sache allein durchzustehen und Great Slave auf der Grundlage eines Siebener-Abkommens mit teuren Krediten und erhöhten Ländersteuern zu finanzieren.
Hätten reichliche Regenfälle die Trockenheit im Jahre 2016 beendet, dann wären Great Slave und die damit verbundenen Animositäten schnell vergessen worden. Doch sie dauerte an, und in der Folge geriet das Land in einen regionalen Antagonismus, der in einer Orgie unaussprechlicher Grobheiten mündete. Der bedeutende bretonische Philosoph Jean-Jacques Moulin, ein altgedienter Beobachter der nordamerikanischen Szene, war so entsetzt über das, was er las, sah und hörte, daß er den Terminus »regionaler Rassismus« prägte, um die Situation zu charakterisieren. Eine Gruppe junger amerikanischer Historiker behauptete – in besorgter Voraussicht der Zukunft – schlicht, Great Slave sei ein weit gefährlicherer Trennungsfaktor als die Hysterie des »Kalten Krieges« und die Hexenjagden der vierziger und fünfziger Jahre.
New York und Los Angeles wurden zu rivalisierenden Nervenzentren eines schmutzigen Propagandakrieges. Die südkalifornischen Politstrategen – die Orange County Motherfuckers, wie man sie in New York nannte –

beschuldigten einen geschwächten Nordosten, einen isolierten Mittelwesten, einen selbstgefälligen Südosten der berechnenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohlergehen der Sieben. Als der Ton immer hysterischer wurde, fielen Andeutungen über vorsätzlichen Genozid durch Wasserentzug. Ein Höhepunkt der Gemeinheit kam mit dem Auftauchen eines Stoßstangenaufklebers im hemmungslos feindlich gesinnten Tennessee. Darauf stand: »Ich pisse auf die Gesengten«.

Angesichts traditionell starker Präsidenten – Jefferson, Jackson, Lincoln und Roosevelt – darf man fragen, warum das Weiße Haus einer sich auflösenden Union so ohnmächtig zusah. Die Antwort lautet, kurz gesagt, daß die Götter, wäre ihr Ziel die Zerstörung der Union gewesen, für ihren Plan keinen geeigneteren Beauftragten hätten finden können als den letzten Präsidenten der USA, Ronald Reagan Dart, der 2016 zum erstenmal gewählt worden war. Als Mitglied der dritten Generation der Orange County Clique und früherer Gouverneur von Kalifornien hatte der umgängliche Dart zwar ein bißchen mehr im Hirn und war aufgeweckter als sein Namensvetter. Doch selbst mit einer noch großzügigeren intellektuellen Ausstattung hätte Dart seine politischen Schwachstellen nicht ausgleichen können. Trotz einer steten Kampagne cleverer Vernebelung konnte die Öffentlichkeit einfach nicht davon überzeugt werden, daß er irgend etwas anderes sei als ein engstirniger Parteipolitiker, der sich nicht genierte, das ohnehin schwindende Prestige seines hohen Amtes für die verlorene Sache des Great Slave zu vergeuden. Lange vor der Dart-Administration hatte eine überzeugungskräftige Gruppe revisionistischer Historiker die amerikanische Präsidentschaft einer kritischen Prüfung unterzogen. Abraham Lincoln, zwar noch immer auf einem sicheren Platz im Pantheon der großen Präsidenten, wurde heftig getadelt für seine grobe Behandlung der Abweichler in den Reihen der Nordstaaten während des Bürgerkrieges. Eine begeisterte Rehabilitierung erfuhr dagegen zur gleichen Zeit John C. Calhoun, einstiger Vizepräsident und Befürworter der Rechte der Einzelstaaten, der sich Andrew Jackson widersetzt hatte, indem er South Carolinas mißlungenen Versuch anführte, die Importzölle »für null und nichtig zu erklären«, welche der Kongreß 1832 erhoben hatte.

Im Jahre 2018, als kein Zweifel mehr daran bestand, daß der Rest des Landes die Bürde der Wasserversorgung für die Gesengten Sieben nicht mittragen würde, setzte im Kongreß eine Erosion der Macht ein, die das eigentliche Fundament der amerikanischen Politik: den Kompromiß, zerstörte. Wegen einer verhängnisvollen Fehlkalkulation löste sich zunächst die stillschweigende Übereinkunft auf, die das fast hundertjährige System der landwirtschaftlichen Subventionen begründet hatte. Als dieser Schock

verdaut war, begannen frustrierte Parlamentarier, die schon den nächsten Bruch in der Kette der gegenseitigen Unterstützung vorhersahen, sich zu fragen: »Warum den Nächsten streicheln, wenn für uns dabei nichts abfällt?« Das Fazit war, daß andere, einst unantastbare Bundesprogramme wie Dominosteine fielen: Kindergeld, Importquoten für Textilien, Stahl, Autos und Mikrochips, Fluß- und Hafenausbau, Kindertagesstätten, Autobahnen, Militärstützpunkte und vieles mehr.

Ein erwähnenswertes Merkmal jener stürmischen Zeiten – angesichts früherer europäischer Erfahrungen eine Offenbarung von Insularismus, die an Anmaßung grenzte – war der Niedergang der Sprache des politischen Diskurses. Der Begriff »Tod der Politik« war ein leeres Klischee, das sowohl von Politikern als auch von Kommentatoren unermüdlich wiederholt wurde, als wären die Dinge, deren Zeuge sie wurden, nie zuvor irgendwo geschehen. Doch natürlich war *diese* Politik – die Politik der Devolution – ausgesprochen lebendig. Was als Tod betrauert wurde, war in Wirklichkeit eine totale Umgestaltung.

Den Wahlkampf des Jahres 2020 – ein verbissenes Rennen, das so knapp ausging, daß beinahe der Wahlmännerausschuß eingeschaltet werden mußte – bestritt Ronald Dart mit dem Motto »Bringt das Land wieder zusammen!«. Aber es half nichts. Zwar war die Trockenheit vorüber und Great Slave beinahe vergessen, doch das zertrümmerte Gerüst des Zentralismus war nicht mehr zu retten.

Später, im Dezember des Jahres 2021, versammelten sich die Gouverneure und die Abordnungen der Sieben in Palm Springs, Kalifornien, und beschlossen – als Vorspiel zur formellen Auflösung der Union –, daß die Einwohner ihrer Staaten keine Steuern mehr an den Bund zahlen sollten. Entsprechende Anträge wurden dann mittels Volksabstimmungen in jedem einzelnen der sieben Staaten mit überwältigender Mehrheit befürwortet.

In den folgenden neun Monaten drängten sich Tagungen, Volksabstimmungen und heikle Verhandlungen, während die einzelnen Staaten regionale Allianzen bildeten, nicht nur untereinander, sondern auch mit den angrenzenden kanadischen und mexikanischen Provinzen im Norden und Süden. Southern Florida entschied sich, was niemanden besonders überraschte, für enge Verbindungen – einschließlich doppelter Staatsbürgerschaft – zu Cuba. Oregon, Washington und die nördlichen Verwaltungsbezirke von Kalifornien verbanden sich mit British Columbia. Als die Sieben offene Grenzen und uneingeschränkte Einwanderung mit Mexico vertraglich besiegelten, kursierten trockene Witze über die späte Rache von Antonio Lopez de Santa Ana, dem mexikanischen General und Präsidenten, der den Krieg von 1846-1847 mit den Vereinigten Staaten verloren hatte.

Bis September des Jahres 2022 war es dann für jeden offensichtlich, daß Washington durch die De-facto-Devolution bedeutungslos wurde. Eine Senatorin beantragte, man solle symbolisch den Schein einer Union aufrechterhalten und das Motto des Staatswappens der Vereinigten Staaten von Amerika von *E Pluribus Unum* in *Ex Uno Plures* ändern. Doch sie wurde überstimmt. Und so kam es, daß die Union am Sonntag, den 25. September, um 12 Uhr mittags, in der letzten gemeinsamen Sitzung des US-Kongresses formell aufgelöst wurde. Nichts Erinnernswertes läßt sich aus den Reden berichten, doch Angelo Minsky O'Toole, ein Abgeordneter aus St. Louis, Missouri, erfaßte den Geist der Stunde, als er seine Ausführungen mit einem Zitat aus T. S. Elliots »Die hohlen Männer« beendete:
»Auf diese Art geht die Welt zugrund
Auf diese Art geht die Welt zugrund
Auf diese Art geht die Welt zugrund
Nicht mit einem Knall: mit Gewimmer«

Washington ist heute ein kümmerlicher Abglanz seiner früheren Herrlichkeit, eine schrumpfende Stadt am Südrand der Mittelatlantischen Gruppe souveräner Staaten. Das Pentagon, einst der Welt größtes Bürogebäude auf 13,8 Hektar Grund, wurde 2026 zu einem privaten juristischen Zentrum, das eine Zeitlang an die 9000 Washingtoner Rechtsanwälte und deren Angestellte beherbergte. Doch mit der Devolution brachen schwere Zeiten für das große Bauwerk an, und unter seinem Dach befindet sich jetzt ein hart um sein Überleben kämpfendes Spielcasino mit Freudenhaus. Bemühungen, das Kapitol als Museum zu bewahren, schlugen fehl. Im Jahre 2929 wurde es verkauft, zerlegt und in Sonys den USA gewidmetem Vergnügungs-Park bei Sapporo auf der Insel Hokaido wiederaufgebaut.

Aus dem Amerikanischen von Karin S. Rausch

Philipp Galle (1537–1612), Kupferstich nach Maerten van Heemskerk

Karl Schlögel
Glückliches Amerika, armes Rußland

Die Systeme gehen, der Raum bleibt – und einiges mehr. Es gibt keinen Westen und keinen Osten, sondern nur Länder, Staatswesen, Menschen oder Kulturen, die im Westen oder Osten liegen. Sie haben nicht die Wahl, über ihren Standort zu entscheiden. Die Möglichkeiten des einen sind nicht die Möglichkeiten des anderen. Es gibt keinen universalen Leisten, über den sich die Welt schlagen läßt, es sei denn fiktiv in unseren Wünschen nach Glück, Freiheit, Unabhängigkeit. Aber was daraus wird, hängt nicht bloß am Wünschen und schon gar nicht an einer universellen Idee oder an »Wegen«, für die man sich angeblich entscheiden kann. Die Systemkonfrontation hatte ihre eigene Metaphysik, ihre spezifische optische Täuschung, zum Beispiel »kapitalistisches Amerika« und »kommunistisches Rußland«, wo es doch höchstens einen Kapitalismus in Amerika und einen Kommunismus in Rußland gibt. Selbst der vergleichende Blick, diese defiziente Form der Erkenntnis, stammt noch aus der Zeit, da angeblich »Systeme« miteinander konkurrierten. Doch es ging längst schon um etwas anderes. Man wird es sehen, wenn man das Vergleichen und das Entweder-Oder hinter sich gelassen hat. Man wird mehr sagen können, wenn man ein Stück Weges zurückgelegt hat in dem Raum, der sich auftut, wenn er durch den Systemgegensatz nicht mehr verstellt ist.

Ozean Die Reise nach Amerika ist Abschied. Jeder Flugpassagier ist noch einmal Christoph Columbus. Wer abgehoben, den Ärmelkanal und endlich die Leuchtfeuer von Shannon hinter sich hat, hat unter sich nur den Atlantik. Die Reise ist täglich Gewohnheit für Tausende, aber der Ozean wird nicht außer Kraft gesetzt, man stößt sich ab. Amerika ist Neue Welt. Nach Rußland zu reisen, ist die Überquerung der Urstromtäler und Tiefebenen, mit Städten darin: Warschau, Wilna oder Riga. Wir verlassen den Kontinent nicht. Wir bleiben im Horizont. Wir überholen niemals den Sonnenaufgang. Wir haben die Wahl: mit dem Flugzeug oder mit der Eisenbahn. Das Flugzeug ist nur schneller. Nach Rußland führen viele Wege, nach Rußland fährt man im Übergang, man bricht nicht alle Brücken ab.

Flugrouten, Karte im Kopf Die Karte im Kopf ist nicht die Erdoberfläche. Die Karte im Kopf wird gebildet von den Routenkarten der Fluggesellschaften. Die Zeichnung sieht aus wie die Stahlkonstruktion einer Brücke: solide, auf festen Pfeilern ruhend, trotz der großen Spannweite. Die roten Linien verbinden nicht nur zwei Punkte hüben und drüben. Sie sind gestreut: der Raum ist vom Reiseantritt an als ganzer präsent: er reicht nicht bloß bis Boston oder New York, sondern bis San Francisco, Phoenix, Detroit, Minneapolis, Atlanta. Offener Raum, keine Eingangspforte. Anders die Reise nach Rußland: Wir reisen nach Moskau, und dann sehen wir weiter. Das Rußland auf der Karte der Fluggesellschaften ist nicht: Moskau, Orel, Charkow, Kasan, Sverdlovsk, Irkutsk, Bratsk, Wladiwostok. Nishnij Novgorod ist Gorkij und nicht zugänglich, terra abscondita. Chicago liegt offen ausgebreitet mit gates in die ganze Welt. New York ist die Pforte zu einem offen daliegenden Kontinent, Moskau ist die Pforte zu einem geschlossenen Land. Amerika ist vertraut, obwohl es ferner und neuartiger ist als Rußland, das exotisch erscheint, auch wenn es in Europa liegt.

Fortsetzung der Bewegung, Innehalten Der Passagier vom John F. Kennedy-Airport setzt seine Reise fort, indem er sich ins Taxi setzt und nach Manhattan hineinfährt, auf denselben Schnellstraßen, in denselben Staus, in derselben Sprache, in denselben Gepflogenheiten an der Rezeption des Hotels. Das erzeugt die Illusion, man sei in derselben Welt, die nur größer, farbiger, imposanter, rascher ist. Die Ankunft in Moskau ist Innehalten, nicht wegen der Zollprozeduren, die jetzt fast weggefallen sind. Zollformalitäten kann man per Dekret ändern, die Ökonomie, nach der die Taxis fahren oder nicht fahren, nicht. Wir bewegen uns von jetzt an auf einer anderen Schienenspur, die uns die Illusion erzeugt, als seien wir nicht in Europa, sondern ganz weit weg: mit anderen Schriftzeichen, anderer Sprache, anderem Tempo.

Übersetzungsmechanismus Flugzeuge sind überall gleich schnell, Autos auch. Die Differenz ist nicht technischer Art. Die meiste Zeit geht verloren bzw. wird gewonnen im Übergang von einem System zum anderen, daher zeigt sich der Kampf um die Zeit in der Rationalisierung des Übersetzungsmechanismus. Vom Flugplatz aus per shuttle ins Hotel oder zum Rent-a-Car, wo man die Bewegung fortsetzen kann, die man wenige Stunden vorher auf einem anderen Kontinent unterbrochen hat. Wenn es in Rußland schnell geht bei dieser Übersetzung, dann nur, wenn man einen Chauffeur für eine Delegation oder V.I.P. zur Verfügung hat. Amerika hat ein System des raschen, bequemen Umsteigens von einer Fortbewegungs-

weise zur anderen, von einem Tempo zum anderen. Ein technisch hergestelltes Zeitkontinuum hier, verschiedene, scharf gegeneinander abfallende Zeiten mit Intervallen der leeren, verlorenen Zeit dazwischen dort.

Airport, Bahnhöfe Der Bahnhof ist eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts. In Amerika sind sie prächtig, aber fast so prächtig wie Museen eines vergangenen Zeitalters. In Rußland sind sie ebenso prächtig, aber so frequentiert und voll wie die amerikanischen Flughäfen. Der Flughafen in Amerika ist einer der wenigen Orte, wo man Schlangen sehen kann, Schlangen der Disziplin und Höflichkeit. Der russische Bahnhof ist ein Endpunkt der Langstreckenzeit, Pforte zu einem anderen Teil des Imperiums mit bewußten Abschieden und Ankommenszeiten, die man nicht vergißt. Sie sind die Verteiler der unentwegten Völkerwanderung, die Kathedralen des Imperiums. Flughafen und Bahnhof sind zwei verschiedene Jahrhunderte. Amerika schrumpft in der Bewegung auf den Flughäfen, Rußland wird weit durch die Eisenbahnen.

Die Farbe des Asphalts, Highway, Bewältigung des Raums Der Highway eint Amerika. Er wird gebaut, als die Erschließung des Raums schon abgeschlossen ist und das Auto die Eisenbahn abgelöst hat. Der Raum ist schon kolonisiert, der Highway macht ihn verfügbar. Der Highway läßt den Raum, ungeachtet der Wüsten, die er durchquert, und der Sonnenuntergänge am Rande der Welt, unter denen er sich hinstreckt, schrumpfen. Der Highway ist der Sieg des Menschen über den Raum. Sein Netz hat ebenso wie die Gliederung der Staaten und das Schachbrett, nach dem die Straßen in Nord-Süd- und West-Ost-Richtung angelegt sind, den ungeheuren Naturraum gebändigt, in Meilen und Stunden berechenbar gemacht. Es ist das Netzwerk, auf dem die amerikanische Demokratie beruht. Das Netz der Highways hat sich über den Raum gelegt, seine Macht über den Menschen ist gebrochen: Austilgung der Unzugänglichkeit, Verfügbarmachen der Erdoberfläche, Fahrt im Auto bis an den Abgrund des Canyon, wo der Mensch ins Innere der Erde blicken kann. Alle Menschen, die sich auf ihm bewegen, sind Pioniere, auch wenn sie nur eine Strecke zurücklegen: sie sehen zwischen den Asphaltbändern und den Abermillionen Betonpfosten, auf denen die Bänder geführt sind, den Raum hindurchschimmern, das Monstrum Erde, das sich ergeben hat.

Minsker Chaussee Die Minsker Chaussee, die Leningrader Chaussee, die Straße, die nach Nishnyj Tagil führt, sind Wege in den Raum, nicht über den Raum hinweg. Wer sie befährt, hat vorher einen Bund mit der Natur

geschlossen. Man hat sich gefügt in die Weite und in die Unmöglichkeit, sie durch Geschwindigkeit oder sonstwie überlisten zu können. Es gibt keine Zeit, nur ein Ankommen. Es gibt Zonen in dieser Landmasse, in die keine Straße führt, sie erträgt die Straße nicht, sie hat nicht kapituliert, man muß sie mit dem Helikopter überlisten. Der Fahrer auf dem Highway und der Chaussee ist einsam, doch der letztere ist verloren, wenn er nur sich selber traut. Highways führen an Städten vorbei, Chausseen verbinden sie. Der Highway hat eine Infrastruktur für seine Passagiere, auf der Chaussee, manchmal holperig, mit gefährlichen Schlaglöchern und Raststationen, die ihre Herkunft – die Relaisstationen der alten Postverbindungen – nicht verleugnen, muß sich jeder selber durchschlagen. Der Asphalt ist mangelhaft, im Sommer prägen sich die Reifen der LKWs in das blauschwarze Band.

Glückliche Geographie, Katastrophenraum Amerika ist im Gleichgewicht, es verläuft fast symmetrisch gegliedert, es geht von einem Gürtel in den anderen über und vereinigt alle Klimata in sich. Es ist gemäßigt nördlich, gemäßigt südlich. Das Tal des Todes und die Rocky Mountains sind Inseln, eingefaßt, kein Kontinent für sich. Fein gegliederte Küsten öffnen ihn zum Meer, baumartig sich auffächernde Flußverläufe verbinden die kontinentale Mitte mit den Ozeanen. Es gibt Schneestürme und Dürren, aber keinen Kontinent, der nie auftaut. Es hat keine Feinde außer sich selbst. Rußland hat Zugänge zum Meer, aber keine Küsten, die es begrenzen und öffnen. Rußland hat auch eine Mitte – die Wolga, der »russische Nil«, der Strom der Ströme, die Mutter –, die das Land gliedert und aufschließt. Aber die Wolga mündet in ein Binnenmeer. Der Ural ist eine Grenze wie die Rocky Mountains, aber Wladiwostok am Pazifik ist nicht Los Angeles: Wladiwostok ist das Ende der Welt, Los Angeles nur das Ende des europäischen Amerika und der Beginn von etwas anderem. Magadan und Pacific Palisades – das ist ganz unvergleichbar. Sibirien ist nicht Rußland, aber doch russisch. Wer dieses große Rußland durchqueren will, bewegt sich nicht auf breiten klimatischen, in sich ausgeglichenen Gürteln von West nach Ost, sondern am Rande einer Niederung entlang, in der menschliches Leben nur durch Überanstrengung möglich ist. Rußland ist ein Korridor mit unscharfen Rändern, der sich durch Eurasien zieht. Rußland ist offen, es hat Feinde auch dann, wenn es ganz mit sich selbst beschäftigt ist. Der Himmel über Rußland ist so weit wie der über Amerika, aber die Landstriche unter dem Himmel sind anders dimensioniert. Rußland ist kein Garten Eden.

Am Rande des Canyon, Grusinische Heerstrasse Das mediale Zeitalter korrumpiert das Auge. So kommt es, daß man sich an das Ungeheuerliche gewöhnt und aus monströsen Gebilden Abziehbildchen werden. Mit New York ist es geschehen, mit Moskau auch. Die Gewöhnung an die andere Dimension geschieht in kleinen, aber ständig verabreichten Dosen. Daher kann es kommen, daß man niemals ankommt. Amerika und Rußland beginnen dann anderswo: am Gran Canyon, auf der Großen Grusinischen Heerstraße. Dort gibt es den Raum, der nicht zugebaut, nicht kultiviert werden kann, ein Dach der Welt, ein Tal der Götter, das erstarrte Magma der Erdzeit als Lesebuch. Er paßt in keinen Horizont, in kein Objektiv. Die Stille kann nicht festgehalten werden, denn es gibt keinen Laut. Das Licht ist so durchsichtig, daß man es nicht sehen kann. In den Raum führt keine Perspektive. Wenn es dort etwas gibt, dann nur Gott. Hier verschwindet das Amerika des weißen Mannes, auch wenn er dort seine komfortablen Blockhäuser errichtet hat. Man muß, wenn man heute nach Amerika oder Rußland kommen will, über den Abgrund des Canyon und die Paßstraße, die aus Transkaukasien herüberführt, ankommen.

Wilder Westen, Wilder Osten, Pioniere Die Erschließung des Raumes vollbrachten einmal die Siedler, die sich bewaffneten und ihren Krieg von Farm zu Farm, von Siedlung zu Siedlung gegen die Urbevölkerung führten und das Risiko, auf sich gestellt, auf sich nahmen. Nach Sibirien ging man nicht, sondern wurde geschickt. Die Kosakenheere Jermaks und anderer und die Sträflinge des Zaren. Vor der Eisenbahn waren die Deportierten und die Kosakenpeitschen da. Der sibirische Geist der Unabhängigkeit hat sich danach gebildet, Unabhängigkeit und Freiheit haben etwas mit Raum zu tun. Sie wachsen leichter fernab von Macht. Sie sind stark da, wo es keine Hilfe von außen gibt. Die Freiheit kam mit dem Geist der Verbannten und mit dem Geist der Flüchtlinge. Es überleben die stärksten Naturen, die Zähesten, die Goldgräber. Glücklich das Land, das die Kraft hat, den Raum zu überwinden, und unglücklich das Land, das so weit gespannt ist, daß es seine Kräfte erschöpft. Atlantik und Pazifik sind eine Grenze, die schützt, und die Grenze zu einem Raum, der sich kolonisieren läßt. Rußland aber fängt irgendwo an und hört irgendwo auf – einmal endete es sogar erst an der San Francisco Bay. Amerika ist kolonisiert, in Eurasien gibt es nur Korridore, die Kolonisten haben kapituliert.

Offene Grenze Amerika hat Grenzen, Rußland hat keine. Rußland gibt es nicht ohne Tiflis, das in Wahrheit Tbilissi heißt, ohne Reval, das in Wahrheit Tallinn heißt, ohne Wladiwostok, das am Pazifik liegt. Es gibt

keine russische Kultur ohne die Zigeuner von Kishinew, ohne den Gefangenen im Kaukasus, ohne den Zauber Armeniens, ohne das tatarische Kasan und die Moscheen von Samarkand. Man mag das imperial nennen, weil Europäern als geborenen Nationalisten kein anderes Wort zur Verfügung steht. Rußland hat weiche, fließende Grenzen, das macht es reich. Es hat Anteil an der griechischen Welt, die in Cherson ihre Ruinen hinterlassen hat, an der hethitischen und frühchristlichen und byzantinischen, an der persischen und islamischen, an der buddhistischen und chinesischen, an der Kultur der Finnen und Uiguren. Die Tataren stellten mit die ältesten Geschlechter des russischen Adels. Rußland geht über nach Mitteleuropa.

Byzanz – Boston – San Antonio Amerika: Pazifik und Atlantik, eindeutigere Konturen lassen sich nicht denken, nur San Antonio und San Diego bürgen dafür, daß Amerika der lateinischen Welt angeschlossen bleibt. Das europäische Amerika wächst an den Ankerplätzen der Europäer an der südlichen und nordöstlichen Küste. Rußland wächst aus dem Strang hervor, den die griechische und tatarische Welt in den slawischen Norden Europas hinein hat wachsen lassen. Amerika hat seine Grenzen nach innen aufgelöst, es ist angelsächsisch, germanisch, romanisch, slawisch, asiatisch, indianisch, schwarzafrikanisch, jüdisch, hispanisch. Es ist die wirkliche Neubildung – jenseits von Europa, postnational, postnationalistisch.

Leblond, L'Enfant: der Grundriss der Aufklärung – Silberne Städte im Flussdelta Die Stadt am Potomac und die Stadt an der Neva sind Entwürfe der europäischen Aufklärung im großen Stil – so oder so jenseits der europäischen Rücksichtnahmen und beschränkten Möglichkeiten. Washington ist die Selbstfeier des republikanischen Gemeinwesens. Das Capitol auf dem Hügel, das amerikanische Landhaus als Präsidentensitz, der Obelisk, die Tempel für Jefferson und Lincoln – das Forum der civil society. Die Union der Staaten feiert sich in klassizistisch angeordneten Fassaden aus weißem Marmor. Es ist der Vorgriff auf einen Staat, den es noch nicht gibt. Staatsapparats-Architektur kommt erst mit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, mit den Staatsmaschinen, die das »New Deal« auf den Weg bringen. Alles gruppiert sich um eine Wiese, nicht um einen Parade- und Aufmarschplatz, nicht um ein ehemaliges Exerzierfeld. Die Weiße Stadt ist eine Stadt inmitten einer Stadt der Schwarzen. Es gibt Menschenschlangen vor Mausoleen, vor dem Original der Unabhängigkeitserklärung, vor dem Museum, in dem die erste Mondfähre ausgestellt ist. Auf den Stufen der weißen Tempel darf man sitzen und rauchen. Der Plan zu Petersburg hat die Festung, das Winterpalais, die Admiralität im

Zentrum. Die Stadt entwickelt sich aus der absolutistischen Residenz heraus, als Nebenprodukt der Reichsindustrie, und als sie Stadt wird, ist es schon zu spät. Die Stadt mit dem Grundriß der Aufklärung wird zum Freilichtmuseum.

New York – Petersburg Beide Städte erscheinen zunächst wie die Fortsetzung des Vertrauten – nur größer, geschlossener, von anderer Dimension. Sie erscheinen als die Stützpunkte der alten in der neuen Welt. Das ist die übliche optische Täuschung. Hinter der Geschlossenheit Petersburgs steht das Reich, New York hat die Neue Welt im Rücken, die nur dort entsteht, wo alle Brücken verbrannt sind. Beide Städte sind etwas, wozu Europa nicht die Kraft oder Macht besaß.

Kasan, St. Louis Über die 1874 errichtete Eads-Bridge und die St. Louis Union Station, mit ihrem viktorianischen Luxus – einst die größte Eisenbahnstation Amerikas –, zogen jene weiter, denen es in der Neuen Welt schon zu eng geworden war. Was St. Louis am Mississippi, ist in Rußland vielleicht Kasan, die Hauptstadt des alten tatarischen Chanats, an der oberen Wolga: ein Ort der Grenzüberschreitung, des Hinausgehens ins Unbekannte, des Wiedereintretens in bekanntes Gelände. Beide waren Hauptstädte in ihrem Horizont mit Volk, das sich nur dort sammelt, wo Schiffe anlegen und Züge halten. Der Ort, wo aus Pionieren Stadtbürger werden, die sich Universitäten, Museen und Opernhäuser bauen. Der Bauch, aus dem Genies kommen.

Glückliches Amerika, armes Russland Das Unglück Europas ist das Glück Amerikas. Das Unglück Europas ist das Unglück Rußlands – und noch das eigene dazu. Europa versorgt Amerika nicht mit Sträflingen, sondern mit Rebellen, die fortwollen aus den alten Verhältnissen, und Flüchtlingen, die fortmüssen, weil das kleine Europa sie nicht erträgt. Nach Amerika geht man auch aus Verzweiflung, vor allem aber auf der Suche nach einem Weg aus der Verzweiflung. Nach Amerika geht man, um sich in Sicherheit zu bringen, nicht um sich zu verstecken. Nach Amerika gehen die Leute, die ihre Bildung, ihren Horizont, ihr Elternhaus, ihr Handwerk mit sich bringen. Europa nimmt Amerika für lange Zeit einen Teil der Bildungsarbeit ab. Nach Rußland emigriert man nicht, es sei denn, man wird gerufen – als Kolonist, als General, Polizeichef, als Akademie-Mitglied, als Ingenieur und Architekt.
Jedes Unglück Europas führt zu einem Aufschwung Amerikas, die Vertriebenen werden zu Pionieren. Man spricht gern vom guten Einfluß Europas

auf Rußland, aber Rußland wird in den Wirbel des europäischen Unglücks hineingezogen, und es setzt seine Kultur aufs Spiel, als es sich zum Schutz Europas den Mongolen und Tataren entgegenstellt. Es zahlt Tribut, um überleben zu können. Die Deutschorden belagern seine Städte. Die Litauer und Polen besetzen seine Hauptstadt. Die Franzosen brennen seine Hauptstadt nieder. Die Deutschen verbrennen seine Schlösser und verschleppen die männliche Bevölkerung in Gefangenschaft und Sklavenarbeit. Sie legen die Industrie, die Schächte in Schutt und Asche. Rußland verliert in der Weltkriegsepoche mehr Menschen, als Amerika durch Immigration gewinnt.

Eisernes Zeitalter: Pittsburgh, Magnitogorsk Zahlreich sind die Bilder wie das des Starrucca Viaduct von Jasper Cropsey von 1865, das eine bukolische Tallandschaft mit Hirten zeigt, durch das sich ein langer Eisenbahn-Viadukt zieht. Das ist der Anfang der Geschichte von »The Machine in the Garden«. In weniger als einem halben Jahrhundert wächst eine Landschaft aus Eisen von der Ostküste in den Kontinent hinein, ausgefüllt von Gleisanlagen, Depots, Speichern, Getreideelevatoren, Bahnstationen, Eisengießereien, Stahlwerken, Brücken, Kanälen, Tunneln, Schleusen. Keine Tallandschaft mehr, sondern der metropolitan corridor. An der Stelle jungfräulicher Wälder wachsen die Wälder aus Eisen. Pittsburgh heißt »Vulcanus capital«. Die Lebensenergie von mehreren Immigrantenwellen hat sich in Eisen verwandelt. Heute ist es ein Pompeji des Industriezeitalters mit Anlagen, die zu solide sind, um zusammenzubrechen. Man verzichtet einfach auf sie, es ist Raum genug, irgendwo an neuer Stelle etwas Neues zu beginnen. Und es wird auch dann noch Raum sein, wenn das Neue veraltet sein wird. Magnitogorsk arbeitet noch. Die Anlagen des russischen Vulcanus, von Komsomolenthusiasten, Häftlingen des Gulag und den Evakuierungskommandos der Kriegszeit errichtet, müssen weiterarbeiten, das Neue ist nicht in Sicht. Das Eiserne Zeitalter fand in verschiedenen Jahrhunderten statt. Pittsburgh wuchs durch harte Arbeit, Magnitogorsk durch Stoßarbeit. Amerika ist der Kontinent der harten Arbeit, Rußland das Land der Schwerarbeit. Pittsburgh ist eine Stadt mit Problemen in einem reichen Land, Magnitogorsk ist eine Stadt mit Problemen in einem Land, das noch ganz andere Probleme hat.

Brooklyn Bridge Amerika wartete nicht auf den Eiffelturm. Es begann sein 20. Jahrhundert schon 1883 und eröffnete es mit der Brooklyn Bridge. Es braucht keine symbolische Geste, die demonstriert, was man kann, sondern es baut eine Brücke dort, wo sie notwendig ist: zwischen Manhattan

und Brooklyn, um aus zwei Städten eine Stadt zu machen, um die Zirkulation zu beschleunigen, aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen. Man muß neben den gebündelten Stahltrossen, an denen die Brücke hängt, stehen, um zu verstehen, daß nun alles möglich wird, wovon das 19. Jahrhundert nur geträumt hat, und daß die Grenzüberschreitung vollzogen ist. Es ist ein grandioses Bauwerk, aber erschütternd ist es vor allem durch die Leichtigkeit, mit der es etwas völlig Neues denkt und ausführt. Die Stadt, die im Schatten der Brückentürme wächst, kann dahinter nicht mehr zurück. Brooklyn Bridge setzt das Maß für die Stadt, die aus ihrem Schatten heraus will.

Down town, Kreml Die Anreise in die amerikanische Stadt geschieht über den Highway, in die russische Stadt über die Eisenbahn. Wenn man noch nichts gesehen hat – die Krone der Hochhäuser selbst in der mittelgroßen Stadt des Midwest, die Traube von goldenen Kuppeln auch in der mittelgroßen russischen Stadt, bezeichnen einen Lebensmittelpunkt. Das Zentrum der russischen Stadt ist außerökonomischer, manchmal sakraler Art. Das Zentrum der amerikanischen Stadt ist der Handelsplatz, auch wenn dessen Fassaden gold- und platinfarben glänzen.

Boulder Dam, Fünfjahrplan Man erholt sich von dem Schock des Naturwunders am Rande des Canyon nur, wenn man sich an etwas festhalten kann, was auch der Mensch vermag. Der Mensch kann, wenn er klug ist, das wildeste Gewässer bändigen. Er tut es an der geeignetsten Stelle, wo er wie ein Uhrmacher nur eine winzige Schraube, eine kaum sichtbare metallische Hemmung einsetzt und so den ganzen Mechanismus in Gang oder zum Stillstand bringt. Er hat es getan an der Stelle, wo der Colorado River sich in die engste Schlucht eingegraben hat. Und er hat das Ingenieurwunder 1931-1935 vollbracht: die kleine Hemmung ist ein Betonriegel, der, mit den Felswänden verzahnt, das Tal aufstaut. Der Blick von der Staudammkrone weckt den Selbstmörder in einem. Der Blick vom Fuße des steil aufsteigenden Damms ist nicht frei von Schwindelgefühlen. Aber es geschieht nichts, außer dem Summen der Turbinen. Für die Arbeiter, die beim Bau umgekommen sind, gibt es ein Denkmal. Der Stil ist derselbe wie bei den Denkmälern, die den Arbeitern von Dnjeproges errichtet wurden. »New Deal« und sowjetischer Fünfjahrplan hatten dieselben Helden der Arbeit, dieselbe Faszination durch die Maschine und weiträumige Planung. Boulder City, dessen Grundriß an eine sowjetische Arbeitersiedlung erinnert, ist auch ein Ort, wo der Traum von der Erschaffung der Welt durch den Menschen geträumt wurde. Die Stadt ist um die Produktionsmaschine herum, auf sie zugebaut, der Betrieb ist das Herz. Wenn er stillsteht, stirbt

die Siedlung, die keine Stadt ist. Solche Großsiedlungen gibt es überall in Rußland, im Süden, in Sibirien.

Chrysler Building, MGU Mendelsohn stand noch bevor, was er nicht ahnen konnte: daß das Chrysler Building einen Zwilling bekommen würde. Doch was ist der Unterschied. Das eine ist eine private Einrichtung, das andere eine staatliche. Das eine hat einen goldenen Art-deco-Helm, das andere jene Haube, die aus der russischen Folklore bekannt ist. Das Hochhaus im Zuckerbäckerstil ist ein Akzent, eine Himmelssäule, die der Generalplan vorgezeichnet hat, Kompositionsmittel des großen Meisters, angestrengtes Ausrufungszeichen, das Paramount Building ist nur die Spitze einer zur Selbststeigerung und Überbietung gezwungenen Stadt. Das Moskauer Hochhaus ist eine Veranstaltung, der New Yorker Wolkenkratzer wächst von selbst. Er wird auch wieder abgerissen, sofern keine denkmalschützerischen oder finanziellen Gesichtspunkte dagegenstehen. Der Moskauer Wolkenkratzer ist für die Ewigkeit gebaut. Die Gebäude, die Leonidov in den zwanziger Jahren für Moskau entworfen hat, wurden in Chicago in den achtziger Jahren gebaut. Pittsburgh University, »Cathedral of Learning«, wurde auf den Moskauer Sperlingsbergen wahr.

Peterhof, Malibu Peterhof ist das kostbarste Spielzeug der Welt, mit goldenen Fontänen, am Finnischen Meer gelegen, mit Kaskaden, Schirmen, die Wasser sprühen, wenn man das sie umgebende Pflaster betritt. Im Winter liegt Schnee auf Satyren und Najaden. Peterhof ist der feinste Stoß, den Europa dem alten Rußland versetzt. Malibu ist Gettys Museum mit pompejanischen Fresken, Villen und Evangeliaren, eine Villa, eingebettet in den Duft der Pazifikküste. Die Gärten, Blumen und Skulpturen täuschen. Im Garten Eden hat es keine verbrannte Erde gegeben. Es gibt keine Schlösser, die bis auf die Grundmauern gesprengt, keine Marmorpalais, in denen die Pferde der Sieger von Adjutanten gestriegelt, keine Kirchen, in denen Munitionsdepots untergebracht waren. Keine Landschaften, durch die Panzer gerollt sind. Es sei denn die eigenen des Großen Bürgerkriegs.

Die Zahl der Handtücher, der Luxus der Papierservietten, das Gewicht der NYT usf. Der Reichtum eines Landes zeigt sich an dem, was durchschnittlich und wie selbstverständlich in Anspruch genommen wird. Es ist überall dasselbe: im Hotel gibt es aus Gründen, die nicht einleuchten, drei bis vier Frotteehandtücher pro Gast; im Fernsehen unüberschaubar viele Programme; bei McDonald's Becher und Servietten, soviel man will; allein die Wochenendausgabe der großen Zeitungen wiegt soviel wie an-

derswo die Gesammelten Werke eines Klassikers; die Luft wird gekühlt, wo sie zu heiß, und befeuchtet, wo sie zu trocken ist. Alles läuft stillschweigend, geräuschlos mit. Man macht davon kein Aufheben, aber hinter allen Selbstverständlichkeiten steht die Maschine, die arbeitet, und die Ressource, die zuende geht. Die Öffentlichkeit eines Landes, die sich Zweipfund-Zeitungsausgaben leisten kann, ist nicht in Gefahr – außer durch sich selbst. Die Öffentlichkeit eines Landes, die sich selbst die zwei Gramm, die die *Izvestija* wiegt, pro Tag nicht leisten kann, ist bedroht, nicht einmal so sehr durch die Zensur.

Die Revolution von Hollywood/Alphabetisierung Nirgendwo ist mit Lenins Diktum vom Kino als der revolutionärsten aller Künste so ernst gemacht worden wie in Amerika – ohne Lenin. Die Traumfabrik produziert Mythen und Kitsch, aber sie ist auch die Schule der Wirklichkeitsaneignung. Sie wirkt radikaler in den Köpfen, weil sie ohne Zeigefinger auskommt. Die Institute für Dialektischen Materialismus an den Parteihochschulen, Akademien und Universitäten haben etwas von Beschäftigungstherapie, von Exerzitien, von theologischen Übungen, sie sind etwas Nebensächliches, Unwirkliches. Die dialektische Bewegung der Materie und der Geschichte wird in Amerika ernster genommen trotz der Selbsteinschätzung als eines idealistischen Landes. Die Presse, ganz Hollywood ist mit nichts anderem beschäftigt als mit Investigationen und der Selbstentdeckung der Gesellschaft, zwar nicht ihrer Gesetze, aber der Zufälle, die vielleicht eine Kette bilden. Amerika investiert in die Dialektik der Selbstaufklärung seine besten Köpfe, das meiste Geld. Mehr Geld für Aufklärung bekam anderswo nicht einmal die Geheimpolizei.

Die Grossherzigkeit, die aus dem Raum kommt, »Naivität« Amerikaner haben ein großes Herz, und sie schließen von sich auf andere. Russen haben im Verzeihen ein großes Herz, obwohl sie keinen Grund zu besonderer Nachsicht haben. Es muß mit dem Großraum zu tun haben. Er sorgt für die Vorstellung, man könne ihnen letztendlich nicht zu nahe treten, auch der Fremde sei nur ein Gast auf Zeit, der Raum werde schon über die begrenzten menschlichen Zwecke triumphieren. Streit von Parteien, Klassen, Gruppen, Positionen – das ist wie Schall und Rauch im weiten Raum. Der große Raum erzeugt eine liebenswürdige Desinformiertheit, eine Weltferne, eine Gelassenheit, die entsteht, wenn es kein anderes Zentrum als die eigene Welt gibt, an die die Aufgeregtheiten nicht heranreichen, die die Europäer so nervös machen und sie schon aus Gründen der Enge dazu zwingen, mehrsprachig zu sein.

Supermarket, Gedeckter Tisch Das Zentrum des amerikanischen Reichtums ist nicht der Trump Tower mit dem vergoldeten Portal, sondern der Supermarkt. Dort ist die Durchschnittlichkeit des Wohlstands, an den man sich gewöhnt hat und der die Standards setzt beim Vergleichen mit anderen Kulturen, ausgebreitet. Er garantiert für die reibungslose Logistik des annehmlichen Lebens, und er gehört zu den ersten Einrichtungen dort, wo man sich in der Fremde einrichtet. Das Zentrum des russischen Reichtums ist der gedeckte Tisch, dem man nicht mehr ansieht, wieviel Kraft und wieviel Mühe es gekostet hat, alles irgendwie irgendwo aufzutreiben. Wenn der Tisch gedeckt ist, gibt es keinen Mangel und keine Schlange vor dem Geschäft mehr.

Haus mit Garten, Vertreibung aus dem Paradies Das Holz- und Blockhaus, wie wir es aus dem Russischen Norden kennen, hat in Amerika überlebt. Nicht nur in den Vierteln von San Francisco, die der russische Gouverneur noch angelegt hat, sondern flächendeckend. Man kann diese Holzhäuser noch in Vologda, Archangelsk, Irkutsk, auf dem Museumsareal von Potsdam »Alexandrowka« sehen, in Finnland, dem ehemaligen russischen Fürstentum. Rußland ist aus seinen Holzhäusern vertrieben worden, Amerika hat daraus eine Industrie gemacht, Rußland wurde in die industriell hergestellte Typenwohnung transferiert, dort sitzt das Dorf jetzt übereinandergeschichtet und träumt seinen Traum vom Garten nur noch am Wochenende oder im Sommer – auf der Datscha. Amerika braucht keine Datscha, weil es selber im Garten sitzt, in einer Hunderte von Meilen sich hinziehenden Suburbia. Es braucht keine Kartoffeln anzubauen, weil es sie jederzeit bekommt.

Kulturpark/Freiluftkino Der Ort der Harmlosigkeit des Vergnügens ist der »Kultur- und Erholungspark« mit den grün gestrichenen Bänken, den Gipsfiguren, den Militärorchestern und der öffentlichen Aufforderung zum Tanz an den staatsweiten Feiertagen. Das Freiluftkino ist der Ort des harmlosen Vergnügens unter dem nachtblauen Himmel. Die Autos wie eine Herde von Tieren zusammengerückt, auf deren schwarzglänzenden Rücken sich das Geschehen der Leinwand spiegelt, darin aber Menschen, die mit draußen ebenso beschäftigt sind wie mit sich selbst.

Freie Rede, die Kunst des Äsop Die freie Rede ist weit, es gibt kein verbotenes Terrain, man kann zitieren, anspielen, aussprechen, was man will. Ihre Gefahr liegt in ihrer Erschöpfung, in ihrer Dezentrierung des Wichtigen, in der Verführung zu Geschwätzigkeit und small talk. Sie ist

ungezwungen, manchmal auch harmlos. Sie geht immer von sich aus. Die Rede in der geschlossenen Gesellschaft ist schwierig. Sie arbeitet sich durch die Zonen der Tabus hindurch, sie ist gebrochene Rede, sie ist kaum anmutig, sie muß erfinderisch sein, wenn sie gehört und verstanden werden will. Gebrochene, äsopische Sprache ist immer Schutz des Denkens. Es erfordert Übung, sie von Doppeldenken und Heuchelei unterscheiden zu können. Die Anmut der freien Rede gedeiht dort, wo es keine verbotenen Fragen gibt – weder auf einer Pressekonferenz noch in einer Universität. Die dem Staat abgetrotzte freie Rede bleibt gezeichnet, noch auf lange Zeit ist sie leise, traut dem, was sie jetzt ausspricht, selber noch nicht recht.

Der Bau der eigenen Welt: das Summen der Klimaanlage Amerika baut, wo die Natur unzureichend und dem Menschen nicht gewogen ist, einfach die Bedingungen, die man braucht. Technisch kann jeder Ort bewohnbar gemacht werden. Die Intelligenz des tool-making animal brilliert in der Überwindung von sogenannten natürlichen Widerständen. Sie überbietet den Widerstand der Natur spielerisch, nicht durch Kraftaufwand. Amerika hält sich an Benjamin Franklin, nicht an den Geist der Utopie. Für die Bewegung von Erdmassen gibt es die Bulldozer, für das Verlegen der Schienen die entsprechende Maschine. Daher gibt es nichts, was nicht möglich wäre. Amerikas Freiheit wächst aus der Einsicht in die technische Möglichkeit. Städtische Agglomerationen entstehen dort, wo es kein Wasser gibt. Menschen bringen Höchstleistungen im mörderischen Klima. Man braucht nur Wasserleitungen über Tausende Meilen zu verlegen, man braucht nur die gekühlte Kapsel. Das Summen der Klimaanlage ist der Kammerton des voraussetzungsreichen Funktionierens einer Zivilisation, die sich erst zum Thema macht, wo sich die Voraussetzungen nicht mehr von selbst verstehen. Wenn das Geräusch der Klimaanlage erlischt, wird es zu einer Völkerwanderung kommen.

Höflichkeit und Aggressivität: Zwei Formen der Selbsterhaltung Man kann kein Geschäft machen, wenn man nicht hart und höflich ist. Das Geschäft macht ein Individuum mit anderen. Die Abhängigkeit ist wechselseitig. Wer bei mir nicht kauft, kauft bei einem anderen. Die amerikanische Höflichkeit wurzelt nicht in einer anthropologischen Besonderheit, sondern sie wurde fast zu einer solchen, weil man anders seinen Weg nicht machen kann. Grimmig zu sein, ist der Weg in den Untergang. Es ist das Lächeln der Gesicherten. Das hat die Amerikaner immer so hilfsbereit gemacht. Sie schlossen von sich auf andere. Sie gaben, weil sie keinen Grund zum Geiz und zur Habsucht hatten. Sie gaben nicht aus religiösem Fanatis-

mus oder aus Pflicht, sondern aus eigener Erfahrung und in der Erwartung, daß, wer anderen hilft, nie in Gefahr geraten kann. Es ist das Lächeln der Unabhängigkeit und das Lächeln der Zuversicht. Aber dort, wo noch die energischste Arbeit nichts ausrichtet, verfällt mit der Lebenskraft auch die freundliche Hinwendung zu den Menschen. Die Aggressivität wird zum Panzer der eigenen Selbsterhaltung und zur Bedingung des Überlebens.

Beef steaks und Demographie Nach Europa kamen mit dem Krieg neue Menschen. Die einen waren groß, so groß, wie Amerikaner oder Europäer gegenüber den japanischen Kaufleuten sind. Es kamen auf den kleinen Pferdchen und großen Panzern Soldaten, die mutig, aber kleiner gewachsen waren. Die einen kamen aus einem glücklichen, die anderen aus einem unglücklichen Land. An Rußland gingen corned beef, beef steaks, corn flakes vorbei. Seine Geschichte hat Zäsuren in den demographischen Kurven, in der rein physischen Lebenserwartung, am Wuchs und Körper der Menschen hinterlassen. Es hätte Grund, auch den Verstand zu verlieren, nachdem es Generationen in den Weltkriegsmassakern, in den Hungersnöten, in Genoziden verloren hat.

Die Frau auf dem Bau, die Diva Man kann natürlich vergleichen: Anna Pavlova und Mary Wigman, Marina Zwetajewa und Gertrude Stein. Aber die Frau hier und dort ist männlich und gleichberechtigt geworden auf anderen Wegen. In Rußland haben sie ihren Weg aus der Küche genommen auf die Baustellen, auf die von den Kriegen leergefegten Fabrikarbeitsplätze, verschlungen von der unersättlichen, weil so wenig rationellen Ökonomie des Sozialismus. Die Frau ist genauso selbstbewußt hier wie dort. Doch die Herrschaft der amerikanischen Frauenverbände hat etwas mit Marilyn Monroe zu tun, das russische Matriarchat etwas mit dem Verschwinden des Mannes. Die russische Frau tritt an die Stelle des Mannes: Sie feminisiert ganze Zweige der Volkswirtschaft – Bildungswesen, Gesundheitswesen, Erziehung. Sie verrichtet schwere körperliche Arbeit, nicht weil sie sich emanzipiert, sondern weil es nicht anders geht. Zwangsemanzipation. Emanzipation durch Zwang. Der Sieg der Frau nach der Niederlage des Mannes, der in Krieg und Terror dezimiert und geschlagen wurde. Die russische Frau hält die Fäden zusammen, wo alles auseinanderfällt, die amerikanische nimmt sie dem Mann aus der Hand.

Karrieren: Tellerwäschermythos und Säuberungen Amerikanische und russische Karrieren gleichen sich in vielem. Man muß nicht die Ochsentour machen. Wer die rettende Idee und die Intelligenz hat, die ihm hilft,

sie umzusetzen, macht seinen Weg, an den schon Etablierten vorbei. Genauso in Rußland. Die Säuberungen der Stalinzeit sind der Weg am Establishment der alten Revolutionäre vorbei. In den dreißiger Jahren wimmelt es von Leuten auf den führenden Posten, die »nicht gedient« haben, sondern nur vorwärtskommen wollten, und schnelle Karrieren machten. Die sowjetische Generation der »vydvizency« hat Karriere aus dem Stand gemacht. Rußland und Amerika waren auf fast barbarische Weise offen, rücksichtslos gegenüber Privilegien, Standesdünkel, etablierten Normen. Sie haben sie umgestürzt. In Europa geht es im Normalfall geordnet zu, unbeweglicher, bürgerlicher, über Rußland/Amerika liegt die Luft der Gnadenlosigkeit, einmal kompetitiv, das andere Mal bürgerkriegsmäßig.

Blue Jeans, Stepanova, Rodtschenko Die Blue Jeans sind eine Erfindung der Arbeiterklasse, über die Blue Jeans übt die Arbeitswelt den Anschein einer Hegemonie über die Freizeitwelt aus. Das war eigentlich eine Idee der sowjetischen Arbeiter und ihrer Intelligenz. Ihre Designer haben Arbeitskleidung, Fabrikküchen, Arbeiterwohnungen usf. kreiert – jedenfalls in der Zeichnung, im Entwurf. In Amerika haben sie sich durchgesetzt und von dort aus die mittlere, absichtslose Form gefunden, die ihren Triumphzug um die Welt ermöglicht hat: das praktische Kleidungsstück für jedermann, die Signatur der Zeit, in der die Klassenunterschiede unwesentlich zu werden beginnen.

Verbindlichkeit und Privateigentum Hinter allem steht der Anwalt, der regelt, wenn es zum Konflikt kommt, in dem man bezahlen muß, wenn man unterliegt. Das Institut des Rechts – ob beim Flugzeugabsturz, bei einer mißglückten Gesichtsoperation, bei der Verzögerung der Ratenzahlung oder der Millionenerbschaft. Alles hat eine Form, feste Kontur. Anspruch steht gegen Anspruch, weil jeder eine Einzelpersönlichkeit ist, dem Recht nach jedenfalls. Man kann schludern nur um den Preis des Ruins. Hinter allem steckt eine Garantie: der Besitz dessen, der aufkommen muß für den Schaden, der entsteht, wenn etwas schiefgeht. In Rußland kann man Ansprüche haben, aber das besagt nichts, wenn es für den Egoismus des Privaten kein Institut und keine Rechtsform gibt. Die harte Form der Bürokratie ist nur die Kehrseite der Formlosigkeit der amorphen Gesellschaft. Und die Bürokratie wird erst dann eine andere, wenn der Egoismus der vielen eine Form gefunden hat.

McDonald's und Peter der Grosse Die abgeschnittenen Bärte waren keine geringere Provokation durch den Antichristen Peter als die Zulassung

von McDonald's in Moskau. Aber die Frage ist, ob sie sich werden durchsetzen können, ohne daß irgendwann die Rache der Gedemütigten folgt. Es wird schwer genug sein für McDonald's: die Schlange, die sich vor dem staunenswerten Restaurant bildet, macht den Haupteffekt von fast food zunichte. McDonald's am Puschkin-Platz wird der Sowjetisierung nur entgehen, wenn sein Beispiel Schule macht: Schafft viele McDonald's, irgendwann wird es dann auch wieder Bliny geben.

Elvis Presley/Jurij Gagarin Eine Generation, zwei Helden. Der eine hat dem weißen Amerika entdeckt, daß es Musik und Bewegung im Körper hat, also noch nicht verloren ist, der andere hat mit dem Flug ins Weltall gezeigt, daß das Land trotz der Katastrophe noch Kraft genug hat für die Entdeckung des Weltalls. Beide starben früh. Sie sind Helden eines entwikkelten Devotionalienhandels, ihre Geburtsstätten sind Wallfahrtsorte.

Revolutionsexport, Jimi Hendrix, Saisons russes Die amerikanische Revolution in Europa begann schon in den zwanziger Jahren, in der Vorkriegszeit, aber sie siegte definitiv nach dem Krieg. Ihre Basen waren nicht die Militärstützpunkte mit dem unerreichbar hohen Lebensstandard und mit dem Geld, das alles möglich machte. Ihre Basen waren die Kinos, ihr Medium die Filme, ihr Botschafter ein schlaksiger, jugendlicher Präsident. Die russische Revolution ist in Europa vorerst gescheitert, sie kam über die guten Absichten, Instruktionen, über die Planungen, über die Nivellierung der Eigentumsverhältnisse nicht hinaus. Sie verbarg sich hinter Drohungen mit dem Schuh und hinter Panzereinsätzen und hatte daher keinen Erfolg. Die amerikanische Revolution war sanft und irreversibel, weil Europa aus eigenen Stücken nachgemacht hat, was ihm gefiel: im Design, im Geldverkehr, in der Geschäftssprache, im Autobahnbau, im Fernsehprogramm, in der Lebensform. Alles bewegt sich auf dem neugeschaffenen Terrain – auch die Gegner dieser Lebensform. Rußland und Europa haben eine gemeinsame Affäre gehabt, eine gemeinsame Erfahrung gemacht, die den Beinahe-Suizid einschloß. Die läßt nicht los, solange die Wunden nicht verheilt sind. Aber dann beginnt eine neue Geschichte. Auf Jimi Hendrix wird eine Neuauflage der Saisons russes folgen.

Amerikaner in Paris, Russen in Berlin Die Reisenden von heute sind die Nachfahren der alten Aristokratie, der russischen wie der neuenglischen plus der Bohème, die an die Akademien oder nach Europa ging. Der amerikanische Reisende bewegt sich in Europa wie zu Hause, es ist sein Territorium, das er sogar formt mit seinem Geld, mit seinen Ansprüchen, mit

seinen Reisegepflogenheiten. Der russische Gast ist still, trat zunächst nur in Gruppen und Delegationen auf, er war lange Zeit fast nur Staatsreisender, ob er nun Wissenschaftler, Theatermann oder Politiker war. Der amerikanische Reisende ist unabhängig, er hat alles, was man braucht, selbst die jungen Leute, die nach Marokko unterwegs waren, hatten keinen Grund zu verzweifeln, die Kreditkarte und die Botschaft halfen, wenn es nicht weiterging. Der Sowjetmensch im Ausland ist in der anderen Welt.

Clockwork Orange, Exekution In Amerika werden große Verbrechen, in Rußland wurden Großverbrechen begangen. Amerika führt Buch über das Verbrechen in aller Öffentlichkeit, die Kamera ist am Tatort präsent. Sie sind monströs, so unendlich in ihren Perversionen wie die menschliche Seele. Die Akten des Großverbrechens lagern in den Archiven. An den großen Verbrechen bewährt sich der Detektiv und hält sich das Publikum in Spannung, an der Aufklärung der Großverbrechen hängt die Moral und die Zukunft eines ganzen Landes. Bei den einen geht es um Mord und Totschlag, bei den anderen um Exekutionen. Die US-Gangstersyndikate verstehen etwas von politischer Ökonomie, die kriminelle Natur, die es in Rußland zu etwas bringen will, muß sich in politischen Intrigen auskennen. In Rußland mußte man die alte politische Elite massakrieren, um an die Verteilungshebel heranzukommen. Das reiche Land hat viele Plätze zum Reichwerden, das arme Land nur dort, wo die politische Macht, die alles entscheidet, sich kristallisiert.

Rolltreppe, Strassenszene, Reichtum der menschlichen Rasse Europa, vor allem das aufgeklärte, ist antirassistisch. Es hat nur mit seinesgleichen zu tun: dem weißen Gesicht mit der europäischen Durchschnittsphysiognomie. Die Europäer wollen »die historische Lehre« nicht vergessen. Die einfachste Art, sie zu beherzigen, ist das Bekenntnis, daß alle gleich seien. Doch dann stehen sie auf der Rolltreppe der Moskauer Metro oder gehen durch die Straßen von Los Angeles oder New York und stellen fest: die gleichen Menschen sind schwarz, weiß, rot, gelb, und sie machen die Entdeckung, daß die Welt armselig und langweilig wäre, wenn sie allein von weißen Europäern bevölkert wäre. Sie kommen in ein Land, wo Multikultur Alltag, nicht volkspädagogische Initiative ist. Amerika und Rußland sind bunt und arbeiten am Schwierigsten: am Miteinander-Auskommen von Menschen verschiedener Hautfarbe, wo Europa noch nicht einmal multinational miteinander auskommt.

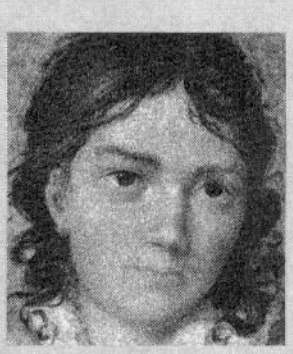
Ghetto exterritorial, Apathie systemisch Amerika hat unzugängliche Territorien inmitten seiner Städte. Das ist nicht das Hinüberwechseln in ein »sozial schwaches Viertel«, sondern der Schritt in eine andere Welt, jenseits des funktionierenden Amerika. Da versagen die Maßstäbe, nach denen Gewerkschaften Wohlstand und Armut berechnen. Es ist etwas ganz anderes: nicht Armut, sondern Selbstaufgabe, nicht Unglück, sondern Ausweglosigkeit, nicht Arbeitslosigkeit, sondern außerhalb der Welt der Arbeit und ihrer Kalküle Stehen, das ist nicht Zerrüttung der Familie, sondern deren Auflösung, nicht Kriminalität, sondern Gewalt als Lebensform. Es geht nicht um Drogenmißbrauch, den man kurieren kann, sondern um eine Form gesellschaftlicher Selbstdestruktion, eine Stufe der Rebarbarisierung innerhalb des prosperierenden Betriebes. Rußland hat keine Ghettos, hier kann man auf andere Weise verloren sein. Rußland schämt sich des Reichtums und der Armut, Amerika zeigt vor, daß ein Reicher abstürzen, ein Armer aufsteigen kann. Man müßte die Apathie, die eine Gesellschaft lähmt, mit der Bereitschaft zur Selbstzerstörung dort, wo sie sich sozial und topographisch konzentriert, vergleichen. Die Apathie der geschlossenen Gesellschaft und die Selbstdestruktion der Ausgeschlossenen.

Staatszeremoniell, staatliche Liturgie Die Achtung des Staates für Form, Symbolik, Embleme in Amerika und Rußland – darüber müssen die Europäer manchmal lächeln, weil sie das von sich zur Genüge kennen. Aber es ist gerade nicht Zeichen entwickelter Staatlichkeit, sondern ihrer Abwesenheit oder ihrer Defizienz. Amerika ist eher das Land der Föderation von Kommunen, von der die russischen Anarchisten geträumt haben. Nur in Europa ist der Staat allgegenwärtig, bis in die kleinste Zelle des Gemeinwesens hineinblickend – über den städtischen Kindergarten, das Finanzamt, die Paßbehörde und die Computer. Amerika und Rußland sind ein Kontinent jenseits des Staates, seine Anwesenheit ist im ersten noch nicht nötig, seine Anwesenheit im zweiten ist nur die Imponierhaltung in aussichtsloser Lage. Der Staat, die Bürokratie, die Ämter vermögen nichts.

Permanenzerklärung der Revolution Die russische Revolution hat stattgefunden, sie war kein Phantom. Sie ist eben dabei, Geschichte zu werden. Aber die amerikanische, von der sich nie jemand erschrecken ließ, ist nicht zum Stillstand gekommen. Sie findet statt, alltäglich, unauffällig, reibungslos, hinter dem Rücken. Sie kann auf Propheten verzichten. Sie ist zu Ende dann, wenn sie Propheten braucht.

DAS NEUE STANDARDWERK ZUR DEUTSCHEN LITERATUR

WALTHER KILLY
LITERATUR LEXIKON
Autoren und Werke deutscher Sprache



Bertelsmann Lexikon Verlag

Sie sparen DM 300.– und mehr mit Subskriptionsvorteil!

Walther Killy Literaturlexikon – so urteilt die Presse:

...unterstellen wir, daß auch die folgenden Bände einlösen werden, was der erste verspricht, so werden wir 1992 ein Lexikon der deutschen Literatur in Händen halten, wie wir zuvor noch keines hatten.

Neue Zürcher Zeitung

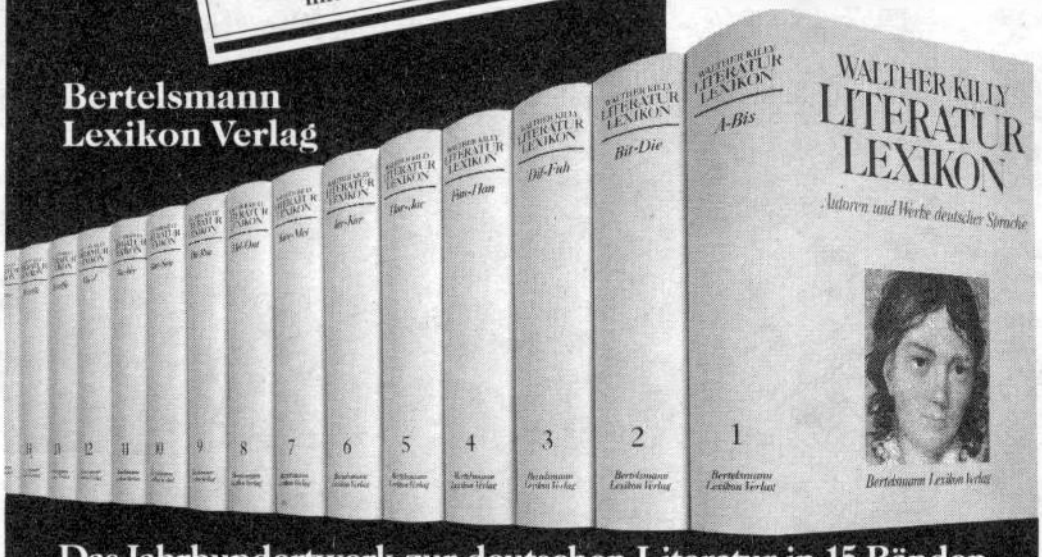
...eine imponierende Reihe gründlicher, zuverlässiger, oft hervorragender Darstellungen. Über Achim von Arnim kann man kaum irgendwo auf so knappem Raum in so glänzend genauer, poetisch und wissenschaftlich hellwacher Weise Aufschluß erhalten wie hier. Ähnliches ist von den Texten zu Walter Benjamin, Thomas Bernhard, Horst Bienek, auch Angelus Silesius und Jakob Bidermann zu sagen.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

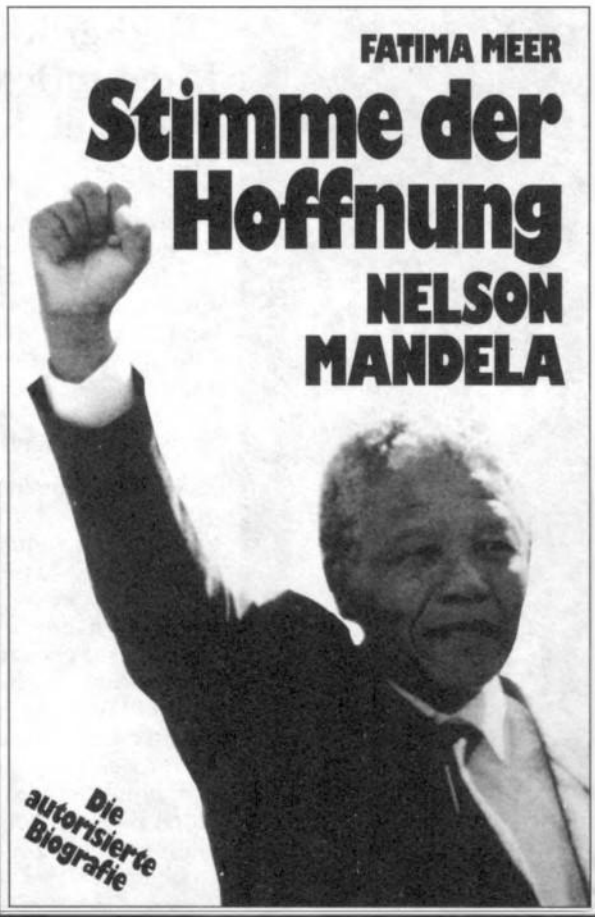
Walther Killy (Hg.)
Literaturlexikon
Autoren und Werke deutscher Sprache in 15 Bänden,
je 520 Seiten, Format: 17 x 23,7 cm
Band 1–12 A–Z, je 76 farb. Bildseiten, Band 13 u. 14 Sachbegriffe, je 48 farb. Bildseiten, Band 15 Register und Nachträge.

Subskriptionspreis je Band
Ln. mit SU, DM 148,–
Gesamtpreis DM 2.220,–
Halbleder, DM 198,–
Gesamtpreis DM 2.970,–

Bertelsmann Lexikon Verlag



Das Jahrhundertwerk zur deutschen Literatur in 15 Bänden



Dietz Taschenbuch 29
– Lizenzausgabe –
416 S. mit zahlr. Abb.,
DM 24,80

Fatima Meer hat eine Biografie geschrieben, die einen ungewöhnlich intimen Einblick in das Leben Nelson Mandelas gibt und zugleich eine außerordentlich informativ und lebendig geschriebene Geschichte des schwarzen Widerstands in Südafrika ist.

„Meer, die selbst am politischen Geschehen dieser Zeit beteiligt war, scheint fast alle damals führenden Aktivisten persönlich gekannt zu haben und kann so wichtige Ereignisse en detail beschreiben. Den LeserInnen eröffnet sich eine nahezu überwältigende Folge von Kampagnen und Protestaktionen, Versammlungen, Reisen und Diskussionen. Die fast atemberaubende Energie, mit der sich Mandela in den politischen Kampf wirft, verbindet die Biographin mit zahlreichen Einzelheiten über sein persönliches Leben. Darin liegt auch die Qualität dieser Biographie."

(die tageszeitung)

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Sonja Margolina
Rußland ist einsam

Die Dialektik des Sieges

Rußland ging am 9. Mai 1945 als Sieger aus dem Zweiten Weltkrieg hervor. In den Ländern der Besiegten, die von den Alliierten besetzt waren, kam es zu einem Wirtschaftswunder: Die Bundesrepublik Deutschland und Japan wurden zu hoch entwickelten Staaten, ihr politisches System avancierte zum Modell für Staaten, die mit dem Kommunismus nichts mehr zu tun haben wollten, sogar in der Dritten Welt. Gründe für den erstaunlichen Erfolg der ehemals militaristischen und totalitären Regime sind in erster Linie wohl der positive Einfluß der amerikanischen Besatzungsmacht und des Marshall-Plans, die Demontage der veralteten Industrieanlagen, die Mobilisierung aller Kräfte der Bevölkerung, die sie instandsetzte, ihre in Trümmern liegenden Länder unter den Bedingungen der Marktökonomie wieder auferstehen zu lassen. Eine wichtige Ursache für den schließlichen Erfolg Deutschlands und Japans lag sicher in der energischen Anstrengung, das psychische Trauma, das die Niederlage zugefügt hatte, zu kompensieren und die moralische und geistige Krise der Nation zu überwinden. Anstelle des militärischen Sieges, den das Dritte Reich versprochen hatte, bestand nun die Chance, auf wirtschaftlichem Gebiet Revanche zu nehmen, Befriedigung zu finden in finanziellem und persönlichem Erfolg und in der Zugehörigkeit zu einem aufblühenden freien Europa.

Anders die Sowjetunion. Sie war Siegermacht. Sie verzichtete auf die Marshallplan-Hilfe, sie übernahm die demontierten deutschen Industrieanlagen und befestigte damit nur für Jahrzehnte ihre technische und ökonomische Zurückgebliebenheit. Sie beschritt weiter, begleitet von einer Politik verstärkter Repressionen, den perspektivlosen Weg der Kommandowirtschaft. Mehr noch: Der Sieg, der um den Preis einer beispiellosen Kräfteanspannung aller Völker der UdSSR erkämpft worden war und der mehr als 30 Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, schuf eine Sieger-Mentalität, die für weitere vierzig Jahre dafür sorgte, daß die Problematik der nationalen Identität überdeckt und die Möglichkeit, sich kritisch mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, verdrängt oder abgeschnitten wurde.

In der Geschichte gibt es kein »Was wäre gewesen, wenn...«. Und die Alliierten wußten, was sie taten, als sie die Eröffnung der Zweiten Front so lange hinausschoben. Sie warteten ab, bis sich die zwei Bären im Kampf miteinander erschöpft haben würden, sie warteten ab, bis in den Militärlaboratorien Amerikas die neue Superwaffe fertiggestellt war, die dann am Kriegsende in Hiroshima erprobt wurde. Vielleicht sind vierzig Jahre sowjetischer Okkupation kein allzu schrecklicher Preis dafür, daß Europa von der Atombombe verschont wurde.

Geographie als Geschichte

Über 600 Jahre hat Rußland »die russische Erde gesammelt«. Die »Sammlung der russischen Erde« umfaßte den Prozeß der Erschließung Sibiriens, des »Wilden Ostens«, ebenso wie die Kolonisierung und Eroberung fremder Territorien. Vor dem Ersten Weltkrieg verfügte das russische Imperium über die größte territoriale Ausdehnung. Nach der Revolution und als Ergebnis des Friedens von Brest-Litowsk verlor Rußland Finnland, die baltischen Staaten, einen Teil der Ukraine, Polen. Stalin holte sich einen Teil dieser Territorien zurück und verbreitete mit der Okkupation der Länder Osteuropas den Sozialismus über halb Europa. Von kurzen Perioden abgesehen, war Rußland jedenfalls immer in einem Prozeß der Erweiterung und Ausdehnung begriffen. Parallel zu dieser Expansion und sie unterstützend entwickelten sich das Großmachtbewußtsein des russischen Volkes und der Kosmos russischer Imperialkultur.
In Deutschland spricht man nicht über Geographie. So etwas gilt als reaktionär, da es zumindest implizit mit Geopolitik zu tun hat. Doch schon in der Schule lernt man, daß die großen Kulturen Roms und Griechenlands sich nicht entwickelt hätten ohne das milde Klima und den offenen Zugang zum Meer. Rußlands Kultur ist vielleicht wie keine andere das Resultat seiner geographischen Lage. Es war Pjotr Tschaadajew, der im Jahre 1836 diesen Gedanken erstmals formuliert hatte: »Es gibt ein Faktum, das übermächtig unsere ganze geschichtliche Bewegung beherrscht, das wie ein Roter Faden unsere ganze Geschichte durchzieht, das in sich sozusagen die ganze Philosophie Rußlands enthält, das in allen Zeitabschnitten unseres gesellschaftlichen Lebens auftaucht und seinen Charakter determiniert und das das wesentliche Element unserer politischen Größe und zugleich der wirkliche Grund unserer intellektuellen Ohnmacht ist: es ist das geographische Faktum...« Das Manuskript, das bei der Hausdurchsuchung beschlagnahmt wurde, blieb unvollendet. Doch der Historiker Kljutschewskij hat in seinem berühmten »Kurs der russischen Geschichte« immer wieder

versucht, die Rolle des »geographischen Faktors« aufzuklären. Kljutschewskij sieht in dem Kolonisierungsbestreben, in der möglichst freien Siedlung in möglichst weiten Räumen die alles beherrschende Tendenz in der russischen Geschichte. Das Territorium als feste und unerschütterliche Konstante wird zu einem der wesentlichen Elemente des Selbstbewußtseins und zu einem Grundmotiv der kulturellen Identität des Russentums. Und umgekehrt produzieren Nationalgefühle, die sich an den Grenzen entwikkeln und die Rechte der Russen an diesem Raum in Frage stellen, eine Krise der kulturellen Identität.

Der Literaturunterricht in der Schule – die erste und oft einzige Möglichkeit des Heranwachsenden, sich ein Bild von der Nationalgeschichte zu machen – beginnt damit, daß das Kind in Berührung kommt mit der romantischen Erfahrung des russischen Kolonialismus. Alexander Puschkins bessarabisches Poem »Zigeuner«, sein »Kaukasischer Gefangener« und sein Krim-Poem »Fontäne von Bachtschissaraj« gehören zu den Klassikertexten und öffnen dem Schüler die Welt fremder Kulturen, die so zu einem Teil der russischen werden. Sowohl Lermontow mit seinen georgischen Dichtungen und dem frühen Tod im Kaukasus als auch Tolstoi mit seinen »Kosaken« führen diese Region als Thema und als Text in die russische Literatur ein. So sind Kaukasus und Krim keine exotischen Länder, die der russischen Krone untertänig gemacht worden sind, sondern Areale der russischen Kultur. Natürlich können diese Areale auch durch die reale Aneignung und Inbesitznahme des fremden Raumes befestigt werden. Doch auch der Russe, der noch nie im Kaukasus war, empfindet diese Gebiete psychologisch als ihm zugehörig, nicht als fremd. Daß man die Dekabristen in den Kaukasus verbannt hat, daß Puschkin auf dem Paß den Sarg mit dem Leichnam Gribojedows, des genialen Schriftstellers und Gesandten des Zaren, der vom Mob in Täbris gelyncht worden war, in Empfang genommen hat, all das macht aus dieser fremden Region ein Feld russischer Geschichte, das es für 200 Jahre denn auch war. Und als das es nun verschwindet.

Fast 200 Jahre russischer Kultur formierten sich als imperiale Kultur. Diese These hört sich an wie eine Tautologie. Doch eine Tautologie ist es nur dann, wenn man annimmt, die geopolitische Situation sei für immer und ewig unveränderlich und stabil. Anders ist es, wenn der Boden, auf dem diese Kultur gewachsen ist – das Imperium –, zu existieren aufhört.

Die Literatur bestimmt in unerhörtem Maß Bewußtsein und Selbstbewußtsein der russischen Intelligenz. Doch im gleichen Maß stützt sie als grundlegendes Element der kulturellen Tradition das Großmachtbewußtsein. Was sich für das einfache Volk in Machtsymbolen vergegenständlicht hat, das

hat sich für die Intelligenz in der Semantik literarischer Vorbilder und in hystorischen Symbolen kristallisiert.

Die Adelskultur des 19. Jahrhunderts war keine »russische«: sie betrieb die kulturelle Aneigung des geographischen Raums und die Integration der eroberten Gebiete in das gesellschaftliche Bewußtsein mit ästhetischen Mitteln. Vor dem Hintergrund der unendlichen russischen Räume, in dem nur schwermütige Kutscherlieder geboren wurden und sogar die schneidigsten Husaren in Melancholie und Suff verfielen, war der Süden mit seiner mannigfaltigen Natur und ethnischen Vielfalt ein Ersatz für Griechenland und Italien, der romantische Zufluchtsort der Dichter und der Ort, an den frei und unabhängig denkende Menschen verbannt wurden, die sich der untertänigsten Gnade des Imperators im Krieg mit wilden Bergstämmen erst noch würdig erweisen mußten. Sie waren überzeugt, daß sie die Zivilisation in diese unberührten Gegenden trugen und daß sie mit ihrem Wort dazu beitragen würden, all diese verschiedenen Völker zu »einer Familie« zusammenzuführen. Die Wortgewalt der Literatur, dieser säkularisierten Religion, war in Rußland nicht schwächer als das Christentum, das die Missionare in den Kolonialländern verbreiteten. Und wenn Puschkin am Ende seines Lebens schrieb: »Die Kunde über mich geht durch das ganze große Rußland / Und man nennt mich beim Namen in allen Sprachen / Sowohl der stolze Enkel der Slawen als auch der Finne und der jetzt noch wilde / Tungus und der Freund der Steppen, der Kalmück«, so war da Rußland als organische Gemeinschaft der Völker gedacht, mit dem großen Bruder, dem russischen Volk, an der Spitze. Diese Ansicht galt auch dann noch, als die einzelnen Völker immer häufiger auf ihrer Unabhängigkeit bestanden.

In der Sowjetzeit hörte die Kultur auf, eine »imperiale« zu sein. Sie wurde »national der Form, international dem Inhalt nach«, d. h. sozialistisch. Wenn zuvor die russische Literatur die Pionierarbeit in der Aneignung der »wilden Länder« geleistet hatte, dann begannen unter dem Sozialismus die »Kalmücken« und die »Tungusen« tatsächlich damit, Puschkin auf Russisch und in ihren eigenen Sprachen zu lesen. Es begannen die oft sehr fruchtbaren Versuche, das nationale Bewußtsein des je eigenen Volkes in den russischen Kulturraum zu integrieren. Tschingis Aitmatow, Fasil Iskander, Vasil Bykow, Anar – das sind Schriftsteller unterschiedlicher Nationalität, die in der Sprache der Metropole schreiben oder selber ihre Arbeiten ins Russische übersetzen. Ihre stilistische Eigenart ist in nicht geringem Maß gefärbt von nationalen Traditionen, sie gibt der sowjetischen Literatur spezifische Nuancen und Farben, die es in ihr so wenig gab wie Gewürze in der russischen Küche. Die Wechselwirkung der Literaturen, ihre Übersetzbar-

keit wurden zum Ausdruck einer neuen, nach dem Krieg gewachsenen Gemeinschaft namens »Sowjetvolk«, eben jener Gemeinschaft, die in Stücke fallen mußte, sobald sich erwies, daß sie den Prüfungen der Freiheit nicht standhielt. Wenn heute ein nationaler Schriftsteller auf Russisch schreibt, dann bedeutet das soviel wie Verrat an seinem Volk und kann dazu führen, daß er aus dessen Reihen ausgeschlossen wird. Sowohl die Literatur des 19. Jahrhunderts wie die der jüngsten Vergangenheit spiegelten, bei all ihren Unterschieden, die Realität des multinationalen Staates und dessen geographische und ethnische Vielfalt wider.
Die russische Kultur war auch deshalb »groß«, weil sie unter den Besonderheiten der russischen Staatsbildung Kraft zur Synthese zeigte, in sich die Vielzahl heterogener Elemente aufnahm und sie im Sprachtiegel umschmolz. Das Gefühl des »Nicht-nur-Russisch-Seins« machte es den Nichtrussen, die im Gefolge der Emanzipation zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die russische Kultur Eingang fanden, leicht, sich mit diesem »nationalsynthetisierenden« Volk, wie sich Ossip Mandelstam ausgedrückt hat, zu identifizieren. »Das synthetische Volkstum«, schrieb Mandelstam, »verneigt nicht das Haupt vor dem Faktum, daß es nationales Selbstbewußtsein gibt, sondern erhebt sich darüber als souveräne, eigenständige und daher nationale Individualität.« Die Zugehörigkeit zur Nation bestünde, so verstanden, in der Einheit jener herausragenden, durch die Gemeinsamkeit der Sprache ausgezeichneten Individuen. Mit einer derart elitären Konzeption konnte das Dilemma der russischen Kultur nicht gelöst werden. Diese Konzeption kaschierte nur mühsam die Angst vor der anarchischen Gewalt des Volkes, das mit der Intelligenzija-Kultur nichts gemein hatte und eine Bedrohung für die dünne Schicht der europäisch-imperialen »Allmenschlichkeit« darstellte. Denn, wenn nach einem Wort Dostojewskijs die wichtigste Besonderheit des russischen Nationalcharakters in der Fähigkeit zum »allmenschlichen Mitfühlen« lag, dann durfte man dies nur auf die Intelligenzija beziehen. Das Volk mit seiner mündlich überlieferten Volkskultur hatte mit der Aufklärung, die ihm die Nation der Intelligenzija, die Stadt, ohne großen Erfolg überzustülpen versucht hatte, kaum etwas im Sinne. Zu welcher Nation »das Volk« gehört, das wird sich erst jetzt herausstellen.

Die Dialektik der Niederlage

Am 9. November 1989, 45 Jahre nach dem Großen Sieg, hat die Sowjetunion den Zweiten Weltkrieg verloren. Es war eine Niederlage mit nichtmilitärischen Mitteln. Unterlegen waren die Gewalt – der Vernunft, die Ideologie – der Ökonomie, die Utopie – der Realität. Erstmals in der russischen

Geschichte zerfällt das Imperium nicht, weil Gefahr von außen kommt, sondern umgekehrt, weil es keine äußere Gefahr mehr gibt. Die innerstaatlichen Konflikte, die durch Angst und Terror unterdrückt waren, sind aufgebrochen. Für die nach Unabhängigkeit strebenden Völker gibt es jetzt nur noch den »äußeren« Feind – Moskau. Die Russen, die den äußeren Feind in Gestalt des »Imperialismus« verloren haben, haben zu ihrem Schrecken den Haß »ihrer« Völkerschaften zu spüren bekommen, die Russophobie. Zum ersten Mal seit 600 Jahren werden Russen aus ihren kolonialen Besitzungen vertrieben und auf das eigentlich russische Territorium zurückgeworfen – vorläufig zwar nur psychologisch und in der Änderung der Atmosphäre. Alles, was unter der Herrschaft der Zarendynastien und mit dem Blut eines geknechteten Volkes angesammelt worden war: Bessarabien und der Kaukasus, Litauen und Mittelasien, war, so stellt sich heraus, nichts mehr als der buntscheckige, zerrissene Rock am Leib des nackten Königs. Rußland kehrt an den Anfang zurück: in sein 18., sein 17. Jahrhundert, in seine verschneiten Ebenen, ans Eismeer. Für Rußland ist dies nicht nur der Verlust von Territorium, dies ist ein Verlust des organisierenden, stabilisierenden Prinzips der kulturellen Vielfalt, das der russischen Imperialkultur zugrundeliegt. Außer dem Antisemitismus haben die Russen keine Idee, die das Selbstbewußtsein einer Nation konstituieren könnte. Außer der imperialen Kultur, die zu einem Fossil wird, wenn das Imperium nicht mehr ist, hat Rußland keine eigene Kultur. Der »russische Nietzsche«, Konstantin Leontjew, schrieb vor hundert Jahren, daß eine Nation zu einer schöpferischen Kraft nur dann werden kann, wenn sie eine spezifische Kultur vertritt. Ein »nackter«, rein »stammesmäßiger« Nationalismus richtet sich gegen die Kultur und gegen den Staat. Rußland, für sich genommen, nicht mehr zusammengehalten von der äußeren Hülle der Macht, gleitet zurück ins 13. Jahrhundert, als die untereinander verfeindeten russischen Teilfürstentümer mit Hilfe der Tataren Raubzüge gegeneinander veranstalteten.

Es entsteht nicht nur ein neues Staats-, sondern auch ein neues kulturelles Gebilde. »Wirklich Russe zu werden, das bedeutet eigentlich: danach zu streben, die europäischen Widersprüche miteinander zu versöhnen.« Dieser Gedanke war von Dostojewskij ausgesprochen worden, hundert Jahre bevor Gorbatschows Begriff vom »Europäischen Haus« auftauchte. Beide drücken sie die Gespaltenheit des russischen Bewußtseins aus, die Spaltung der Nation in zwei unvereinbare Teile: die nach Europa orientierte Kultur-Intelligenz, die der Träger der russischen Imperialkultur war, und der chthonische Teil, der sich nicht mit den Symbolen der Sprache oder der Kultur, sondern mit den Symbolen der zerfallenden Macht und der »Mystik

des Raums« identifiziert, um ein Wort Nikolaj Berdjajews zu gebrauchen. In der Idee des »Europäischen Hauses« meldet sich die noch unausgesprochene und stumme Angst vor der »Osmanisierung« und vor dem Ausschluß aus der Familie der zivilisierten Völker zu Wort. Dieser Schrecken hat die Feder Tschaadajews geführt, der nach seiner Rückkehr aus Rom in der Heimat keine »organisierende Idee« ausmachen konnte. Von Angst erfüllt ist die Intelligencija, die in einem zweiten Anlauf versucht, im Land eine zivile Gesellschaft zu schaffen. Rußland will Europa sein, und das ist seine letzte Chance. Doch man tritt nach Europa nicht ein wie in eine Partei. Ein Unglück kommt selten allein. Die russische Geschichte zieht das Land wie ein Mühlstein in die Tiefe neuer Leiden. In diesem Augenblick der großen Demütigung des Bewußtseins eines Volkes ist Rußland so einsam wie nie zuvor.

Anonymer holländischer Kupferstich, um 1700

Dan Diner
Der Palästinakonflikt: Wege aus der Ausweglosigkeit

Der Autor ist aufgefordert worden, trotz seines subkutan anhaltenden Pessimismus hinsichtlich des nunmehr über hundert Jahre währenden Palästinakonflikts eine optimistisch grundierte Perspektive zu seiner Lösung zu entwerfen. Die Phantasie gelte es zu bemühen, um einen Ausweg aus der verfahrenen Lage aufzuzeigen. Schließlich habe sich die Welt grundlegend verändert. Der Trend, von Moskau angestoßen, möge sich doch umstandslos auch des Krisenherdes im Vorderen Orient annehmen. Einer solchen zukunftsfrohen Maßgabe will sich der Autor nicht verweigern. Nichts läge ihm näher, als einer menschenfreundlichen Anregung folgend der Auflösung des Palästinakonfliktes das Wort zu reden.

In der Tat will es scheinen, als berühre die historische Zeitwende auch den Palästinakonflikt; als führe die Beendigung des die Welt seit über 40 Jahren strukturierenden, nuklear bewehrten Gegensatzes von Ost und West auch zu einem Dahinschwinden seiner sich global verzweigenden Ausläufer. Vergehen werden jedoch nur solche Konflikte, die unmittelbarer Ausdruck jenes weltbürgerartigen Gegensatzes waren, Konflikte jedenfalls, die ohne großzügige Zuwendungen und Unterstützung der jeweiligen Supermacht eine nur geringe Lebensdauer hätten. Eher dürfte ein nur wenig hoffnungsvoll stimmender Umkehrschluß zutreffen. Denn allzuleicht wird die gleichsam konflikthemmende Wirkung des mit dem Jahre 1989 versinkenden Ost-West-Gegensatzes und des ihm inhärenten Prinzips der bislang die Welt strukturierenden Bipolarität übersehen. Die global ausgreifende Rivalität der anfänglich wertegemäß legitimierten Polmächte hatte Konflikte nicht nur ermöglicht. Mittels der Logik nuklearer Abschreckung war es auch an ihnen, Konflikte zu beendigen bzw. ihre Unterbrechung zu erwirken. So rationalisierte der nukleare Gegensatz Vielfalt und Mannigfaltigkeit der in ihrem Kern durchaus vom Ost-West-Gegensatz unabhängigen Konflikte. Er legte sie – wenn auch nur vorübergehend – still, um einen durch allzu forsche Stellverteter heraufbeschworenen Zusammenstoß zu begrenzen. Für das Wirken solch konflikthegender Mechanismen sind übrigens die diversen Nahost-Kriege exemplarisch. Dem Zwang zur Feuereinstel-

lung, dem Auftrag zum Waffenstillstand oder dem Druck zum Truppenrückzug ging wesentlich eine gegenseitige Bedrohung der Supermächte voraus. Die Klienten sahen sich entweder zu nachträglicher Mäßigung veranlaßt oder stellten sich gar vorwegnehmend auf die von den Supermächten zu erwartende Beschränkung ihres Handlungsspielraums als Kriegsführende ein.

Im Falle supermächtiger Indifferenz hingegen sehen sich die Parteien dazu verurteilt, die von ihnen ausgelösten Auseinandersetzungen bis zum bitteren Ende bzw. bis zur völligen Niederringung des Gegners auszutragen. Der Golfkrieg zwischen Iran und Irak, aber auch der libanesische »Bürgerkrieg«, ein sich doch wesentlich territorialisierender Volksgruppenkonflikt, sind für die Region des Vorderen Orients apokalyptische Exempel weltpolitischer Duldsamkeit der Supermächte. Der in jenen Konflikten erbrachte Blutzoll übertrifft bei weitem die Zahl der Opfer der verschiedenen arabisch-israelischen Kriege – Zusammenstöße, die doch als Folge vermittelter, letztlich nicht ausgetragener Konfrontationen der Supermächte unterbrochen wurden. Eine solche Reminiszenz bremst den sich auf dem europäischen Kontinent breitmachenden Optimismus hinsichtlich einer sich gleichsam notwendig durchsetzenden Tendenz zur Beendigung alter Konflikte und zum Wegschmelzen tradierter Gegensätze auch in anderen Weltgegenden. Im übrigen dürften gleichartige Zweifel auch hinsichtlich jener Teile Europas angebracht sein, die nicht dem prosperierenden westlichen Kerneuropa zuzurechnen sind. Das Aufbrechen altneuer Gegensätze ethnischer Selbst- und Fremddeutung auf dem Kontinent tut heute wieder seine dumpfe Wirkung, eine Wirkung, die in nicht allzuweit zurückliegender Vergangenheit auch das Schicksal des Vorderen Orients in erheblichem Maße mitbestimmt hat. Es dürfte des Kontextes wegen schon ausreichen, darauf hingewiesen zu haben, wie sehr der jüdische Staat Israel, obschon nicht *in* Europa, historisch doch *von* Europa ist; seine negativen europäischen Ursprünge – Nationalismus und Antisemitismus – scheinen nach jahrzehntelanger Erstarrung wieder aufzuleben.

So fordert der Niedergang des bipolaren Gegensatzes der Supermächte historisch seinen Preis ein. Er fördert die Wiederkehr einer in der alteuropäischen Geschichte einst wirksam gewesenen, wenig anmutigen Triade – der Triade von Volk, Nation und Minorität. Inwieweit die Form ethnisch grundierter Konflikte tatsächlich real oder bloß Ausdruck von Simulation ist, dürfte sich erst in Zukunft herausstellen. Aber bis zur historischen Klärung tut allein schon die Deutung von Wirklichkeit mittels nationaler und ethnischer Bezüge ihre traurige Wirkung. Juden in der Sowjetunion sehen sich verstärkt veranlaßt, das Land in Massen zu verlassen. Sie wenden

sich schlicht dorthin, wo sie aufgrund eines sich für sie positiv auswirkenden Nationalitätenprinzips in der Emigrationsfrage Aufnahme finden, also in Israel. Die wie in den zwanziger Jahren sich verschließenden Tore Amerikas lenken sie zu Tausenden und Abertausenden in den jüdischen Staat, dessen zionistische Raison d'être ihnen Aufnahme verheißt.

Doch abgesehen von der bloßen Tatsache jüdischer Masseneinwanderung aus der Sowjetunion nach Israel infolge der Wiederkehr von Nationalismus und Antisemitismus in Osteuropa trägt dieser Menschenstrom dem Beobachter noch manche historische Nachdenklichkeit auf. Die Nachdenklichkeit richtet sich vor allem auf die metaphorische Bedeutung des Jahres 1917 für das europäische, vor allem aber für das jüdische Bewußtsein – das Jahr der Oktoberrevolution und ganz ohne Zweifel auch das Jahr, von dem alle Langzeitbewegung der neuesten Geschichte ausgegangen ist, die unser politisches Jahrhundert prägte, eines Jahrhunderts, das mit dem Jahre 1989 ausgelaufen zu sein scheint. 1989, zweihundert Jahre nach der Französischen Revolution, dürfte zumindest auf dem europäischen Kontinent der Wert der Freiheit jenen der Gleichheit eingeholt haben. Von jüdischer Geschichtserfahrung aus gedeutet, hielt das Jahr 1917, gar sein Monat November, eine dem Wertegegensatz Gleichheit und Freiheit analoge Entwicklung bereit: Von 1917 an standen für Juden zweierlei Perspektiven einander entgegen: hier die Perspektive des Roten Oktober, der Leninschen Prinzipien, die den Antisemitismus negativ sanktionierten und ein universelles, internationalistisches Versprechen der Völkerfreundschaft enthielten – dort die von der imperialen Regierung ihrer Majestät gewährte britische Zusage – die Balfourerklärung –, in Palästina die Bildung einer nationalen jüdischen Heimstätte zu fördern. Hinsichtlich der Juden Europas begriffen sich beide Perspektiven als weltgeschichtliche Rivalen; beide standen sich mit ihren gegenläufigen Zusagen – universelle versus nationale Emanzipation – wie heilsgeschichtliche Versprechen entgegen. Und in der Tat: Vom Jahre 1989 und der Massenauswanderung von russischen Juden nach Israel aus bemessen, dürfte die welthistorische Rivalität zwischen der universell orientierten und der national gerichteten Perspektive durchaus im Sinne der pessimistisch verzagten zionistischen Geschichtsinterpretation entschieden worden sein. So indiziert das Anschwellen der Immigrationsbewegung von Juden aus der Sowjetunion nach Israel zweierlei: Ein dröhnendes Indiz für das Dementi auch jener Minimalversprechungen des internationalistisch gesinnten Kommunismus, wenn schon nicht die Befreiung des Menschen, so doch zumindest seinen Schutz vor Verfolgung seiner Herkunft wegen erwirkt zu haben; und ein Menetekel für die Zunahme solcher Konflikte im europäischen Bereich, die sich auf die Legitimation blinder ethnischer

Loyalität stützen. Mehr noch: In und für die Sowjetunion bezeugt das Wiederaufleben des Antisemitismus auch die Rückkehr des alten innerrussischen Gegensatzes zwischen westlerischen Modernisierern und großrussischen, slawophilen Traditionalisten, die sich gegen alle Neuerer und Neuerungen stellen und diese wiederum mit Juden in Verbindung bringen.

So scheint der Zionismus angesichts der Entwicklung in Osteuropa auf traurige Weise insofern recht zu behalten, als er pessimistisch stets auf die Dringlichkeit eines jüdischen Nationalstaates pochte – und dies ganz unabhängig von Nationalsozialismus und Massenmord, allein vom traditionellen Antisemitismus ausgehend. Gleichwohl findet sich Israel wegen der aktuellen Veränderungen, die heute seine Ursprungsrechtfertigung zu bestätigen scheinen, paradoxerweise in einer existenziellen Krise. Diese Krise formt sich aus zwei in ihrer Wirkung gegenläufigen Folgen ein und desselben welthistorischen Vorganges aus: Zwar nimmt der Strom jüdischer Einwanderung aus der sich zu Rußland rückentwickelnden Sowjetunion aufgrund der Wiederkehr des ethnischen Prinzips in der Politik zusehends zu – ein Vorgang, der gemeinhin mit der Stärkung des jüdischen Gemeinwesens in Verbindung gebracht wird; gleichzeitig verfällt infolge des Abschmelzens des wertemäßig gepolten Ost-West-Gegensatzes die Bedeutsamkeit Israels für die Vereinigten Staaten und mithin der wirkliche oder wie auch immer fiktive Grund, der die USA zur Stützung des jüdischen Staates veranlaßte.

Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten erhielt Israel vor allem deshalb, weil dem Kongreß und der jeweiligen US-Administration glaubhaft versichert werden konnte, daß sie spätestens seit dem Koreakrieg im jüdischen Staat einen verläßlichen und vor allem sich selbst unverzichtbar dünkenden Bündnispartner hätten, ein Gemeinwesen jedenfalls, das in der krisengeschüttelten Region des Vorderen Orients seiner parlamentarisch-demokratischen Verfaßtheit wegen gleichsam einzigartig dastehe.

An diesem Deutungsmuster strickte Israel freilich nicht allein. Seine Gegner in der Region wie auch die Sowjetunion empfanden die arabisch-israelische Feindschaft durchaus als unmittelbaren Ausdruck jenes zunehmend manichäisch erscheinenden Ringens zwischen Ost und West, das in außereuropäischer Sicht zu einem mythische Konturen annehmenden Gegensatz von Imperialismus und Antiimperialismus rationalisiert wurde. Der in der Tat eigenständige, von seiner Substanz her sich der Logik des globalen Gegensatzes durchaus entziehende Konflikt um Palästina wurde so umstandslos dem Weltgegensatz einverleibt.

Wie stark auch immer Elemente des manichäischen Weltgegensatzes in der Vergangenheit mit dem lokal begründeten Konflikt um Palästina verwoben

gewesen sein mochten – heute, mit dem globalen Verfall der Bipolarität, findet sich Israel seiner der Führungsmacht der westlichen Welt schmeichelnden wertemäßigen Legitimation entblößt. Jedenfalls dürften die USA spätestens seit dem welthistorischen Umbruch des Jahres 1989 keinen ihren globalen Interessen adäquaten Grund mehr sehen, Israel als weltpolitisches »asset« im Ost-West-Gegensatz fast blindlings zu unterstützen. Zunehmend wird deutlich, was auch schon zuvor hätte sichtbar sein können: Die USA streben einen israelisch-palästinensischen Kompromiß an, verweigern Israel jedenfalls den Anspruch auf die weitere Aufrechterhaltung seiner Herrschaft in den 1967 besetzten Gebieten und kritisieren den jüdischen Staat dort, wo er der amerikanischen öffentlichen Meinung wegen am verwundbarsten ist: im Bereich der Menschenrechte.

Zwar war die amerikanische Unterstützung Israels stets mehr Ausdruck der US-Innenpolitik als ihres globalen Ausgreifens. Doch seit der Mitte der sechziger Jahre wurde Israels militärische Überlegenheit auch als ein dem Westen dienstbar zu machender strategischer Vorteil in Anspruch genommen, eine Stärke, die zumindest in dialektischer Weise Sadat verdeutlichen konnte, daß eine Anlehnung an die USA den nationalen Zielen Ägyptens politisch und diplomatisch weitaus dienlicher sei als die ohnehin zweifelhafte militärische Stützung seitens der Sowjetunion. Durch den weltpolitischen Wandel schwindet nun die wie auch immer zu bewertende Bedeutung Israels für die USA. Diese Rückstufung ist andererseits begleitet von einem zunehmend größer werdenden Angewiesensein Israels auf die Vereinigten Staaten – einer gleichsam potenzierten Abhängigkeit, die mit dem Einwandererstrom aus der sich wandelnden Sowjetunion in Verbindung steht. Die Einwanderung bzw. die Integration der russischen Emigranten ist nur bei massiver Unterstützung seitens der USA möglich. Die Vereinigten Staaten sind deshalb mehr als je zuvor in der Lage, den jüdischen Staat zum Verzicht auf die besetzten Gebiete zu bewegen, und zwar dank einem Element, das ohne Zweifel zum harten Kern seines zionistischen Selbstverständnisses gehört: der Einwanderung. So stünden heute in Israel erstmalig zwei Prinzipien einander entgegen, die historisch eher komplementär aufgetreten waren: Land und Einwanderung. Eine solche Kontraposition würde ohne Zweifel das Anliegen der politischen und ideologischen Rechten in Israel massiv treffen und umgekehrt den konzilianten Kräften in einem erheblichen Maße Auftrieb geben können. Denn gegeneinandergehalten, dürfte das Prinzip des ganzen Landes (Erez Israel) für die Mehrheit der Israelis von geringerem Gewicht sein als das Motiv der Einwanderung; und dies, obschon auch hier aufgrund grassierender Arbeitslosigkeit vor allem unter Israelis orientalischer Herkunft der Zuzug russischer Juden nicht gerade

Begeisterung auslöst. Aber die Gebiete der Westbank, die als Judäa und Samaria für die ideologische Rechte mythische Bedeutung erreichen, dürften diesen Menschen noch ferner liegen.

Die Gegenläufigkeit von zunehmender Einwanderung und dem hinhaltenden Versuch der israelischen Regierung, Verhandlungen über Westbank und Ghaza im Sande verlaufen zu lassen, hat schon im Vorfeld einer wirklichen öffentlichen Auseinandersetzung über die zukünftige Orientierung des jüdischen Staates angesichts des weltweiten Umbruchs die Regierung der »nationalen Einheit« auseinandergerissen. Der über zwei Jahrzehnte währende Stillstand in der israelischen Politik ist angesichts einer rapide sich wandelnden Welt, der Rückentwicklung der Supermachtkonfrontation und der Wiederkehr Europas nicht mehr tragbar. Doch nicht nur das Umfeld läßt die Aufrechterhaltung des bequemen Zuwartens nicht mehr zu. Daß die Dringlichkeit einer Lösung derart virulent geworden ist, dazu haben die unmittelbaren Kontrahenten des jüdischen Staates, die Palästinenser, in einem erheblichen Maße beigetragen.

Die Intifada, das seit Dezember 1987 anhaltende palästinensische Aufbegehren in den nunmehr seit zwanzig Jahren besetzten Gebieten, hat – von ihrem auf Israel lastenden Druck ganz abgesehen – für die historische Entwicklung der Palästinafrage höchst relevante Prozesse abgeschlossen; andere Tendenzen wurden nach längerer Inkubationszeit an die Oberfläche getrieben, um schließlich auch gegenläufige Entwicklungen auszulösen, die einen Ausgleich durchaus bedrohen könnten. An ihr Ende gelangte infolge der Intifada jedenfalls die historische, über Jahrzehnte anhaltende haschemitisch-zionistische bzw. jordanisch-israelische Kooperation. Seit den dreißiger Jahren war es Absicht der aus Gründen der Selbsterhaltung einander freundlich gesonnenen Feinde gewesen, ein arabisch-palästinensisches Gemeinwesen zu verhindern. Zionistischerseits und später seitens des Staates Israel wurde stets die »jordanische Option« einer palästinensischen vorgezogen. Dies schon allein deshalb, weil erstere Option in einem territorialen Sinne kompromißfähig war, letztere hingegen schon immer den Charakter eines Volksgruppenkonflikts trug und aufgrund sich gegenseitig ausschließender nationaler Ansprüche durchaus total war. Erst mit dem im Sommer 1988 von König Hussein erklärten Verzicht auf die Westbank stehen sich die historischen Kontrahenten ohne einen außerpalästinensischen arabischen Faktor nunmehr unmittelbar gegenüber. Das, was sie trennt, sie andererseits politisch miteinander verbinden könnte, ist offenkundig: gegenseitige Anerkennung.

In Israel lassen sich alle gegenwärtig geführten Parteienkämpfe und Verfassungskrisen letztlich auf das Problem der Anerkennung der Palästinenser

zurückführen – sprich: eine wie immer auch indirekt gemeinte Akzeptierung der PLO bei Verhandlungen. Die Frage der Anerkennung der Palästinenser ist für Israel derart delikat, daß alle zuletzt geführten Verhandlungen zwischen Israel, den USA und Ägypten wie auch die innerisraelischen Debatten sich ausschließlich mit Verfahrensfragen jenes Prozesses befassen, der zur Anerkennung führen könnte. Ein solches Ergebnis intendieren jedenfalls die Amerikaner, und eben dies fürchtet die israelische Rechte. Dem Konflikt wäre in der Tat ein erhebliches Maß von Schärfe genommen, wenn sich die Kontrahenten bei Verhandlungen an materiellen Inhalten entzweiten und nicht an der ihnen vorgelagerten Seinsfrage der Anerkennung.
Um die Anerkennung des Feindes als Gegner ringt heute die israelische Seite. In diesen existenziellen Notstand gestoßen wurde Israel durch die im Jahre 1988 erfolgte Anerkennung seiner Staatlichkeit durch die PLO unter Arafat: eine längst überfällige, aber wohl zu keinem anderen Zeitpunkt durchzusetzende innerpalästinensische Entscheidung. Zwar war diese Anerkennung in der politischen Entwicklungsrichtung der Palästinenser schon seit längerem angelegt, aber zum Durchbruch verhalf ihr paradoxerweise erst die Intifada. Paradox insofern, als die palästinensische Entscheidung zur Anerkennung Israels wesentlich dem Umstand geschuldet war, daß der Aufstand sich auf die Gebiete von Westbank und Ghaza beschränkte und damit die Existenz des jüdischen Staates in einem Teil des ehemaligen britischen Mandatsgebietes ausgerechnet durch Widerstandshandlungen faktisch bestätigte.
Bis dahin war die PLO trotz manch anderslautender Erklärungen ihrem historischen Dilemma verhaftet geblieben, zwei unterschiedliche Interessenlagen repräsentieren zu müssen: Jene Palästinenser, die bei der Gründung des Staates Israel 1948 vertrieben wurden oder sich veranlaßt sahen zu flüchten, strebten seitdem die buchstäbliche Rückkehr in die Städte und Dörfer ihrer Heimat an. Eine solche »Rückkehr« wäre jedoch nolens volens mit der Zerstörung, Auflösung oder sonstwie die nationale Konstitution des jüdischen Staates intendierenden Aufhebung verbunden gewesen. Alle diesbezügliche Programmatik der »Befreiung Palästinas« zielte auf das gesamte ehemalige britische Mandatsgebiet – und damit auch auf Israel. Solche auf ferne Zukunft gerichtete historische Absichtserklärung und die Einübung des ihr entsprechenden, notwendig einseitigen und letztlich auf militärischer Gewaltanwendung beruhenden strategischen Vorgehens mußten jedoch die mittelfristigen Hoffnungen jener Palästinenser untergraben, die seit dem Jahre 1967 in Westbank und Ghaza israelischer Herrschaft unterworfen waren. Denn solange gesamtpalästinensische Überlegungen sich darauf orientierten, das Land als Ganzes zu »befreien«, hätte auch von

einer konzilianten, d. h. territorial kompromißbereiten israelischen Regierung eine Anerkennung der palästinensischen Forderung nach nationaler Staatsgründung in auch nur einem Teil des Landes kaum erwartet werden können. Ein solches teilpalästinensisches Gemeinwesen hätte sich als bloße Vorstufe auf dem Weg zur gänzlichen Wiederherstellung eines arabischen Palästina verstehen müssen. Der ständige Mangel an innerpalästinensischer Präzisierung der letztlichen Absicht der PLO ließ erwartungsgemäß solche israelischen Vorstellungen überwiegen, die nicht nur mit dem schlechtestmöglichen Falle rechneten, sondern auch dementsprechend handelten.

Aber mit der sich auf die 1967 besetzten Gebiete beschränkenden palästinensischen Aufstandsbewegung, von der auch die exilierte politische Führung überrascht wurde, sah sich die PLO zum ersten Male und in fast allen ihren Fraktionen gezwungen, eine sich in ihren Reihen ohnehin durchsetzende Entwicklung zu ratifizieren und endgültig zu wählen zwischen der historischen, politisch aber irrealen Option der »Befreiung« und der zwar nicht unmittelbar anstehenden, aber im Prinzip realisierbaren Option der Staatsgründung. Die PLO, deren Führung sich wesentlich aus Flüchtlingen und Vertriebenen des Jahres 1948 aus den Gebieten des späteren israelischen Kernlandes zusammensetzt, sah sich politisch gezwungen, die ursprünglich historische und mit ihrem biographischen Hintergrund verbundene Motivation ihres Kampfes in sich selbst zu überwinden und weit mehr als bislang das Begehren der Bevölkerung der 1967 besetzten Gebiete auch und vor allem *programmatisch* aufzunehmen.

Ergebnis dieser Öffnung ist der durch die Intifada unausweichlich gewordene innerpalästinensische Kompromiß von Algier 1988. Die PLO erkennt den Staat Israel dergestalt an, daß sie die Teilungsresolution der Vereinten Nationen vom November 1947 als Legitimation eines eigenständigen arabisch-palästinensischen wie eines jüdisch-israelischen Gemeinwesens zugrunde legt. Im Dezember konkretisiert Arafat das Prinzip der Teilung des Landes politisch insofern, als er mit der Anerkennung der UNO-Resolutionen 242 und 338 die Waffenstillstandslinien der Jahre 1948 bis 1967 als endgültige Grenzen zwischen einem jüdisch-israelischen und einem zu etablierenden arabisch-palästinensischen Staat zugrunde legt.

Der innerpalästinensische Kompromiß erfolgte wesentlich auf Kosten jener Palästinenser, die bislang auf die »Befreiung Palästinas« in Gestalt buchstäblicher Rückkehr gesetzt hatten. Damit wurde im Prinzip der Weg geebnet für die *Möglichkeit* einer Staatsgründung in den 1967 besetzten Gebieten: die Wirklichkeit läßt bislang auf sich warten. Doch ganz ohne Rückgriff auf das ursprüngliche Selbstverständnis und die mit ihm verbundenen Anstrengungen um die Wiederherstellung des Status quo *vor* der

Gründung des Staates Israel wäre ein solcher Verzicht auf die im Jahre 1948 gründenden historischen Forderungen politisch nicht durchsetzbar gewesen. Diese finden sich im Rückbezug auf die Teilungsresolution von 1947 zumindest symbolisch aufgehoben. Indem die Palästinenser nach jahrzehntelanger Ablehnung nunmehr auch von sich aus die universelle Legitimation des Staates Israel anerkennen, versetzen sie sich in die Lage, in möglichen Verhandlungen Forderungen zu stellen, die mit der Einholung ihrer eigenen, auf die Teilungsresolution zurückgehenden Rechte verbunden sind; so etwa Kompensationen für Vermögenswerte, die bei der Flucht und Vertreibung 1947/48 verlorengegangen sind. Mit der Anerkennung der Teilungsresolution haben die Palästinenser also nicht schlechterdings auf das Prinzip der »Rückkehr« verzichtet; es erfährt aber eine Verwandlung und wird zur Rechtsgrundlage materieller Forderungen. Auf seine Realisierung als unmittelbare Rückkehr wird freilich verzichtet. Dies wiederum erlaubt es den Flüchtlingen und Vertriebenen von 1948, in den innerpalästinensischen Formelkompromiß einzustimmen, auch wenn ihnen dabei allem Dafürhalten nach nur ein symbolischer Anspruch bleibt.

Die innerpalästinensische Einigung von Algier, verbunden mit der Anerkennung Israels, eröffnete der PLO einen wirklichen internationalen Durchbruch und ermöglichte ihr vor allem den Dialog mit den USA. Nur Israel, an das jenes Angebot schließlich gerichtet war, verschloß sich seiner von der PLO ausgesprochenen Anerkennung. Obwohl sich hier manche historische zionistische und israelische Forderung an die Araber, die Teilung des Landes betreffend, erfüllte, blieb eine positive offizielle Reaktion des jüdischen Staates aus. Im Gegenteil: Die israelische Regierung beharrte standhaft auf ihrer prinzipiellen Weigerung, mit der PLO zu verhandeln – worüber auch immer. So steht die PLO mit einer ausgesprochenen politischen Anerkennung da, die ihr vom Adressaten, dem Staate Israel, nicht abgenommen wird. Und dennoch zeitigt sie eine Wirkung, insofern sie die innerisraelische Debatte um gegenseitige Anerkennung verschärft und letztlich auch zur Überwindung der israelischen Bewegungslosigkeit beitragen kann.

Anders die Entwicklung auf palästinensischer Seite. Dort verfällt die Geltung ausgesprochener Anerkennung zusehends. Außerdem wandelt sich das Bewußtsein. Ein generationenlanges Warten auf Veränderung ihrer wahrlich wenig hoffnungsvollen Lage läßt auch unter Palästinensern das Gewicht vormoderner Deutungsbezüge von Wirklichkeit zunehmen. Hier ist vor allem von einer Revitalisierung des politischen Islam die Rede – mit allen Folgen, die ein eschatologisch gerichtetes Bewußtsein für die Fähigkeit zum irdischen Kompromiß zu haben vermag. Im Unterschied dazu ist das

säkulare Individuum von einem Bewußtsein begrenzter Lebenszeit gezeichnet, die es in Denken und Handeln mit zwar weniger, aber dafür mit Gegenwärtigem zufrieden sein läßt. Palästinensischerseits wurde der Konflikt mit Israel bislang von einer Generation getragen, deren Bewußtsein wesentlich in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren geprägt worden war. Die in der PLO führende Generation repräsentiert jenen arabischen Nationalismus, der säkular durchdrungen und auch noch in seiner antiwestlichen Haltung von westlichen Werten motiviert ist. Verstärkt wurde seine Säkularisierung durch den vermeintlichen Erfolgsschub des Marxismus-Leninismus im Bereich der Dritten Welt, vor allem in der Zeit revolutionärer Euphorie der sechziger und siebziger Jahre. Doch der im Vorderen Orient wirksam gewesene, sozialistisch grundierte Ultrasäkularismus ist inzwischen implodierend in sich zusammengebrochen. Die für das zeitgeistige Bewußtsein erdrückenden Großereignisse in diesem Raum – der konfessionell durchwirkte Bürgerkrieg im Libanon und die islamische Revolution im schiitischen Iran – zeugen als konkrete und sich ihrer Realisierung nähernde Menetekel vom Niedergang der einst als so hoffnungsvoll erachteten säkularen Tendenzen in der Region.

Es wäre sowohl müßig als auch wenig hilfreich, über Zukunftsträchtigkeit und Durchschlagskraft der islamischen Revitalisierung im Vorderen Orient zu spekulieren. Für unsere Zwecke reicht es aus, darauf hingewiesen zu haben, daß auch eine mittelfristige Erfolglosigkeit die in der Tradition des säkularen arabischen Nationalismus stehende Führungsgeneration der PLO erheblich bedrohen könnte. Die Zunahme islamischer, mit der PLO um Einfluß und Führung rivalisierender Organisationen unter den Palästinensern in den besetzten Gebieten macht in aller Eindringlichkeit deutlich, welch schlechten Ratgeber Zeit in diesem Konflikt darstellt. Das Verhältnis von Generation und politisch-kultureller Orientierung erlaubt manchen Einblick in die Zukunft: Je jünger die Palästinenser, desto religiöser ihr Selbstverständnis. Die Theologisierung des Politischen scheint angesagt – jedenfalls für die Zukunft. Dennoch dürfte noch nicht alle säkulare Zeit aufgebraucht sein.

Auch in Israel haben sich zunehmend Veränderungen eingestellt, die das Land immer stärker in die Zwänge überirdischer Selbstlegitimation treiben und deshalb den Weg zu einem Kompromiß verlegen können. Nicht daß etwa die Letztbegründung des jüdischen Staates von Anfang an von religiös grundiertem Selbstverständnis frei gewesen wäre; allein der Ort der Staatsgründung als »gelobtes Land« läßt im Hintergrund die biblische Verheißung aufleuchten. Solchen zum jüdischen Selbstverständnis gehörenden vorsäkularen Elementen können sich auch die weltlichsten Israelis nicht

verschließen. Auch und gerade im Unterschied zur wirklichen Religion tragen sie zur Fundierung eines nationalen Mythos bei – eine ins Politische drängende Profanisierung des Sakralen. Dieser Mythos sollte von säkularen Israelis seinen Tribut einfordern, als im Junikrieg 1967 das jüdische Gemeinwesen in einem tatsächlich so verstandenen Verteidigungskrieg unter anderem in jene Gebiete einbrach, die, bislang außerhalb der Staatsgrenzen liegend, dem biblischen bzw. nationalen Mythos entsprechend als Judäa und Samaria das Kernland des altisraelitischen Siedlungsgebietes bildeten. Im Zentrum steht der Ostteil der Stadt Jerusalem mit Tempelberg und westlicher Mauer. Weniger bedeutsam, aber für viele nicht weniger mythisch besetzt ist die Stadt Hebron mit dem Grab der Patriarchen. So rührte die Eroberung des gänzlich von Palästinensern besiedelten biblischen Kernlandes der Juden an tief verborgene Identitätsbezüge; und mittels des Zugriffs auf Westbank und Ghaza verschoben sie sich zusehends auf die zentrale Bedeutsamkeit des Landes, auf den Mythos von »Erez Israel«.

Von seiner Selbst- und Fremdwahrnehmung her war Israel bis dahin jedenfalls ein Land dynamischer Modernisierung und sozialistischer Vergesellschaftung – ein Ort der Realisierung konkreter, diesseitiger Utopien. Nach 1967 sollte alles anders werden. Der verstärkte Einbruch des Mythos in die Politik veränderte die Bewußtseinslage tiefgreifend, zumal seine biblische Bedeutung den Ort nicht auf sich beruhen ließ. Er begann auch eine andere, *seine* Zeit zu evozieren. So verschob sich die zeitliche Verortung des jüdischen Staates aus der säkularen Gegenwart heraus immer mehr in einen Raum mythischer Zeit hinein, die zur Veränderung des Selbstverständnisses bzw. der Legitimationsgrundlage des Staates Israel beitrug.

Wie tief jene Veränderungen sich inzwischen auf das öffentliche Bewußtsein auszuwirken vermochten, dürfte kaum angebbar sein, obwohl sich über die Jahre und vor allem seit dem Libanonkrieg 1982 manche Ernüchterung eingestellt hat. Dies herauszufinden wird jedenfalls Sache einer kompromißbereiten israelischen Regierung sein, die Judäa und Samaria wie den Ghazastreifen für einen historischen Ausgleich mit den Palästinensern zu sedieren hätte. Dann wird sich herausstellen, ob es sich bei jenen Gebieten noch um bloß besetzt gehaltene Territorien oder bereits um einen Kernbereich des israelischen Selbstverständnisses handelt, um eine Realität, die sich mit arithmetischen parlamentarischen Mehrheiten nicht einfach wird revidieren lassen. Am Einbruch des Heiligen in das Politische ist jedenfalls nicht die religiöse Orthodoxie schuld, wie es der Einfluß der religiösen Parteien auf den Staat zu indizieren scheint. Die Orthodoxie hat sich keineswegs auf die Unverzichtbarkeit des Landes festgelegt, obschon der von säkular-nationalistischer Seite eingeforderte Mythos die Religion nicht da-

vor bewahren konnte, durch Denkform und Symbolik politischer Theologie affiziert zu werden.
Doch diese Entwicklung trägt keineswegs Ausschließlichkeitscharakter. Denn die inzwischen über zwanzig Jahre Besatzung hatten, dialektisch gesehen, auch manche positive Wirkung. Positiv insofern, als die durch bewehrte Grenzen hergestellte absolute Trennung von Israelis und Palästinensern in der mit dem Bonus der Normalität ausgezeichneten Zeit von 1948 bis 1967 zu einer nicht wieder herstellbaren Vergangenheit gehört. Juden und Araber im Gebiet des ehemaligen britischen Mandatsgebietes Palästina haben nach 1967 ein weitaus höheres Bewußtsein voneinander entwickelt. Zwar führte die nunmehr unmittelbar gewordene physische Nähe beider Völker nach dem Fall der Grenze zu einer buchstäblichen Konkretisierung des Konflikts; gleichzeitig aber begannen sich die abstrakten Feindbilder zu verflüchtigen. Der Palästinenser wurde für den Israeli faßbar – und umgekehrt. Vor allem in den Augen politischer Palästinenser verfiel das Bild vom monolithischen Block Israel zusehends. Inzwischen hat sich die PLO schon so weit auf Israel eingelassen, daß sie über Erklärungen und Kontakte gleichsam zu einem Mitspieler israelischer Politik geworden ist. Durch gewährende oder verweigernde Manöver vermag sie der einen oder anderen Fraktion im innerisraelischen Ringen einen politischen Mehrwert zuzuschanzen oder zu versagen.
Spätestens die Intifada hat die Palästinenser im israelischen Bewußtsein zu einem politischen Subjekt erhoben. Nach jahrzehntelanger Verleugnung ist nunmehr auch dem letzten Israeli klar, daß für ihn so etwas wie ein palästinensisches Problem besteht. Beständiges Ignorieren, das einzig der Fiktion von der absoluten Gerechtigkeit der eigenen Sache, bestenfalls dem Seelenfrieden dienlich sein mochte, hat jedenfalls zu nichts geführt. Die durch die Intifada erzwungene Anerkennung der Wirklichkeit hingegen tut inzwischen ihre unübersehbare Wirkung. So ist der Aufenthalt von Israelis in den besetzten Gebieten keine Selbstverständlichkeit mehr. Auch verkehrsgünstige Abkürzungen durch die Westbank auf dem Wege zwischen Nord- und Südisrael gehören einer Zeit an, die durchaus Attribute der Vergangenheit trägt. Die gegenwärtige Ausdehnung des Landes hat mehr mit der Lage der Vorvergangenheit, mit den Jahren 1948 bis 1967 gemein, als man politisch einzugestehen bereit ist. Das Leben hat Jerusalem wieder geteilt – und die Teilung wirkt sich auch dann aus, wenn weiterhin die Fiktion der Einheit aufrechterhalten wird, als sei nichts geschehen. So beherrschen die Palästinenser, ohne Israel wirklich abschütteln zu können, das israelische Bewußtsein weit mehr als jemals zuvor. Sie haben das Land in zwei in ihrer, der palästinensischen Sache, sich unversöhnlich gegenüberstehende Lager

gespalten. Sie sind in ihrer Wirkung ein untrennbarer Teil der israelischen Wirklichkeit.

Der Weg Arafats auf Israel zu war historisch unausweichlich und politisch notwendig. Die bis dahin geltende Annahme der Palästinenser, ihre Anerkennung Israels bedeute das Ausspielen einer »letzten Karte«, mußte sich insofern als falsch erweisen, als das offizielle Israel von sich aus nie eine palästinensische Anerkennung seiner politischen Existenz als Bedingung der Beendigung des Konflikts eingefordert hatte. Die palästinensische Vorabanerkennung Israels konnte vielmehr nur als Hebel dafür dienen, durch Einwirkung auf die israelische wie auf die amerikanische Öffentlichkeit Entwicklungen in Gang zu bringen, deren Ergebnis die Anerkennung der Palästinenser als politisches Subjekt durch Israel sein soll und nicht umgekehrt die Anerkennung der Palästinenser die Voraussetzung der Anerkennung Israels durch die Palästinenser. Doch während die Palästinenser sich aus einer unversöhnlichen und mithin politisch nicht kompromißfähigen Position auf das universell anerkannte Prinzip der Teilung des Landes zubewegten, war Israel stetig von seiner 1947 von den Vereinten Nationen ratifizierten Existenzgrundlage abgerückt. Seit 1967 nahm vor allem seine Selbstlegitimation zunehmend partikularere Formen an. Dies erhöht wiederum die Schranke vor einer politischen Anerkennung der Palästinenser.

Die Widerstände gegen die israelische Anerkennung der Palästinenser als politisches Subjekt sind tief gestaffelt. Die radikalste Haltung wird repräsentiert von ideologisch aufgeladenen Siedlern und einem numerisch relativ kleinen, politisch aber dynamischen Teil der prinzipalistischen Rechten, die – unabhängig von den jeweils vorherrschenden politischen Bedingungen – einen absoluten Anspruch auf das ganze Land, auf »Erez Israel« erhebt. Diese Tendenz richtet sich in ihrem Absolutheitsanspruch auch gegen solche politischen Vorstellungen, die zwar alles mögliche beabsichtigen mögen, nur nicht die Herbeiführung einer palästinensischen Souveränität – wie etwa das Autonomiekonzept. Die Radikalen befürchten nämlich, aus gleich welcher Form palästinensischer Selbstorganisation werde sich am Ende die politische Unabhängigkeit herausbilden. Dies gilt auch für den Vorschlag Schamirs, in den besetzten Gebieten Wahlen durchzuführen mit dem Ziel einer palästinensischen Repräsentanz als Alternative zur PLO. Schamir selbst ist durchaus der ideologisch prinzipalistischen Strömung zuzurechnen. Als Ministerpräsident jedoch konnte er sich dem Drängen der Amerikaner nicht verschließen, einen Prozeß einzuleiten, der – wie er nicht zu Unrecht befürchtete – zur Gründung eines palästinensischen Staates führen könnte.

Der im Vorjahr entwickelte israelische Plan, die Palästinenser in den besetz-

ten Gebieten ihre Vertreter für Verhandlungen mit Israel wählen zu lassen, ohne sich dabei auf eine Verhandlungsrichtung festzulegen, aber Gespräche mit der PLO sowie die Gründung eines palästinensischen Staates auszuschließen, stellte in ihrer offensichtlichen Widersprüchlichkeit das Äußerste dar, worauf sich die bisherige israelische Regierung der »nationalen Einheit« noch hat einigen können. Der Rechtsblock unter Schamir wollte mit der eingeräumten Bereitschaft, in den besetzten Gebieten Wahlen durchzuführen, eingestandenermaßen auch nichts anderes als Zeit gewinnen. Jedenfalls galt es, die palästinensische Intifada einzuschläfern und zugleich den leisen, aber eindringlichen Aufforderungen der Amerikaner nachzukommen, endlich etwas im Sinne von Ausgleich und Frieden zu tun. Die Arbeitspartei wiederum, der Koalitionspartner in jener doppelköpfigen Regierung, baute darauf, daß die Gespräche zwischen den USA, Israel und Ägypten über die Modalitäten der Wahl, die Festlegung der Kriterien für die Auswahl der Kandidaten und selbstredend die Wahlen selbst eine Dynamik auslösen könnten, die ihren störrischen und ideologisch festgelegten Partner auf der Rechten mit sich reißen würde, so daß er sich, ganz gegen seinen Willen, einem Prozeß hingäbe, an dessen Ende ein Ergebnis stünde, das der Likud von sich aus niemals akzeptiert hätte. Einig war sich die Regierung der »Nationalen Einheit« jedenfalls darin, die PLO aus diesem Prozeß herauszuhalten.

Der Eintritt in einen solchen Prozeß mutete den rechten Teil der Regierungskoalition schon deshalb schwierig bis unmöglich an, weil allen direkt und indirekt Beteiligten und damit auch den USA klar war, daß die PLO ante portas steht – daß ihr formelles Eintreten in den Prozeß eigentlich nur von seinem weiteren Fortgang abhinge, würde er erst einmal in Gang gesetzt. Ein möglicher Formelkompromiß für das Anfangsprocedere schlug sich in einem Schreiben nieder, das der amerikanische Außenminister Baker an die doppelköpfige israelische Regierung expediert hatte. Spätestens hier sah sich die rechte Riege unter Ministerpräsident Schamir veranlaßt, die Bremsen zu ziehen, sollte der vorzügliche Zeitgewinnplan nicht seine Zweischneidigkeit offenbaren und dem komplizierten Spiel um das Procedere der bittere Ernst wirklicher Verhandlungen folgen. So brach die Regierung auseinander – die Spaltung der israelischen Gesellschaft offenbarte sich aufs neue.

In der Tat lassen sich – dies muß auch der engagierte Beobachter eingestehen – wirkliche existenzielle Fragen in einer obendrein ideologisch stark aufgeladenen Gesellschaft wie der israelischen nicht mit dünnen parlamentarischen Mehrheiten durchsetzen, handelt es sich doch nicht um kontrahierbare Interessen, deren Ausgleich von räsonierenden Individuen auf der

Basis des arithmetischen Mittels gefunden werden kann. So mag das politische System nur so lange tragen, wie die brennenden Fragen des israelischen Daseins *nicht* zur Entscheidung anstehen.

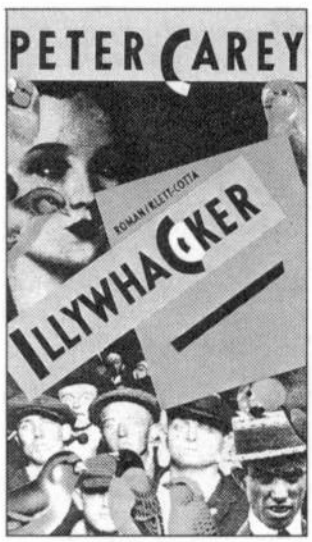
Auch der optimistische Blick auf eine pessimistisch stimmende Lage sieht wenig Hoffnung für einen politischen Alleingang desjenigen Parteienblocks in Israel, der im Konflikt mit den Palästinensern als links, d. h. als kompromißbereit gilt und dem Frieden vor anderen letzten Werten Vorrang gewährt. In einem im Prinzip wenig kompromißfähigen Konflikt, in dem obendrein dem Mythos erhebliches Gewicht zukommt, ist mit guten Argumenten wenig auszurichten. Mehrheiten organisieren sich nicht zwingend der besseren Einsicht entlang. Insofern gilt es der Zukunft wegen vornehmlich die Rechte zu beobachten. Bei näherem Hinsehen ist sie nämlich weit weniger homogen, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Dort tummeln sich neben alten Ideologen auch junge Karrieristen, neben der alten Führungsschicht europäischer Herkunft vor allem auch sozial Benachteiligte mit orientalischem Hintergrund. Eine höchst heterogene Schar also, die sich wesentlich in ihrer historischen Gegnerschaft zum Block der Arbeitspartei gefunden hat, jenem Gründerverein, der den Staat allzulang als eine Mischung von kollektivem Privatbesitz und sozialistischer Latifundie betrachtet hat. Seit über zehn Jahren stellten der Arbeiterblock und seine Führer, obwohl längst nicht mehr an der Macht und bestenfalls nur an der Regierung beteiligt, eine beliebte Projektionsfläche auch für jenen Groll dar, der sich immer wieder neu am Bodensatz der Gesellschaft bildet.

Sicher – die Ideologie vom ganzen Land, von »Erez Israel«, liegt vor allem den Rechten am Herzen, und für manchen von ihnen ist sie wirklich existenziell. Dennoch sind sich die Heerführer ihrer verschiedenen Lager gram – trotz aller nach außen hin demonstrierten Einigkeit. Persönliches, Herkunft und Hintergrund, aber vor allem der unstillbare Drang zur Macht verzehrt jene, die sich als Diadochen um die bald anstehende Nachfolge Schamirs bemühen. Den USA gegenüber gibt sich der Likud noch stark und unnachgiebig; und doch lassen sich heute bereits – vor allem unter den Jüngeren – Personen ausmachen, die das Gewicht der inzwischen wohl einzigen Weltmacht kennen, von der das Wohlergehen des jüdischen Staates so eminent abhängt. Und all dies in einer Welt ohne Ost-West-Gegensatz, ohne wirkliche oder vermeintliche sowjetische Bedrohung im Nahen Osten oder anderswo. Und nicht zu vergessen: die russische Einwanderung. Sie repräsentiert weit mehr das Unideologische, das Soziale an Israel. Siedler für die besetzten Gebiete geben diese Einwanderer nicht her. Eher vergrößern sie das Heer der Arbeitslosen im Land, und was sich weit dramatischer auswirken dürfte: ihre kostspielige Integration geht schon heute zu Lasten

der Ärmsten der Armen – vor allem Israelis orientalischer Herkunft, die, auf den unteren Stufen der sozialen Leiter kauernd, sich sagen lassen müssen, es gelte, die Besserung ihrer Lage nochmals aufzuschieben. Und das ihnen, die doch zur Klientel der populistischen Rechten gehören! Alles dies: das Behalten der besetzten Gebiete oder gar ihre Einverleibung; die Integration der russischen Einwanderung; Arbeitslosigkeit und die Verbesserung der sozialen Lage der wesentlich schlechter gestellten israelischen Bevölkerung orientalischer Herkunft – all dies dürfte sich bei einer auch nur geringen Einschränkung der Finanzhilfe aus den USA als unvereinbar erweisen. So könnte für diejenigen in Israel, denen das Prinzipielle so nahe geht, sich eine dramatische Wahl eröffnen: Gebiete oder Einwanderung.
Vor dieses Dilemma sollte besser die politische Rechte in Israel gestellt werden. Den Widrigkeiten der Regierungsmacht unter veränderter globaler Konstellation ausgesetzt, müßte sie entweder Schritte in Richtung eines Ausgleichs mit den Palästinensern einleiten, ein Akt der Selbstüberwindung, den der Likud-Block wohl kaum als einheitliche Formation überstehen würde, oder aber eine Konfrontation mit den USA in Kauf nehmen, die ihm kaum besser bekommen dürfte. Die politische Linke wäre dann des Drucks von rechts ledig, um das einzuleiten, was den Konflikt um Palästina einem historischen Kompromiß zuführen könnte: die gegenseitige Anerkennung von Israelis und Palästinensern. So soll es sein – so fordert es die optimistische Variante. Die Zeichen jedoch, die Zeichen weisen auch in eine andere Richtung.

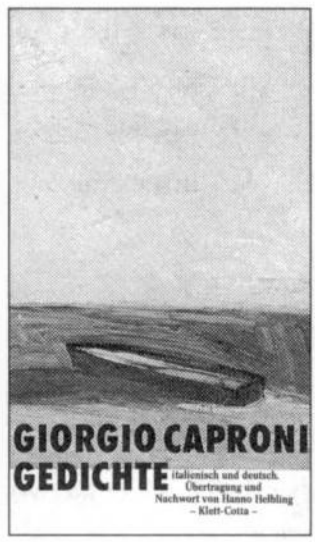
Neuerscheinungen Frühjahr '90

Eine Auswahl aus unserem literarischen Programm



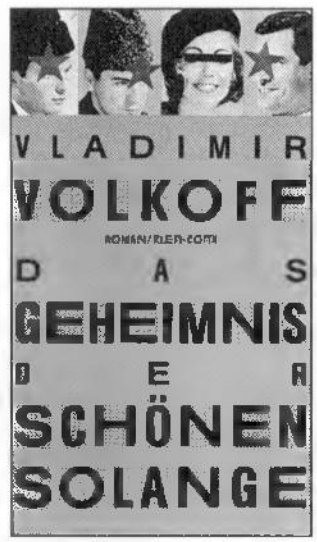
Peter Carey:
Illywhacker
Roman. Aus dem Englischen übersetzt von
Dirk van Gunsteren
688 Seiten, Linson,
44,- DM/öS 343,-

»Die Geschichte Australiens«, so notierte Mark Twain, »ist fast immer pittoresk. Sie liest sich wie die Ansammlung der wunderbarsten Lügen; und es sind alles frische, neue Lügen, keine schimmligen, alten, abgestandenen. Sie ist voller Überraschungen und Abenteuer, voller Unstimmigkeiten und Unglaubwürdigkeiten - aber alles ist wahr, alles ist passiert.«
Herbert Badgery ist 139 Jahre alt und ein hinreißender Lügner. Doch seine Lebenserinnerungen sind gleichzeitig eine traurig-komische Tour de force durch unser Jahrhundert, von der wilden Zeit des Aufbruchs Australiens bis zur Invasion der Touristen, die den fünften Kontinent mit einem Freilandzoo verwechseln.



Giorgio Caproni:
Gedichte
Italienisch und deutsch
Ausgewählt, übertragen und mit einem Nachwort versehen von Hanno Helbling
188 Seiten, Pappband,
38,- DM/öS 296,-

Giorgio Caproni ist einer der großen Namen der italienischen Literatur; in Deutschland sind seine Gedichte, bis auf wenige Ausnahmen, bisher unbekannt. -
Seine Stimme sei »seit den dreißiger Jahren die musikalischste« unter den Lyrikern Italiens, schreibt die Kritik - sie ist es trotz ihrer Verlorenheit, ihrer Ortlosigkeit: »All mein Fahren war nur ein Verharren,/da wo ich nie war.« Aeneas, »der Flüchtling«; der Reisende, der den Zug an unbekanntem Ort verläßt; der Mann, der im Dunkeln allein trinkt: dies sind symbolische Figuren dieser Gedichte, deren Poetik Italo Calvino als »negative Ontologie« beschrieb.



Vladimir Volkoff:
Das Geheimnis der schönen Solange
Roman. Aus dem Französischen übersetzt
von Karin Balzer
472 Seiten, Linson,
44,- DM/öS 343,-

Boris und François machen beide im Geheimdienst Karriere; der eine ist Ostjude und berüchtigter Funktionär unter Stalin; der andere strenger Katholik, den Folter und Massenliquidierung des Naziregimes am Glauben irre werden lassen. Ein Geheimauftrag führt François zu Solange, der angeblichen Tochter von Boris. Bevor er ihr Geheimnis lüften kann, haben sie sich - unter den wohlwollenden Augen ihrer Schutzengel - ineinander verliebt.

Klett-Cotta
Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Anmerkungen der Redaktion

Richard Swartz, geb. 1945, ist seit 1972 Osteuropakorrespondent des *Svenska Tagbladet*; seit Mitte der Siebziger ist er in der DDR akkreditiert. Lebt in Wien.

Claus Leggewie, geb. 1950, ist Professor für Politikwissenschaft in Gießen und lebt in Köln. Zuletzt erschien von ihm *Die Republikaner. Ein Phantom nimmt Gestalt an.*

Martin Pollack, geb. 1944, lebt als Übersetzer und Korrespondent des *Spiegel* in Wien.

Uwe Wesel, geb. 1933, ist Professor für Rechtsgeschichte und Zivilrecht an der Freien Universität Berlin. Zuletzt erschien von ihm der Essay-Band *Recht und Gewalt. Dreizehn Eingriffe.*

Stefan Welzk, geb. 1942, Physiker, Philosoph und Ökonom, lebt bei Hamburg. Soeben erschien sein Band *Europa '93: Flop oder Fortschritt?*

Irene Dische, geb. 1952 in New York, Schriftstellerin, lebt seit 1979 in Berlin. 1989 erschien *Fromme Lügen.*

Otto Kallscheuer, geb. 1950, lebt in Berlin.

Lothar Baier, geb. 1942, lebt als Essayist, Kritiker und Übersetzer in Frankfurt.

Cora Stephan, geb. 1951, Essayistin, lebt in Frankfurt. Zuletzt erschien von ihr *Weiterhin unbeständig und kühl. Nachrichten über die Deutschen.*

György Dalos, geb. 1943, Schriftsteller, Übersetzer und Redakteur, lebt in Budapest und Wien. Soeben erschien von ihm *Die Beschneidung.*

Ausra Kamenets von Bleischroeder ist Professorin für Geschichte an der Königsberg-Universität der Republik Kurland und Direktorin des Instituts für Amerikanische Studien in Petrograd, Großkarelien. Der Aufsatz in diesem Heft ist ein Auszug aus ihrem Buch *Nordamerika im devolutionären Übergang 2005-2022*, das im Juni 2037 von der Devo-Gesellschaft des Freistaates Sachsen veröffentlicht werden wird. Im 20. Jahrhundert schrieb sie unter dem Namen Harvey S. Segal und lebte in New York.

Karl Schlögel, geb. 1948, Historiker und Publizist, lebt in Westberlin. Zuletzt erschien von ihm *Petersburg 1809-1921. Laboratorium der Moderne.*

Sonja Margolina, geb. 1951 in Moskau, lebt jetzt in Westberlin. Zuletzt veröffentlichte sie *Die Weltsicht Osip Mandelstams.*

Dan Diner, geb. 1946, Hochschullehrer für Geschichte an den Universitäten Essen und Tel Aviv, lebt in Frankfurt. Zuletzt erschien von ihm *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz.*

Kursbuch 101 **Abriß der DDR** September 1990

Eine Vorschau auf diese Nummer enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

Index Kursbuch 91 bis 100

Aids als Chance? Fragen an einen Infizierten *Kursbuch 94*, 1988; S. 45
Al-Qazwii: Die Wasserhülle *Kursbuch 92*, 1988; S. 49
Auf der Mauer, Jost: Basler Mitgift *Kursbuch 96*, 1989; S. 85

Baier, Lothar: Bericht von der Erde, *Kursbuch 100*, 1990; S. 95
Bartels, Daghild: Die Kunst im Griff. Galerien, Sammler, Aussteller *Kursbuch 99*, 1990; S. 59
Becker, Detlev: Die Bombe basteln *Kursbuch 91*, 1988; S. 179
Becker, Karl-Heinz/Dörfler, Michael: Rezept für ein Apfelmännchen *Kursbuch 98*, 1989; S. 39
Behr, Hans-Georg: Heilige Flüsse – dämonische Ufer. Gebräuche aus dem Kathman-du-Tal *Kursbuch 92*, 1988; S. 33
Behr, Hans-Georg: Spätlese *Kursbuch 98*, 1989; S. 170
Biersma, Rob: Land unter. Holländische Meeresspiegeleien *Kursbuch 92*, 1988; S. 144
Bingemer, Heinz: Spurensuche *Kursbuch 96*, 1989; S. 59
Bismarck, Otto v.: Nachruf auf einen MP *Kursbuch 91*, 1988; S. 186
Bleischröder, Ausra K. v.: Ex uno plures. Die amerikanische Devolution *Kursbuch 100*, 1990; S. 137
Böhme, Irene: Museumsreif *Kursbuch 99*, 1990; S. 182
Bolesch, Cornelia: »Glück? Meine Güte!« Auskünfte 1989 *Kursbuch 95*, 1989; S. 63
Bolesch, Cornelia: Die Revolution aus dem Kanal *Kursbuch 99*, 1990; S. 175
Braitenberg, Valentin: Monistische Meditationen *Kursbuch 91*, 1988; S. 161
Braitenberg, Valentin: Der Wurm im Ich *Kursbuch 95*, 1989; S. 39
Breuer, Reinhard: Atemnot *Kursbuch 96*, 1989; S. 1
Breuer, Reinhard: Die physikalische Ständegesellschaft. Beschreibung einer Initiation *Kursbuch 97*, 1989; S. 137
Britsch, Eckart: Nassauer. Eine kalifornische Wasserrechnung *Kursbuch 92*, 1988; S. 121
Britsch, Eckart: Berlin – Texas. Eine Situationsanalyse *Kursbuch 97*, 1989; S. 16
Britsch, Eckart: Chaos als Führungsstil *Kursbuch 98*, 1989; S. 107
Britsch, Eckart: Snap, Crackle, Pop. Die Kunststadt New York *Kursbuch 99*, 1990; S. 47
Bullivant, Keith: Alma mater britannica. Die kaputtsanierte Universität *Kursbuch 97*, 1989; S. 184

Collini, Stefan: Neue Leier, neue Dreier. Forschung in den Geisteswissenschaften *Kursbuch 91*, 1988; S. 2
Conrad, Jobst: Grundwasser und Landwirtschaft *Kursbuch 92*, 1988; S. 77
Coy, Wolfgang: Dem Wahren, Schönen, Guten. Die künstlerische Botschaft der Mathematik *Kursbuch 98*, 1989; S. 43

Daele, Wolfgang van den: Auf der Keimbahn. Die Unvermeidbarkeit der High-Tech-Medizin *Kursbuch 94*, 1988; S. 165
Dalos, György: Der alte Mann in Budapest *Kursbuch 91*, 1988; S. 184
Dalos, György: Nörgeleien eines Berufseuropäers *Kursbuch 100*, 1990; S. 129
Demski, Eva: Käthe oder die versetzten Berge *Kursbuch 93*, 1988; S. 26
Dietz, Barbara: Fluß-Perestroika *Kursbuch 92*, 1988; S. 132
Diner, Dan: Das Ende des Palästinakonflikts *Kursbuch 100*, 1990; S. 173

Dinkler, Marina: Schluß-Strich *Kursbuch 99*, 1990; S. 81
Dische, Irene: Der Mann, der die Großstadt »Mamma« nannte *Kursbuch 100*, 1990; S. 67
Döbert, Rainer: »Zivilreligion«. Ein religiöses Nichts, religionstheoretisch betrachtet *Kursbuch 93*, 1988; S. 67
Dörfler, Michael / Becker, Karl-Heinz: Rezept für ein Apfelmännchen *Kursbuch 98*, 1989; S. 39

Edding, Friedrich: Das Soll, das Ist und der Plan. Dilemmata der Bildungsökonomie *Kursbuch 97*, 1989; S. 171
Enzensberger, Hans Magnus: Gangarten. Ein Nachtrag zur Utopie *Kursbuch 100*, 1990; S. 1
Evans, Richard J.: Angst in den Zeiten der Cholera *Kursbuch 94*, 1988; S. 89

Fabian, Peter: Ozon – Innenansicht eines Lochs *Kursbuch 96*, 1989; S. 27
Frey, Bruno S. / Serna, Angel: Der Preis der Kunst. Rentabilitätsberechnungen *Kursbuch 99*, 1990; S. 105
Fritz-Vannahme, Joachim: Sartrons Sinnsuche. Französische Zustände *Kursbuch 91*, 1988; S. 125
Fritz-Vannahme, Joachim: 1789. Eine Kalendergeschichte *Kursbuch 95*, 1989; S. 167
Furtner, Maria: Im Lande des Mahdi *Kursbuch 93*, 1988; S. 168
Furtner, Maria: Schwarzes Parfüm *Kursbuch 95*, 1989; S. 173

Göckenjan, Gerd: Das Pest-Regiment. Zu welchem Zweck Seuchen über die Menschen kommen *Kursbuch 94*, 1988; S. 68
Goethe, Johann Wolfgang: Zirrus, Kumulus, Stratus, Nimbus *Kursbuch 96*, 1989; S. 138
Gorsboth, Thomas / Wagner, Bernd: Die Unmöglichkeit der Therapie. Am Beispiel der Tuberkulose *Kursbuch 94*, 1988; S. 123
Grasskamp, Walter: Der unsichtbare Markt. Eine Séance *Kursbuch 99*, 1990; S. 97
Graßl, Hartmut: Aus der Luft gegriffen. Gespräch mit dem Klimaforscher *Kursbuch 96*, 1989; S. 47
Grefe, Christiane: München feuchtet *Kursbuch 92*, 1988; S. 65
Grill, Bartholomäus: Du hast keine Chance, aber nutze sie! *Kursbuch 95*, 1989; S. 131
Grimm, Brüder: Vom süßen Brei *Kursbuch 95*, 1989; S. 1
Grimminger, Rolf: Die Welt im Kopf und außerhalb *Kursbuch 91*, 1988; S. 73
Grimminger, Rolf: Glücksansprüche *Kursbuch 95*, 1989; S. 2
Grözinger, Gerd: Crash 'n Cash *Kursbuch 91*, 1988; S. 176
Grözinger, Gerd: Teure Freiheit *Kursbuch 94*, 1988; S. 189
Grözinger, Gerd: RealFundamentalismus *Kursbuch 95*, 1989; 169
Grözinger, Gerd: Vom Sozialismus zum Laborismus *Kursbuch 99*, 1990; S. 185

Hacke, Axel: Unberufen toi, toi, toi *Kursbuch 93*, 1988; S. 199
Hackenesch, Christa: Lohn der Tugend *Kursbuch 95*, 1989; S. 30
Hackenesch, Christa: Vom Chaos der Gefühle *Kursbuch 98*, 1989; S. 101
Hafkemeyer, Jörg: Wie Mexiko-City sich das Wasser abgrub *Kursbuch 92*, 1988; S. 41
Heine, Heinrich: »Es war, als ob die Welt unterginge«. Französische Zustände 1832 *Kursbuch 94*, 1988; S. 1
Heppe, Hortense v.: Über die Kunst, kein Künstler zu sein *Kursbuch 99*, 1990; S. 6
Hinrichs, Reimer: Der HIV-Bonus. Schwierigkeiten mit der Normalität einer Krankheit *Kursbuch 94*, 1988; S. 51

Höfer, Max A.: Der Tanz ums Goldene Kalb *Kursbuch 99*, 1990; S. 85
Holl, Adolf: Das Heilige. Nachruf auf eine Kopfgeburt *Kursbuch 93*, 1988; S. 17

Jaeger, Herbert: Komplexe Systeme. Eine Schule der Bescheidenheit *Kursbuch 98*, 1989; S. 149

Kade-Luthra, Veena: Sikh ut Deus. Der Glaubenskrieg im Punjab *Kursbuch 93*, 1988; S. 125
Kafka, Franz: Poseidon *Kursbuch 92*, 1988; S. 1
Kahlert, Joachim: Herr über Wolken. Schwierigkeiten bei der Begründung eines Forschungsprogramms *Kursbuch 96*, 1989; S. 111
Kallscheuer, Otto: Italienische Seitenstiche *Kursbuch 91*, 1988; S. 135
Kallscheuer, Otto: Prophete rechts, Prophete links. Die Wiederkehr der politischen Theologie *Kursbuch 93*, 1988; S. 36
Kallscheuer, Otto: Pfingsten 2035 *Kursbuch 100*, 1990; S. 75
Kammerer, Peter: Compromesso caotico *Kursbuch 98*, 1989; S. 141
Karsunke, Yaak: Die Russen kommen *Kursbuch 94*, 1988; S. 187
Karsunke, Yaak: Die Zukunft der Vergangenheit *Kursbuch 98*, 1989; S. 173
Karsunke, Yaak: Das Sein verstimmt das Bewußtsein *Kursbuch 99*, 1990; S. 178
Kluge, Thomas / Schramm, Engelbert: Reinheitsgebote. Die Wassergüte im hydrotechnischen Kreislauf *Kursbuch 92*, 1988; S. 53
Kluge, Thomas / Schramm, Engelbert: Versorgen – Entsorgen. Die Wasserpolitik in der Krise *Kursbuch 92*, 1988; S. 105
Kluge, Thomas / Schramm, Engelbert: Vom Himmel hoch. Eine Geschichte der TA Luft *Kursbuch 96*, 1989; S. 91
Knapp, Gottfried: Der Geschmack der Gremien *Kursbuch 99*, 1990; S. 157
Korff, Friedrich Wilhelm: Über Luft *Kursbuch 96*, 1989; S. 142
Krebs, Julius: Glasnostologie *Kursbuch 92*, 1988; S. 162
Krings, Carolin: Auf die Menschheit losgelassen. Befunde aus dem Medizinstudium *Kursbuch 97*, 1989; S. 43
Krohn, Wolfgang / Küppers, Günter: Rekursives Durcheinander. Wissenschaftsphilosophische Überlegungen *Kursbuch 98*, 1989; S. 69
Küppers, Günter / Krohn, Wolfgang: Rekursives Durcheinander. Wissenschaftsphilosophische Überlegungen *Kursbuch 98*, 1989; S. 69

Laska, Reinhard: Ein Applaus für Jesus *Kursbuch 93*, 1988; S. 99
Lederberg, Joshua: Die Rache der Kleinsten. Zur Evolution der Mikroorganismen *Kursbuch 94*, 1988; S. 149
Leggewie, Claus: Politologie: Wissenschaft oder Kaderschmiede? *Kursbuch 97*, 1989; S. 99
Leggewie, Claus: Reich werden oder Bund bleiben? Eine Begegnung mit Herrn von Metternich *Kursbuch 100*, 1990; S. 23
Lewis, Bernard: Die islamische Revolution *Kursbuch 93*, 1988; S. 153
Lovelock, James E.: Das Atmen der Erde. Ein geophysiologisches Modell *Kursbuch 96*, 1989; S. 69
Lübbe, Hermann: Geschichtsinteresse in einer dynamischen Zivilisation *Kursbuch 91*, 1988; S. 18

Mahr, Bernd: Informatik. Wachstumsstörungen eines Wunderkinds *Kursbuch 97*, 1989; S. 55
Mahr, Bernd: Chaos-Connection. Einwände eines Informatikers *Kursbuch 98*, 1989; S. 83
Mai, Ekkehard: Bilderdienst. Kunst, Geschichte, Publikum *Kursbuch 91*, 1988; S. 109

Margolina, Sonja: Rußland ist einsam *Kursbuch 100*, 1990; S. 165
Marquard, Odo: Verspätete Moralistik *Kursbuch 91*, 1988; S. 13
Mattenklott, Gert: Kanon und Neugier *Kursbuch 91*, 1988; S. 99
Meier, Christian: Klio als Klatschbase *Kursbuch 91*, 1988; S. 47
Meroth, Peter: Den Bach runter *Kursbuch 92*, 1988; S. 93
Meyhöfer, Annette: Die von Lust reden *Kursbuch 95*, 1989; S. 105
Meyhöfer, Annette: Künstler werden gar nicht schwer. Besuch einer Akademie *Kursbuch 99*, 1990; S. 17
Michel, Karl Markus: Der Ruf nach dem Geist *Kursbuch 91*, 1988; S. 27
Michel, Karl Markus: Alles Theater! *Kursbuch 92*, 1988; S. 168
Michel, Karl Markus: Zwischen Himmel und Erde. Ein Geisterzug *Kursbuch 96*, 1989; S. 153
Michel, Karl Markus: Orkustour *Kursbuch 96*, 1989; S. 175
Michel, Karl Markus: Einführung in ein Ärgernis *Kursbuch 99*, 1990; S. 1
Michel, Karl Markus: Heiliger Lukas! Kritik der Kunstkritik *Kursbuch 99*, 1990; S. 129
Mindernickel, Tobias: Schafft eins, zwei, viele Albanien! *Kursbuch 91*, 1988; S. 181

Negt, Oskar: Fünf Thesen zur Notwendigkeit der Geisteswissenschaften *Kursbuch 91*, 1988; S. 68
Nietzsche, Friedrich: Hört, hört! *Kursbuch 97*, 1989; S. 1
Niklewski, Günter: Auf der Welle. Ein Wasserornament *Kursbuch 92*, 1988; S. 154
Nitsch, Wolfgang: ABC. Perspektiven für eine künftige Universität *Kursbuch 97*, 1989; S. 2
Nutt, Wolfgang und Harry: Fortuna zu Pferde *Kursbuch 95*, 1989; S. 123

Parin, Paul: Psychoanalytische Entlarvung des Glücks *Kursbuch 95*, 1989; S. 111
Paslack, Rainer: »... da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein«. Die Karriere des Chaos zum Schlüsselbegriff *Kursbuch 98*, 1989; S. 121
Perger, Werner A.: Ein Oskar für uns *Kursbuch 92*, 1988; S. 165
Perger, Werner A.: Ein Nachruf für die Schublade *Kursbuch 96*, 1989; S. 173
Petersen, Asmus: Was wir so glauben *Kursbuch 93*, 1988; S. 59
Pleschinski, Hans: Im Dunstkreis der Gasmaske *Kursbuch 96*, 1989; S. 127
Pollack, Martin: Kreuz und Sichel Oder die letzte polnische Teilung *Kursbuch 93*, 1988; S. 51
Pollack, Martin: Nach der Befreiung. Osteuropäisches Lamento *Kursbuch 100*, 1990; S. 36
Press, Frank / Siever, Raymond: Woher kam all das Wasser? *Kursbuch 92*, 1988; S. 12
Preuß, Ulrich K.: Demokratie in der Hochschule *Kursbuch 97*, 1989; S. 151

Rehländer, Jens: Abschied von Tübingen *Kursbuch 97*, 1989; S. 89
Remann, Micky: Glückspilze *Kursbuch 95*, 1989; S. 141
Ritter, Henning: Preisfragen *Kursbuch 91*, 1988; S. 23
Roll, Evelyn: Der Weg nach oben. Frankfurter Künstlerkarrieren *Kursbuch 99*, 1990; S. 23
Rosenbrock, Rolf: HIV-Positivismus. Plädoyer für die Einhaltung der Kunstregeln *Kursbuch 94*, 1988; S. 21
Ruf, Bernhard: Mit dem Virus leben *Kursbuch 94*, 1988; S. 10

Schlaffer, Hannelore, Die Gegenwart des Glücks *Kursbuch 95*, 1989; S. 93
Schlögel, Karl: Glückliches Amerika, armes Rußland *Kursbuch 100*, 1990; S. 155
Schnädelbach, Herbert: Kritik der Kompensation *Kursbuch 91*, 1988; S. 35
Schneider, Manfred: Die Listen der Vernunft *Kursbuch 95*, 1989; S. 47
Schopenhauer, Arthur: Über Gelehrsamkeit und Gelehrte *Kursbuch 91*, 1988; S. 1

Schramm, Engelbert / Kluge, Thomas: Reinheitsgebote. Die Wassergüte im hydrotechnischen Kreislauf *Kursbuch 92*, 1988; S. 53
Schramm, Engelbert / Kluge, Thomas: Versorgen – Entsorgen. Die Wasserpolitik in der Krise *Kursbuch 92*, 1988; S. 105
Schramm, Engelbert / Kluge, Thomas: Vom Himmel hoch. Eine Geschichte der TA Luft *Kursbuch 96*, 1989; S. 91
Schuller, Marianne: Textilien. Literaturwissenschaft in der Krise? *Kursbuch 97*, 1989; S. 71
Schulze, Reinhard: Der lange Bart des Propheten *Kursbuch 93*, 1988; S. 137
Sebald, Hans: New-Age-Spiritualität *Kursbuch 93*, 1988; S. 105
Segal, Harvey S.: siehe Bleischröder, Ausra K. v.
Seiler, Manfred: Maß und Wert. Zur Forschungsmessung in den Geisteswissenschaften *Kursbuch 91*, 1988; S. 89
Selbständig und ohne fremde Hilfe. Titel westdeutscher Dissertationen 1986/87 *Kursbuch 91*, 1988; S. 10
Serna, Angel / Frey, Bruno S.: Der Preis der Kunst. Rentabilitätsberechnungen *Kursbuch 99*, 1990; S. 105
Shammas, Anton: Araber sein in Israel *Kursbuch 92*, 1988; S. 157
Siever, Raymond / Press, Frank: Woher kam all das Wasser? *Kursbuch 92*, 1988; S. 12
Spengler, Tilman: Die letzten Tage von Starnberg *Kursbuch 91*, 1988; S. 149
Spengler, Tilman: Wenn China in die Knie sinkt *Kursbuch 93*, 1988; S. 189
Spengler, Tilman: Von Mao zu Mozart – und zurück *Kursbuch 98*, 1989; S. 165
Stangl, Reinhard: Der Apfel als Weltbild. Kleine Kunstgeschichte der DDR *Kursbuch 99*, 1990; S. 31
Stephan, Cora: Iras Modell. Der Report der Magda *Kursbuch 100*, 1990; S. 113
Swartz, Richard: Die Deutschstunde *Kursbuch 100*, 1990; S. 11

Tabor, Jan: Ein Kulturfossil aus dem 19. Jahrhundert. Klagelied eines Kunstkritikers *Kursbuch 99*, 1990; S. 115
Thorbrietz, Petra: Die Magie des Tropfens. Erinnerung an einen Aquasophen *Kursbuch 92*, 1988; S. 21
Thorbrietz, Petra: Waldesluft. Besuch bei einem Forstökologen *Kursbuch 96*, 1989; S. 39
Treumann, Rudolf A.: »Und die Erde war wüst und leer«. Haydn und die Schöpfung *Kursbuch 98*, 1989; S. 61

Unger, Bernd: Rosige Aussichten. Eine Prognose *Kursbuch 95*, 1989; S. 83

Wagner, Bernd / Gorsboth, Thomas: Die Unmöglichkeit der Therapie. Am Beispiel der Tuberkulose *Kursbuch 94*, 1988; S. 123
Wagner, Rudolf G.: Chinesisches Sinnstift *Kursbuch 91*, 1988; S. 57
Wagner, Rudolf: L'Imaginaire du monde. Erweckungszüge im 19. Jahrhundert *Kursbuch 93*, 1988; S. 177
Wedel, Ezzelino v.: Gott im Ohr. Die Verkündigung in den Medien *Kursbuch 93*, 1988; S. 87
Welzk, Stefan: Leitstern Japan *Kursbuch 91*, 1988; S. 173
Welzk, Stefan: Von der Notwendigkeit der Verschwendung *Kursbuch 95*, 1989; S. 175
Welzk, Stefan: Revue der Schimären *Kursbuch 100*, 1990; S. 55
Wesel, Uwe: The pursuit of happiness. Von den Verheißungen der Demokratie *Kursbuch 95*, 1989; S. 21
Wesel, Uwe: Juristenausbildung. Wider den geplanten Leerlauf *Kursbuch 97*, 1989; S. 29

Wesel, Uwe: Innerlich erröten *Kursbuch 100*, 1990; S. 42
Will, Herbert: Die Privatisierung Gottes *Kursbuch 93*, 1988; S. 1
Winau, Rolf: Amors vergiftete Pfeile. Die Lektionen der Syphilis *Kursbuch 94*, 1988; S. 107
Wischenbart, Rüdiger: ABC-Markt *Kursbuch 96*, 1989; S. 179
Woldeck, Rudolf v.: Der Stoff, durch den wir sind *Kursbuch 92*, 1988; S. 2
Woldeck, Rudolf v.: Die gestundete Arbeit *Kursbuch 94*, 1988; S. 181
Woldeck, Rudolf v.: Forscherglück *Kursbuch 95*, 1989; S. 155
Woldeck, Rudolf v.: Die Ordnung der Atmosphäre *Kursbuch 96*, 1989; S. 10
Woldeck, Rudolf v.: Weltraumdreck *Kursbuch 96*, 1989; S. 182
Woldeck, Rudolf v.: Formeln für das Tohuwabohu *Kursbuch 98*, 1989; S. 1
Woldeck, Rudolf v.: Bit-Art *Kursbuch 99*, 1990; S. 165

Ziegs, Beate: Chaos-Magie *Kursbuch 98*, 1989; S. 27
Zimmer, Jürgen: Die Teekampagne. Skizze einer anderen Ausbildung *Kursbuch 97*, 1989; S. 121

VERLAG
J.B. METZLER

Ludwig Giesz

Philosophische Spaziergänge

Zwölf vorsichtige Antworten auf die Frage, wie man sich denn im Leben einzurichten hätte

Mit einem Nachwort von Enno Rudolph

VERLAG
J.B. METZLER

Ludwig Giesz
Philosophische Spaziergänge
Zwölf vorsichtige Antworten auf die Frage, wie man sich im Leben denn einzurichten hätte
1990. VI, 227 S., geb. DM 38,–
ISBN 3-476-00686-7

Hans-Albrecht Koch/ Agnes Krup-Ebert (Hrsg.)
Welt der Information
Wissen und Wissensvermittlung in Geschichte und Gegenwart
1990. XI, 219 S., geb. DM 48,–
ISBN 3-476-00689-1

Hans Peter Thurn
Kulturbegründer und Weltzerstörer
Der Mensch im Zwiespalt seiner Möglichkeiten
1990. X, 254 S., 45 Abb., geb. DM 48,–
ISBN 3-476-00687-5

J.B. Metzler Verlag
Postfach 10 32 41
7000 Stuttgart 10

PIER PAOLO PASOLINI
Ragazzi di vita
Zum erstenmal in deutscher Übersetzung:
Pasolinis von Kirche und Justiz geächteter Roman.
Quart*buch*. Leinen. 240 Seiten, DM 29.80

CAMILO JOSÉ CELA
Neunter und letzter Wermut
28 Geschichten aus dem spanischen Leben
Die in diesem Band gesammelten Erzählungen und Geschichten bieten einen Querschitt durch die literarische Figurenwelt des Literaturnobelpreisträgers.
Aus dem Spanischen von Gisbert Haefs
Rotes Leinen. 96 Seiten, DM 19.80

RAMÓN GOMEZ DE LA SERNA
Die Wahrheit über Picasso und den Kubismus
Das vielleicht ungewöhnlichste Buch, das über Pablo Picasso, den »Künstler des Jahrhunderts« geschrieben wurde.
Aus dem Spanischen von Elke Wehr
Rotes Leinen. 96 Seiten mit Gemälden von Picasso, DM 19.80

RUDOLF DEKKER/LOTTE VAN DE POL
Frauen in Männerkleidern
Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte
Die aufregende Entdeckung und Beschreibung eines bisher unbekannten Bereiches der Frauengeschichte.
Mit einem Vorwort von Peter Burke
Aus dem Niederländischen von Maria-Theresia Leuker
Englische Broschur. 144 Seiten mit vielen Abbildungen, DM 29.80

CARLO GINZBURG
Der Käse und die Würmer
Die Welt eines Müllers um 1600
Die Mentalität und das Weltbild eines Müllers zur Zeit der Inquisition.
Aus dem Italienischen von Karl F. Hauber
Wagenbachs Taschenbücherei 178. Neuausgabe. 208 Seiten, DM 17.50

Wagenbach

Eines der erfolgreichsten und am meisten diskutierten Bücher der letzten Jahre!

Eine provozierende Aufforderung, mit der Verbesserung der Welt erst einmal bei sich selbst anzufangen.
104 Seiten 14,– DM

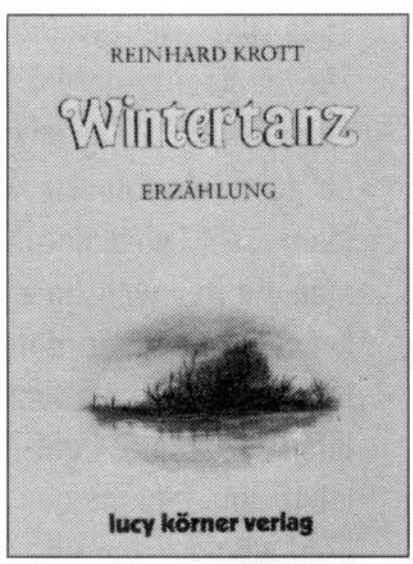
Augen und Ohren auf! Und wenn es sein muß, auch mal die Klappe!

Haben Sie Mut und lassen Sie sich zu Ihrer Angst, Ihrer Wut und Ihrem Schmerz führen.
96 Seiten 14,– DM

Gerade für unsere Gesellschaft ist dieses Buch eine wichtige Bereicherung!

Eine spannende und ergreifende Erzählung über die Rebellion in einem Altersheim.
96 Seiten 14,– DM

Eine eigenartige Liebesgeschichte, die unter die Haut geht!



Eine bemerkenswerte literarische Entdeckung über Gefühle, die selbst im Winter noch tanzen.
96 Seiten 14,– DM

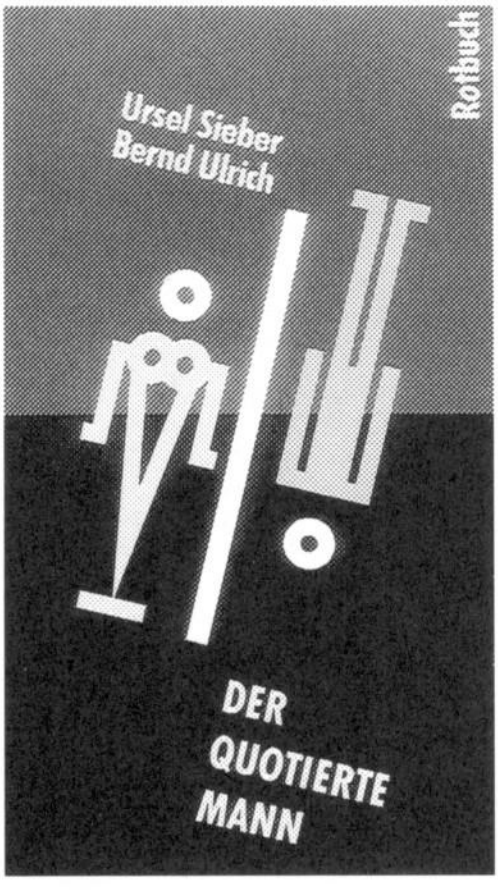
lucy körner verlag

Rotbuch Taschenbuch

»Im Augenblick, wo eine Bewegung ihre kollektive Kraft verliert, fängt das Mumifizieren an. Man muß die Kraft aus den Toten beziehen, weil es keine Zukunft mehr gibt. Die Mumifizierung Lenins war das Ende der Weltrevolution ... Für die Realität in der DDR ist es natürlich völlig unwichtig, ob da in Moskau ein Mausoleum steht, aber daran kann man die Trennungslinie gut erkennen, die quer durch Europa läuft. Mein Traum allerdings wäre ein Kohl-Mausoleum im Teutoburger Wald. Kohl würde sich auch von der Statur ausgezeichnet eignen – die größte Mumie der Welt.«
Heiner Müller

Heiner Müller
»Zur Lage der Nation«
Interviews mit Frank Raddatz
104 Seiten, DM 10,-
Rotbuch Taschenbuch 13

Rotbuch Taschenbuch



Ursel Sieber / Bernd Ulrich
Der quotierte Mann
176 Seiten, DM 15,–
Rotbuch Taschenbuch 17

Die Frauen kommen. Quotiert, aber gewaltig. Die Grünen waren erst der Anfang. Dann zogen die anderen nach: Vom Oberfeministen Geißler (CDU) bis zu Walter »Hahn im Korb Momper« (SPD). Die Elite der Zukunft ist unbeschreiblich weiblich – von Jil Sander bis Bärbel Bohley, von Rita Süßmuth bis Christa Luft.

Und die Herren der Schöpfung? Wie stellt sich das stärkere Geschlecht auf seine quotierte Zukunft ein? Bleiben den Männern nur noch Fußballspiele, das Pissoir, die Gewerkschaften oder die REPs als unquotierte Zonen?

Das Paradies «Phantasie»

Seitdem der Mensch vom Baum der (vernünftigen) Erkenntnis gegessen hat, fristet die «Phantasie» ein kümmerliches Dasein abseits des großen historischen Fortschritts. Dietmar Kamper enthüllt in vier aufschlußreichen Kapiteln seines Buches Verborgenes unter dem gewaltigen Schuttberg des untergegangen Abendlandes:

die verwegene Moderne,
die blendende Aufklärung,
die endlose Säkularisierung,
die entzauberte Wildnis.

55-509-3/DM 19,80

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag

rororo